gra.
19

P.o.germ. 1819

Niemann

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutſche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweiſe für einen Band		— M. 6 ₰

Für die franzöſiſchen und engliſchen Bücher beſteht ein beſonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweiſe für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Koſten der Poſt-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtauſch der Bücher bitten wir eine möglichſt große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünſchen um ſo ſicherer entſprochen werden kann, da bei der ſtarken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig ſein können.

Verdorben oder beſchädigt zurückgebrachte Bücher ſind mit dem vollen Wert ſogleich baar zu erſetzen.

J. Lindauer'ſche Leihbibliothek (Schöpping).
16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändleriſche Aufträge empfiehlt ſich die

J. Lindauer'ſche Buchhandlung (Schöpping).
29 Kaufingerſtraße 29.

~~36515~~

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilianspl. 16

Amors Bekenntniſſe.

Von August Niemann ſind in demſelben Verlage ferner erſchienen:

Bei Hofe. Roman aus der Gegenwart. 2 Bände. Brochirt 8 Mark, eleg. geb. 10 Mark.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Philoſophiſche Betrachtung. Brochirt 5 Mark, eleg. geb. 6 Mark.

Amors Bekenntniſſe

Eheſtandsgeſchichten

von

Auguſt Niemann.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximil. pl. 16

Dresden und Leipzig
E. Pierſon's Verlag

[1889]

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Aus der guten Geſellſchaft.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Adalbert von Rainbott-Waſſingen, der ſchöne Küraſſierlieutenant, befand ſich in einer eigenthümlichen Stimmung. Er wußte nicht, ob er ſich freuen oder ob er trauern ſollte. Eine Laſt war von ihm genommen worden, aber eine dunkle Ahnung ſagte ihm, daß er dafür eine andere, noch ſchwerere Laſt würde zu tragen haben. Ein bängliches Gefühl umſpannte ſein Herz, ſobald daſſelbe ſich freudig ausdehnen wollte. Die Neuheit ſeiner Lage umfing ihn drückender als es je der Küraß bei einem langen Ritt in der Sonnenhitze gethan, und doch hatte er das Ziel ſeiner Wünſche, den Endpunkt eines ſorgfältig berechneten Weges erreicht.

So war denn der ſchöne Offizier geneigt, zu thun, was er in ſeinem ganzen Leben noch nicht gethan hatte: reiflich und ernſtlich über ſich ſelber nachzudenken. Dieſe That leitete er dadurch ein, daß er den Pallaſch abſchnallte, ſich in einen Lehnſtuhl verſenkte, von ſeinem Burſchen die Lampe hinter ſeinen Sitz ſtellen ließ, und eine Photographie großen Formats in einem rothen Sammetrahmen anhaltend und grübelnd betrachtete.

Die Photographie ſtellte ein junges Mädchen dar, das mit großen tiefen Augen gar ernſthaft in die Welt hineinblickte und deſſen Naſe und Mund an das ganz eigenartige Gepräge erinnerte, welches die alten Künſtler im Nilthal den Königinnen und Göttinnen von Baſalt gegeben haben. Wenn das Geſicht der jungen Dame ſchwarz geweſen wäre, ſo hätte man ihren Kopf für den einer wundervollen Iſis halten können. Die junge Dame hieß Iſidora Sonnenſchein, war die jüngſt verlobte Braut des blonden Küraſſiers, und ihr Vater hatte dieſem heute Abend verſprochen, alle ſeine Schulden zu bezahlen.

„Welch ein närriſches Gefühl das iſt, keine Schulden zu haben!“ ſagte der Lieutenant in ſeiner Selbſtbetrachtung. „Zuweilen habe ich wohl geträumt, ich ſei zur Parade gekommen und habe die Schärpe oder die Epaulettes vergeſſen, oder gehe auf der Straße und entdecke plötzlich, daß ich nur halb bekleidet ſei. So ungefähr iſt mir jetzt zu Muthe. Gar keine Schulden mehr! So ungewohnt! Mir iſt, als könnte kein Menſch mehr Intereſſe an mir nehmen. Keine Gläubiger mehr! Dieſe ganze demüthige, dienſtbefliſſene Schaar, die jeden meiner Schritte verfolgte wie ein Hofſtaat, gut von mir redete, um meinen Kredit zu heben, und mir zu Liebe that, was ſie nur konnte, die iſt nun dahin. Ich ſtehe allein in der Welt. — Und doch iſt es gut ſo.“

Die Fortſetzung dieſer Betrachtungen und der Gedanke an die Familienbeziehungen, die ihn nun bald hierhin, bald dorthin führen und viel Aufwand von Diplomatie nothwendig machen würden, ermüdeten ſein Gehirn. Der Lieutenant ſtand auf. Es war elf Uhr. Er kleidete ſich in Civil und begab ſich zu ſeiner Zerſtreuung auf einen Spaziergang.

Es war ſehr lebhaft auf den Straßen. Der ſchöne Frühlingsabend hatte viele Menſchen herausgelockt, und kräftig pulſirte das Leben der Weltſtadt. Unter den Linden, Friedrichſtraße und Leipzigerſtraße wimmelte es von Spaziergängern. Der Herr von Rainbott-Waſſingen ſchritt dahin, ohne weder rechts noch links zu ſehen, die Menſchen wogten an ihm vorüber, ohne daß er ſie beachtete, und nur das allgemeine Summen der Stimmen, das Geräuſch der tauſende von Stiefeln und Stiefelchen auf dem platten harten Wege und das Getrappel und Rollen auf dem Fahrdamm drangen wie eine angenehme Muſik zu ſeinem halb abweſenden Geiſte. Doch zuweilen ſeufzte der Herr von Rainbott-Waſſingen. Er dachte an ſein Gretchen. Wie oft war er mit dem guten Kinde hier gewandelt! Wie viele Ecken erinnerten an eine Begegnung mit ihr! Dort hatte er mit ihr zu Abend gegeſſen, dort war er mit ihr in den Wagen geſtiegen, dort hatte er ſie in die Pferdebahn gehoben zu einer Partie nach den freundlichen Vororten! Das ſollte nun vorbei ſein! Das war nun ſchon vorbei! Er hatte ihr geſagt, er könne ſie nicht heirathen, das Schickſal zwinge ihn zu dem tugendhaften Leben des Familienvaters, er brauche Geld. Das hatte ſie eingeſehen, die Gute. Sie hatte ein gut Theil deſſen mit verzehrt, was der ſchöne Offizier ſchuldig war; nun wollte ſie zufrieden ſein, in die Dunkelheit zurückkehren und ſeinem Glücke kein Hindernis ſein. Sie hatte geweint, aber in ſtiller Ergebung. Dieſe ſanften Thränen brannten ihm in der Erinnerung. Es wäre ihm lieber geweſen, ſie wäre zornig geworden. Dieſe Sanftmuth brachte alles Recht auf ihre Seite. Doch es war nun aus. Als ein Mann, der heirathen wollte, mußte er Grundſätze haben, tugendhafte Grundſätze, wie er zu Gretchen geſagt hatte, mußte ſeinem Herzen Feſſeln anlegen und ſtets bedenken, welche ernſte Verpflichtungen der Stand der heiligen Ehe auferlegt.

So ſchritt der Herr von Rainbott-Waſſingen dahin und wunderte ſich über die eigene Tugend. Sie ſaß ihm ſo neu und ungewohnt, wie die Freiheit von Schulden. Es war beinahe unbehaglich. Ein paar Male blieb er für eine Sekunde ſtehen, ſein Schritt hemmte ſich von ſelbſt, er ward verſucht, in die Seitenſtraße einzubiegen und einen Weg zu gehen, den er gut kannte, um Gretchen wo möglich noch ein letztes Lebewohl zu ſagen. Aber er blieb ſtark und lobte ſich ſelbſt wegen ſeiner Stärke. Da ſteckte ihm plötzlich, während er auf dem Heimwege an der Ecke der Friedrichſtraße und Jägerſtraße wiederum unwillkürlich einen kurzen Halt machte, ein Mann von der Seite her ein Zettelchen in die Hand.

Lieber Himmel, ſagte ſich der Lieutenant, wofür hält mich der Kerl? Bin ich ſo verändert? Für wen ſieht mich der Menſch an? Sehe ich ſchon ſo aus, daß man mich für einen Provinzialen hält?

Er wollte den Zettel wegwerfen, ſtreifte ihn jedoch vorher mit dem Blick und las die Ankündigung eines neuen Café in der Charlottenſtraße. Italieniſche, ſpaniſche, polniſche, engliſche und ſchwediſche Bedienung ſei in dieſem Café, ſo hieß es auf dem Zettel.

Wahrhaftig, ſagte ſich der Lieutenant, das müßte doch ein rechter Narr ſein, der darauf hineinfiele. — Übrigens iſt es noch nicht Mitternacht, und ſchlafen kann ich doch noch nicht — dies ſieht ja faſt wie eine Fügung aus, um mich auf andere Gedanken zu bringen — für mich beginnt ja nun ein neues Leben und ich werde mich an ganz neue Arten von Amüſements gewöhnen müſſen — mein Gretchen iſt mir verloren — ich will mir doch das Café einmal anſehen.

Er ging nachläſſigen Schrittes zu dem bezeichneten Hauſe in der Charlottenſtraße, ſah drei erleuchtete, doch mit Vorhängen geſchloſſene Fenſter und hörte den Klang eines Pianinos. Er trat ein und fand ſich in einem großen Gemache, worin ein halbes Dutzend Mädchen mit zwei Herren an einem Tiſche ſaßen und Rothwein tranken, während ein Mann am Pianino ſaß und einen Walzer ſpielte. Kaum erſchien ſeine hohe Geſtalt auf der Schwelle, als auch ſchon ſämmtliche Mädchen aufſprangen und ihm unter Zeichen lebhafter Freude entgegen kamen.

Guten Abend, Herr Graf! riefen ſie ihm zu. Bitte treten Sie näher! Kommen Sie in das andere Zimmer, Herr Graf, dort iſt es noch gemüthlicher. Befehlen Sie Champagner, Herr Graf? Laſſen Sie uns Champagner trinken!

Lächelnd ſtand der Herr von Rainbott-Waſſingen im Kreiſe der Mädchen da und betrachtete ſie. Die eine war rothhaarig und trug eine ſogenannte Ponyfriſur, die andere war ſchwarzlockig und griechiſch friſirt, alle waren recht hübſch, beſonders die Schwarzlockige, welche wundervolle Augen hatte. Nicht ohne einen gewiſſen Triumph ſah der Lieutenant den Eindruck, welchen ſeine Perſönlichkeit machte, und den Verdruß, welchen offenbar die beiden von ihren Damen verlaſſenen Herren über ihn empfanden. Er war über die Bedeutung der Szene nicht im Unklaren und täuſchte ſich nicht hinſichtlich des Werthes, der den Schmeicheleien der Schönen beizumeſſen war; gleichwohl fühlte er ſich gehoben, indem er ſah, daß überall, wo er erſchien, der Sieg ihm winkte.

Liebe Kinder, ſagte er, nur ruhig! Nicht alle auf einmal! Drei nehme ich, ihr andern drei bleibt bei euern Herren. Champagner könnt ihr bringen.

Es entſtand großer Jubel über die Beſtellung, eine lief davon um den Wein zu holen, und unter den andern entſtand ein Streit über die Theilung, der jedoch ſehr bald geſchlichtet wurde. Der Lieutenant ging in das anſtoßende Zimmer, welches noch ganz leer war, und ſah ſich bald unter vollen Gläſern geliebkoſt. Er ließ es ſich gefallen und beobachtete lachend, daß die Schenkinnen einander im Trinken ablöſten. Die drei zurückgebliebenen kamen von Zeit zu Zeit herein und ſtießen mit an, ſo daß mehrere Flaſchen in kurzer Zeit geleert waren. Da ward es dem Herrn von Rainbott-Waſſingen zu toll, er warf den übermüthigen Mädchen einige Goldſtücke zu und verbot ihnen wiederzukommen. Nur die ſchwarzlockige Schöne behielt er bei ſich.

Doch ſo hübſch dieſe Schenkin auch war und ſo ſehr ſie beſtrebt war mit dem Glanz ihrer Augen und mit anmuthigem Weſen die Gunſt des ſchönen Offiziers dauernd zu feſſeln, er ließ ſich auf ein Rendezvous, das ſie verabreden wollte, nicht ein und ging davon, nachdem er ſeine Börſe völlig geleert hatte. Unter den Umarmungen der Schwarzlockigen war ein Entſchluß in ihm gereift, der ſeine Pläne der letzten Tage völlig über den Haufen warf. Er hatte plötzlich eingeſehen, daß Gretchen ſeinem Herzen zu nahe ſtand, als daß er an irgend einer Fremden wahrhaft Gefallen hätte finden können. Er ging ſchnell und in Aufregung nach Hauſe, ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ergriff die Feder.

Ich ſetze es nicht durch, ſagte er ſich. Man muß von ſich ſelber nicht zu viel verlangen. Seien wir nur klug, ſo können wir alles vereinigen!

Er ſann nach, legte das Briefpapier mit dem Wappen der Rainbott-Waſſingen vor ſich zurecht und ſchrieb folgendermaßen: „Meine angebetete Iſidora! Noch im freudigſten Taumel des Abſchiedskuſſes Deiner ſüßen Lippen ſchreibe ich Dir hier in der Nacht, einſam, aber gegenüber Deinem herrlichen Bilde, um Dir die Verſicherungen meiner treueſten Liebe zu überſenden.“

Er ſtockte. Was nun? ſagte er. Was ſchreibe ich denn wohl? Klingt das nicht ein bischen albern? Es iſt ein wahres Unglück, daß ſie ſo koloſſal gebildet iſt. Sie kennt alle Literatur und alle Bilder und all den äſthetiſchen Zauber. — Wenn man nur irgendwo etwas Elegantes für Liebesbriefe finden könnte! Aber ein Briefſteller iſt doch unmöglich.

Er ging an das Bücherregal neben dem Schreibtiſch und betrachtete deſſen Inhalt. Derſelbe war nicht groß. Aber halt! Da ſtand La nouvelle Heloïse. Er hatte das Buch nie geleſen, aber wußte, daß es ein berühmter Liebesroman ſei. Er hatte ihn einmal aus der väterlichen Bibliothek mitgenommen, um ſich für das Examen im Franzöſiſchen zu üben. Wenn er einiges von Jean Jacques borgte und überſetzte, ſo würde es Iſidora nicht merken. Er ſuchte und fand eine Stelle, die ihm zuſagte. Er änderte ein wenig und ſchrieb: „Was könnte ich auch nur einen Augenblick für mich allein ſein, ich, der ich nichts mehr bin, als durch Dich. Mit einem ſeltſamen Inſtinkt verſetze ich unſere gemeinſame Exiſtenz an jeden Ort, an dem ich mich befinde. So iſt das Bedürfnis meiner Seele. Wenn ich traurig bin, flüchtet ſie ſich zu Deiner Seele und ſucht ihren Troſt an den Orten, wo Du biſt. Wenn ich vergnügt bin, ſo wüßte ich die Freude doch nicht allein zu genießen, und um ſie mit Dir zu theilen, rufe ich Dich dorthin, wo ich mich aufhalte. O meine Iſidora, könnten doch meine Tage mit Dir vereint an irgend einem weltfremden Orte dahinfließen, fern vom Anblick der Menſchen, die unſer Glück doch nur ſtören können!“

Dies klingt doch alles ein wenig ſonderbar und überſpannt, ſagte er ſich, indem er innehielt. Ich glaube, es iſt genug. Sonſt bleibt mir auch am Ende nichts für die ſpäteren Briefe übrig. Nur noch ein hübſcher Schluß!

„Lebewohl für heute, meine Theuerſte, ſchrieb er, es iſt ſpät, ich gehe zur Ruhe, um von Dir zu träumen. Bei Nacht wie bei Tage ſind alle meine Gedanken bei Dir. Dein ewig getreuer Adalbert.“

Die Tinte war ein wenig dick und klebrig, der Lieutenant ſchrieb nicht ſehr oft. Als er daher den Brief ſchließen wollte, ſah er, daß die Schrift noch naß war. Es war kein Löſchpapier zur Hand, und er ließ den Brief zum Trocknen liegen. Er konnte während deſſen ſeine zweite Epiſtel ſchreiben. Dieſe brachte er ohne fremden Geiſt zu Stande.

„Mein ſüßer Schatz“, ſchrieb er, „ich kann das Leben ohne Dich nicht ertragen. Was ich Dir von Trennung ſagte, war alles Unſinn. Dich liebe ich und keine Andere. Weine nicht. Wenn ich auch das Judenſchickſel heirathe, Du bleibſt mein ſüßer Schatz, meine einzige Liebe.

Komm morgen zur gewohnten Stunde an den bekannten Platz. Ich küſſe Dich in Gedanken, mein liebes, allerliebſtes Gretchen. Dein ewig getreuer Adalbert."

Eine Art von Verrätherei liegt darin, ſagte ſich der Lieutenant, indem er aufſtand und ſich eine Cigarette anſteckte. Aber ich kann nicht anders. Wenn man Anforderungen an ſich ſelbſt ſtellt, die zu ſtreng ſind, ſo wird das Unglück nur größer. Fort mit den Briefen. Ich habe ſie nun einmal geſchrieben.

Er faltete die Briefe eilig zuſammen, ſchob ſie in die Umſchläge, adreſſirte ſie dann beide, klebte Marken darauf und ging davon, um ſie in den nächſten Briefkaſten zu werfen. Alsdann ging er zu Bette und ſchlief ſanft und ſüß bis zum lichten Morgen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Nachdem der Lieutenant ſein Frühſtück verzehrt hatte, ſetzte er den Helm auf und ſtieg in die Droſchke, die ihm der Burſche geholt hatte. Er pflegte Sonntags mit ſeinen Eltern zur Kirche zu gehen und wollte ſie abholen. In der Potsdamerſtraße hielt er bei einem Blumenladen an, kaufte ein ſehr ſchönes Boukett und ſchickte es mit ſeiner Karte an Iſidora. Dann ſetzte er ſeine Fahrt nach der Burggrafenſtraße fort. Der alte Herr von Rainbott-Waſſingen hatte eine Winterwohnung in Berlin, verbrachte den Sommer jedoch mit ſeiner Frau auf ſeinen pommerſchen Gütern.

Frau von Rainbott-Waſſingen umarmte ihren Sohn und küßte ihn auf die Stirn. Ich freue mich, Adalbert, daß Du ſo pünktlich biſt, ſagte ſie. Bleibe immer dabei, daß Du gern zum Hauſe des Herrn gehſt. Es wird heute ſehr voll in der Kirche ſein, da Stöcker predigt. Er iſt ein wahrer Mann Gottes und unter ſeinem Antriebe ſcheint ja doch das chriſtliche Bewußtſein wieder ein wenig zu erwachen.

Gewiß, Mama, antwortete der Lieutenant. Ich habe Dir auch eine gute Nachricht zu bringen. Der alte Sonnenſchein hat mir geſtern verſprochen, Alles zu bezahlen.

Alles?

Die ganze Geſchichte.

Es iſt mir ſehr lieb, das zu hören, Adalbert, obwohl ich wünſchte, daß Du niemals in die Lage gekommen wäreſt, eine Verbindung eingehen zu müſſen, die nach mancher Richtung hin nicht mit den Grundſätzen übereinſtimmt, welche bis jetzt die Norm für unſere Familie geweſen ſind. Indeſſen iſt Iſidora eine vortreffliche junge Dame und auch ihre Eltern ſind in ihrer Art aller Ehren werth. Der Herr weiß in ſeiner

Gnade alles zum Guten zu lenken, und ich hoffe ja, daß die Zeit nicht mehr fern iſt, wo auch Iſidora am gemeinſamen Kirchgange mit uns Theil nimmt.

Der alte Herr von Rainbott-Waſſingen ſaß während dieſes Geſprächs am Frühſtückstiſch, aß von einem gebratenen Hähnchen und wackelte mit dem Kopfe. Er war von ehrwürdigem Äußern, nur hielten unter der Laſt der Zeit und der Erlebniſſe ſeine Sehnen nicht mehr recht ſtraff.

Inzwiſchen meldete der Diener, daß die Equipage vorgefahren ſei, die kleine Familie brach auf und fuhr zur Kirche. Vor dem Portale derſelben ward ſie ehrfurchtsvoll von vielen Leuten begrüßt. Es war faſt nur gute Geſellſchaft gegenwärtig und die Familie von Rainbott-Waſſingen ſtand in großem Anſehen. Namentlich war die alte Dame wegen ihrer Frömmigkeit, ihrer Exkluſivität und ihrer gebietenden Haltung in den beſten Kreiſen nicht allein ſehr beliebt, ſondern auch nahezu gefürchtet. Ihr Name war ein Panier der Moralität, und keine der Damen, die je den blanken Schild ihres Rufes auch nur durch einen Hauch ſich hatte trüben ſehen, kam der Frau von Rainbott-Waſſingen ohne Herzklopfen nahe. Der Lieutenant ſaß während des Gottesdienſtes in ſtiller Faſſung neben ſeiner Mutter und fühlte während der Predigt mehrere Male ſein

Gewiſſen ſich regen. Denn die Rede des Geiſtlichen traf heute gerade auf ſolche Punkte, die bei ihm verwundbar waren, und der Lieutenant war von jeher gewohnt geweſen, in der Kirche fromm und gläubig zu ſein. Um dieſen unangenehmen Gefühlen auszuweichen, zwang er ſich, an etwas anderes zu denken, betrachtete die Geſichter der jungen Damen, rechnete ſeine Schulden im Kopfe zuſammen und nahm ſich dabei vor, ein anderes Mal durch um ſo größere Andacht den lieben Gott wieder zu verſöhnen.

Endlich war es aus, und die Familie fuhr wieder fort. Ich habe mich wahrhaft erbaut, ſagte die alte Dame. Das war einmal eine erquickende, herzbewegende Predigt. Wie ſchade, daß nur eine kleine Gemeinde ſie hören konnte. Ich hätte gewünſcht, die Mauern der Kirche hätten ſich erweitert, bis ſie die ganze große Stadt mit all ihrer Sünde und Schande umſchloſſen hätten, ſo daß in jedes Herz hier in Berlin die Worte des heiligen Mannes hätten eindringen müſſen.

Da haſt Du Recht, liebe Amalie, ſagte der alte Herr mit etwas heiſerer und meckernder Stimme. Das wäre dem Plebs ſehr geſund geweſen. Es iſt ſehr ſchade, daß eigentlich nur diejenigen ſolche Predigten zu hören bekommen, welche es ſo zu ſagen nicht nöthig haben.

Sage das nicht, Maximilian, antwortete ſeine Gemahlin. Auch wir ſollen uns vor Gott demüthigen, denn auch wir tragen einen Theil der allgemeinen Sünde. Ich mußte viel an Dich denken, lieber Adalbert, als Stöcker ſo herrlich von der heiligenden Macht der von Gott ſelbſt eingeſetzten Ehe ſprach. Es war ſo recht eine Predigt, wie für Dich gehalten. Wie ſchön, daß es doch einen Mann giebt, der in der jetzigen Zeit allgemeinen ſittlichen Verfalls, in einer Zeit der Auflehnung gegen jede göttliche und menſchliche Autorität, es wagt, frei und kühn aller Anfeindung zum Trotz für die Wahrheit einzutreten. Solch ein Bekenntnis ſtärkt unſer Aller Glauben.

Der Lieutenant blickte ſeine Mutter zuſtimmend an und nickte mit dem blinkenden Stahlhelm.

Die Ehe iſt die Grundlage aller ſittlichen Ordnung, fuhr die alte Dame fort, und darin erkennt man ſo recht die deſtruktiven Tendenzen unſerer Zeit, daß vor allem dies heilige Inſtitut von den Republikanern und Atheiſten angegriffen wird.

Ja ja, und von den Sozialdemokraten, ſetzte der alte Herr hinzu.

Könnte man doch nur die niederen Stände zwingen, zur Kirche zu gehen! Könnte man doch nur einen Mann wie Stöcker verhundertfachen oder vertauſendfachen! Wie viel hat ſchon der eine Mann durch die Macht ſeines

Glaubens für die innere Miſſion gethan! — Wirſt Du heute bei Deinen zukünftigen Schwiegereltern diniren, lieber Adalbert?

Nein, liebe Mama, ich habe Onkel Wardenberg verſprochen, mit ihm bei Julitz zu diniren. Er legt, wie Du weißt, ſo großen Werth darauf, Hans und mich, wenn einer von uns in Berlin iſt, Sonntag Mittag bei ſich zu haben. Es iſt eine alte Gewohnheit.

Wirſt Du zur Parole gehen?

Nein, ich habe mich für heute ganz frei gemacht.

So fahre mit zu uns, ich habe noch etwas mit Dir zu beſprechen.

Ich bin in einiger Beſorgnis, lieber Adalbert, ſagte Frau von Rainbott-Waſſingen, als ſie mit ihrem Sohne allein in ihrem Boudoir war.

In Beſorgnis, liebe Mama? Warum denn?

Du weißt, daß die Partie, welche Du machen wirſt, in mancher Hinſicht meiner Lebensanſchauung und meiner Überzeugung als Chriſtin widerſpricht. Die Familie Sonnenſchein iſt allerdings eine vortreffliche Familie in ihrer Art, und es läßt ſich nichts gegen ihren Ruf ſagen. Immerhin iſt es eine jüdiſche Familie, und ich bin nicht ganz ſicher, ob Du genug Charakterfeſtigkeit beſitzen wirſt, um den verderblichen Einflüſſen eines Umgangs zu widerſtehen, der doch nun einmal ſo ganz anders iſt als . . .

Beſte Mama, laß uns dies Thema nicht noch einmal wieder aufnehmen! Wir haben das alles ja ſchon bis zur Ermüdung durchgeſprochen, und die Sache iſt ja nun entſchieden.

Was ich Dir darüber zu ſagen habe, iſt immer noch am Platze, mein Sohn, und gerade heute hat die vortreffliche Predigt unſeres Stöcker mich zu dem Entſchluß gebracht, Dir noch einmal recht ernſtlich ans Herz zu legen, was mich bewegt. Du darfſt Dich dem nicht entziehen, Adalbert. Wer weiß, wie lange Du noch eine Mutter haſt, die voll Liebe an das Heil Deiner Seele denkt!

Aber beſte Mama!

Du biſt ja nicht böſe, Adalbert. Ich kenne Dich, und ich weiß, daß der gute Same chriſtlicher Taufe und chriſtlicher Erziehung bei Dir nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen iſt. Aber Du biſt nicht feſt genug in Deinen Grundſätzen, Du wirſt zu leicht von den Eindrücken des Augenblicks bewegt. Das iſt es, was mir Sorge macht. Ein Beweis für die Richtigkeit deſſen, was ich ſage, iſt doch wohl ſchon der Umſtand, daß Du wieder ſo tief in Schulden gekommen biſt, nachdem Dein Vater ſo oft erhebliche Opfer für Dich gebracht hatte und nachdem Du ſo oft verſprochen hatteſt, Dich nach Deinen Einnahmen zu richten. Du wäreſt verloren geweſen, ich wäre nicht im Stande geweſen, Dich zu retten, wenn ſich jetzt nicht dieſer Ausweg gezeigt hätte. Das bedenke. Von den Mitteln, die Deinem Vater zur Verfügung ſtehen, iſt für Dich abſolut nichts mehr übrig. Das Fideikommiß geht auf Hans über, und Dein Vater hat bereits Verlegenheiten wegen der Summen, die er auf das Fideikommiß zu Deinen Gunſten aufgenommen hat.

Der Lieutenant rückte unruhig auf ſeinem Sitze.

Es iſt bei Dir ein gewiſſer Mangel an geſchäftlichem Überblick, wenn ich ſo ſagen ſoll, fuhr die alte Dame fort. Hans würde ſich niemals in eine ſo prekäre Lage gebracht haben. Und gerade dieſer Leichtſinn bei Dir macht mir Sorgen für die Zukunft. Du ſagſt mir, daß Herr Sonnenſchein Dir verſprochen hat, alles zu bezahlen; aber biſt Du auch gewiß, daß er das thun wird? Hat er Dir das ſchriftlich verſprochen?

Nein, ſchriftlich nicht. Aber wie könnte ich an ſeinem Verſprechen zweifeln?

Ja, das ſagſt Du wohl. Aber welche Sicherheit haſt Du? Und wie nahe liegt die Befürchtung, daß Du in völlige Abhängigkeit von dieſen Leuten kommen wirſt, indem der Jude die Bezahlung hinausſchiebt und bei jedem einzelnen Poſten einen Druck auf Dich ausübt. Dieſe Leute wollen natürlich ihre Tochter nicht umſonſt weggeben, ſie wollen ſich in die Geſellſchaft eindrängen. Ich ſage Dir aber, daß ich mit Deinem Vater nie mehr nach Berlin kommen werde, wenn aus unſerm Namen eine Stufe gemacht werden ſoll, welche den Juden zu ihrem Emporkommen dient.

Ja, was ſoll ich denn dazu thun? fragte der Sohn in großer Verdrießlichkeit.

Du ſollſt klug ſein, lieber Adalbert, Du ſollſt Dir Deine Unabhängigkeit wahren. Du ſollſt deſſen immer eingedenk bleiben, daß die Rainbott-Waſſingen ein uraltes Geſchlecht von chriſtlichem Adel ſind. Und ich würde es für ſehr zweckmäßig halten, wenn Du dahin wirken wollteſt, daß noch vor der Hochzeit alle Differenzen pekuniärer Art ausgeglichen würden, damit Du ganz frei und unabhängig daſtändeſt. Ich werde Iſidora gern als Tochter aufnehmen und behandeln, wenn ſie ſich den Traditionen unſeres Hauſes fügen will, aber ſie ſoll mich nicht in der Geſellſchaft blamiren, indem ſie den ganzen Schweif ihrer Sippe hinter ſich her zieht.

Der Lieutenant hörte die Rathſchläge und Ermahnungen ſeiner Mutter aufmerkſam an, verſprach, ſich darnach richten zu wollen, und begab ſich dann wieder zu ſeiner Privatwohnung. Da ſtand ſein Burſche vor der Thür und ſagte ihm, eine junge Dame ſei in ſeinem Zimmer und warte ſchon ſeit zwei Stunden auf ihn.

Der Lieutenant ward durch dieſe Meldung ſehr betroffen, und ſchon wollte er fragen, wer die junge Dame ſei, als ihn der Ausdruck im Geſicht des Soldaten darüber belehrte. Der gewandte Menſch hätte gewiß eine Unbekannte nicht eingelaſſen, aber beſaß zu viel Takt, um ſeine Kenntnis kundzuthun. Eilig trat der Lieutenant ein.

Die junge Dame ſaß im Lehnſtuhl vor dem Schreibtiſch, hatte den Kopf auf die Hand geſtützt und blickte in ein aufgeſchlagenes Buch, aber las offenbar nicht darin. Ihr hübſches Geſicht war ſehr nachdenklich und in ihren blauen Augen ſchimmerten verſtohlene Thränen. Als ſie das Geräuſch der Schritte und der Thür vernahm, ſtand ſie auf und blickte in Verwirrung erröthend dem Herrn von Rainbott-Waſſingen entgegen.

Gretchen! rief dieſer. Was bedeutet das?

Sei mir nicht böſe, antwortete ſie. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte, ich fürchtete Dich zu erzürnen — aber — ſieh nur her!

Sie zog bei dieſen Worten ein Papier aus der Taſche und hielt es dem Offizier entgegen. Es war ein Brief, in deſſen Ecke das Wappen der Rainbott-Waſſingen glänzte. Der Lieutenant nahm den Brief zur Hand, überflog ihn mit einem Blick, wurde kreidebleich, blickte Gretchen mit ſtarren Augen an, ſah dann wieder auf den Brief und ſank ſchwerfällig auf einen

Sitz nieder. Die Knie waren ihm ſo ſchwach geworden, daß er ſich nicht mehr aufrecht halten konnte.

Der Brief, welchen ihm Gretchen übergeben hatte, war an Iſidora gerichtet und enthielt die ſchönen Sätze aus der Neuen Heloïſe. Zeig mir das Kouvert, ſagte der Lieutenant nach einer ſtummen Pauſe mit hohler Stimme.

O liebſter Adalbert, ſei mir doch nur nicht böſe, ſagte Gretchen, ich kann ja doch nichts dafür. Und ſie überreichte ihm den Briefumſchlag, auf welchem der Lieutenant die Adreſſe las: An Fräulein Margarethe Lehnert, bei Frau Konitz, Steinmetzſtraße 57.

Der Lieutenant behielt das Kouvert in der einen, den Brief in der andern Hand und ſah Gretchen in völliger Geiſtesabweſenheit an. Vor ſeinem innern Auge tanzte die Welt einen wirren Wirbeltanz. Iſidora, Pakete von Rechnungen, eine geladene Piſtole, ſeine Rennpferde, ſeine Mutter, ſein Onkel Wardenberg, alles das zog wie Schattenſpiel vor ihm vorüber und höhnte ihn.

O bitte, bitte, lieber ſüßer Adalbert, ſagte Gretchen, ſieh mich nicht ſo ſchrecklich an. Was iſt denn nur, daß Du ſo furchtbar biſt?

Der Herr von Rainbott-Waſſingen brach in ein wildes Gelächter aus. Was iſt? Du unglückſeliges Geſchöpf! Daß ich mich an einen Pfoſten binden und peitſchen möchte. Die koloſſalſte Dummheit habe ich begangen, die je ein Narr in unbegreiflicher bodenloſer Nachläſſigkeit begangen hat. Ich habe die beiden Briefe verwechſelt, und der Brief an Dich iſt in Iſidorens Hände gelangt.

Gretchen ſchlug die Hände zuſammen und blickte zur Zimmerdecke empor. Das hatte ich mir doch gleich gedacht! rief ſie. Nein, aber Adalbert! Du biſt doch ſonſt nicht ſo unvorſichtig! Was hatteſt Du denn an mich geſchrieben?

Der Herr von Rainbott-Waſſingen gerieth, ſeitdem ſich ſeine zerſtreuten Gedanken wieder einigermaßen geſammelt hatten, mit jeder Minute mehr in Wuth. Die Folgen ſeiner Unvorſichtigkeit wurden ihm immer deutlicher, je mehr er nachdachte, und das Bewußtſein, durch die eigene Thorheit, durch eine ſo geradezu lächerliche Dummheit ſeine ganze Exiſtenz aufs Spiel geſetzt zu haben, machte ihn beinahe wahnſinnig.

Was ich an Dich geſchrieben hatte? fragte er, Gretchen zornig anſehend. Ich wollte, ich hätte an Dich geſchrieben, Du ſollteſt mir nie wieder vor Augen kommen. Das iſt es, was ich wünſchte geſchrieben zu haben. Du biſt die Urſache von allem meinem Unglück.

Dem armen Gretchen ſtürzten die Thränen aus den Augen. O Adalbert, bitte zürne mir doch nicht! rief ſie flehend, ich kann ja doch gar nichts dazu, ich bin ja doch ganz unſchuldig, ich habe ja doch immer alles gethan, was Du wollteſt. Und als Du mir ſagteſt, Du müßteſt heirathen, da bin ich ſtill weggegangen und habe mir vorgenommen, Dich nie wieder zu beläſtigen. Mir darfſt Du nicht zürnen, liebſter beſter Adalbert. Du thuſt mir ja ſo ſehr leid, und ich liebe Dich noch immer aus tiefſtem Herzen.

Schweig ſtill! Ich kann das Wort Liebe nicht mehr hören, rief der Lieutenant dagegen und ſtampfte klirrend mit dem Fuße. Willſt Du mich verrückt machen, daß Du hier noch von lieben ſprichſt? Ich wollte, ich hätte Dich nie geſehen, nie ein Wort von Dir gehört! Du biſt Schuld an allem. Nicht ausſtehen kann ich Dich. Gift und Galle wird es in mir, wenn ich Dich nur ſehe. Wenn Du nicht warſt, ſo ſtand ich jetzt reich und geachtet da. Nun iſt es vorbei, meine Braut iſt hin, der alte Sonnenſchein bezahlt nicht, und ich fahre zum Teufel!

Gretchen raufte ſich in Verzweiflung das prächtige goldblonde Haar, ſo daß der Hut zu Boden fiel, und ſank vor dem zornigen Manne auf die Knie nieder. Schilt mich, ſchlag mich, Adalbert, ſagte ſie mit einer Stimme, die von Thränen halb erſtickt war, nur nimm mir nicht Deine Liebe! Sie iſt ja das einzige, was ich auf der Welt beſitze! O bitte, bitte, ſüßeſter Adalbert, ſei mir nicht böſe! Ich will ja alles thun, was Du willſt. Ich will zu Deiner Braut gehen und ihr ſagen, ich hätte die Schuld, wenn Du es mir befiehlſt. Ich will alles thun und will mich auch nie wieder blicken laſſen, wenn das zu Deinem Glücke nöthig iſt. Nur ſei mir nicht böſe!

Das hilft ja alles nichts, das ſind ja lauter einfältige Ideen, rief der Lieutenant. Wenn Du mir einen Gefallen thun willſt, ſo mach, daß Du wegkommſt. Ich kann das Lamentiren nicht leiden. Hätte ich Dich doch nie geſehen! Du biſt die Schuld an meinem Unglück! — Nein, nein, laß mich los! rief er, als Gretchen ſeine Knie umklammerte und nach ſeinen Händen haſchte, um ſie zu küſſen.

Er ſtieß ſie rauh zurück, ſie raffte, ganz in Schmerz verloren, ihren Hut wieder vom Teppich auf und ging, von ſeinen Drohungen und Scheltworten verfolgt, laut ſchluchzend der Thür zu. Der Lieutenant ſtöhnte tief, als ſie verſchwunden war, ſtreckte ſich dann der Länge nach auf dem Sopha aus, nagte an der Unterlippe und ſtarrte öden Blicks ins Leere.

Als der General von Wardenberg heute zur beſtimmten Stunde, um fünf Uhr, an den gewohnten kleinen Tiſch im Julitz'ſchen Reſtaurant trat, bemerkte er mit leicht gerunzelter Stirn, daß ſein Neffe, der Lieutenant, noch nicht anweſend ſei, um ihn zu empfangen. Der General war von einer Liebenswürdigkeit, die ihm während ſeiner Dienſtzeit ſtets die Herzen faſt aller ſeiner Untergebenen gewonnen hatte, aber er hielt auf Formen, pflegte zu ſagen, daß die Neuzeit an der ſtrengern Etikette früherer Zeit viel verloren habe, und war ſehr pünktlich. Der General war ein ſtattlicher Mann von ſehr vornehmer Haltung; als er jetzt den Kellner von oben herab anblickte, als könne er auf deſſen Geſicht leſen, warum der Lieutenant noch nicht zur Stelle ſei, empfand dieſer ein gewiſſes Schuldbewußtſein, obwohl er durchaus unſchuldig und unwiſſend war. Zugleich aber dachte der Kellner, wie ſehr ähnlich doch der alte Herr dem Lieutenant ſei. Dieſelbe Höhe der Statur, dieſelbe Bewegung des Kopfes, faſt daſſelbe Geſicht. Nur war das des Generals gerunzelt, röthlich braun und von weißem Haar gekrönt, während der Lieutenant braunes krauſes Haar und ſo ſchöne Farben hatte, daß der Kellner ihn oft mit Neid betrachtete. Denn dieſer Kellner bildete ſich etwas auf ſeine Eroberungen ein, lächelte oft den Damen zu, die in ſeinem

Revier ſpeiſten, und hielt ſich für weitaus den angenehmſten Menſchen unter der geſammten Bedienung. Aber gegenüber dem ſchönen Küraſſierlieutenant fühlte er ſich im Nachtheil.

Zweimal hatte der General ſchon auf ſeine Uhr geblickt, da trat der Herr von Rainbott-Waſſingen endlich mit haſtigen Schritten ein und bat um Entſchuldigung ſeiner Verſpätung. Der alte Herr ſah, daß etwas Ungewöhnliches vorgegangen ſein müſſe. Der Lieutenant war ſehr blaß, ſeine Augen hatten ein unruhiges Licht und unter den Augen zogen ſich leichte Schatten hin. Der General räusperte ſich und wies mit der Hand auf den Platz ihm gegenüber.

Ich habe eine Frühlingsſuppe beſtellt, ſagte er. Hoffentlich habe ich damit Deinen Geſchmack getroffen, Adalbert. Es iſt die Zeit der jungen Gemüſe, und die ſollte man nicht ungenutzt verſtreichen laſſen.

O bitte, lieber Onkel, es iſt mir alles recht, ſagte der Lieutenant.

Der General ſah ihn prüfend an.

Ich weiß nicht, ob das der völlig richtige Standpunkt iſt, entgegnete er. Obwohl ich keineswegs zu den Gourmands gehöre, bin ich ſorgfältig in der Auswahl der Gerichte, weil ich mir ſage, daß unſer Befinden zum großen Theil von unſerer Diät abhängt.

Inzwiſchen trug der Kellner die Suppe auf, und der General füllte die Teller. Wie geht es Deinen Eltern? fragte er.

Es geht ihnen gut. Wir waren zuſammen beim Hofprediger.

Du ißt recht haſtig, mein Junge, ſagte der General. Gewiß haſt Du Dir eben die Zunge verbrannt. Man ſollte nichts im Leben haſtig thun. Es entſteht daraus ein großer Theil unſerer Unannehmlichkeiten. Schnelligkeit, ja. Aber Schnelligkeit iſt nicht zu verwechſeln mit der Haſt.

Der Lieutenant ſeufzte und trocknete den Schnurrbart mit der Serviette. Der General aß bedächtig ſeine Suppe aus.

Ich dächte, wir nähmen jetzt Kibitzeier, ſagte er dann. Oder würdeſt Du Hummer vorziehen? Oder etwa Steinbutte?

Ich bitte um Kibitzeier.

Du haſt Recht, mein Junge. Man ſoll der Jahreszeit folgen. Bringen Sie Kibitzeier, Kellner, und Markobrunner. Ja, ſiehſt Du, Adalbert, daran erkennſt Du auch die moderne Welt, daß ſo viele Leute etwas Rechtes zu thun meinen und wohl gar eitel darauf ſind, daß ſie gewiſſermaßen die Natur zum Beſten halten. Ich kenne jemanden — natürlich iſt es ein Parvenü — der Erdbeeren nur im Winter genießt. Er würde auch Wild nur zur Schonzeit genießen, wenn nicht die Geſetze ihm hier einen Zaun zögen. Es iſt ihm zu billig, zu gewöhnlich, die guten Gaben der Natur dann zu verzehren, wann ſie am beſten ſind und mit freigebiger Hand vom mütterlichen Boden dargereicht werden. — Du wirſt den Abend heute wohl bei Deiner Braut verbringen?

Der Lieutenant wurde plötzlich ſehr roth. Nein, ſagte er ſtotternd — ja — nein.

Der General ſah ihn ernſthaft an. Die Kibitzeier wurden gebracht. Der General ließ die Gläſer mit dem Rheinwein füllen. Ja, ſagte er dann, was mit dieſer Haſt der Neuzeit und dem naturwidrigen Haſchen nach Genüſſen außerordentlicher Art enge verknüpft iſt, das iſt der Mangel an Haltung. Es gehört eine gewiſſe Ruhe, eine innerliche Sammlung dazu, um in allen Lagen des Lebens ſich ſelbſt treu bleiben zu können. Nichts ſchätze ich an einem Offizier höher, als dieſe innerliche Zugeknöpftheit, wie ich ſie einmal nennen will, und welche nichts anderes iſt, als die Sicherheit ſeiner ſelbſt. Aber die jungen Herren geben ſich heutzutage einer Menge von Zerſtreuungen hin, die ſcheinbar nur äußerlichen Aufwand mit ſich bringen, in Wahrheit aber den innern Gehalt an Charakter ſelbſt anfreſſen, wie der Roſt den Stahl.

Der Herr von Rainbott-Waſſingen wußte ſchon aus Erfahrung, daß der General es liebte, die Diners, zu welchen er ſeine Neffen einlud, zu ihrer Erziehung zu benutzen. Er hatte deshalb ſchon oft Neigung verſpürt ſich der Einladung zu entziehen. Er hatte wenig Genuß von den Speiſen und Getränken, wenn jeder Gang mit lehrhaften Betrachtungen gewürzt wurde. Aber die Autorität des alten Herrn war ſo groß, daß weder Adalbert noch ſein älterer Bruder Hans es bis jetzt gewagt hatten, unter einem Vorwande auszubleiben. Der Onkel Wardenberg war von ihrer frühesten Jugend an der intimſte Freund des Hauſes geweſen. Er führte von unvordenklicher Zeit her den Namen Onkel, obwohl ſich durchaus keine Verwandtſchaft nachweiſen ließ. Er genoß bei den jungen Leuten größern Anſehens als ſelbſt ihr Vater. Sie hatten ihm oft ihre Geheimniſſe und Bedrängniſſe anvertraut, er hatte nicht ſelten zwiſchen ihnen und dem Vater als Vermittler geſtanden, und ſie liebten ihn, während ſie doch Scheu vor ihm trugen.

Heute beſonders war Adalbert erfüllt von dem Wunſche, in ſeiner böſen Lage ſich dem Onkel anzuvertrauen. Er fühlte ſich nicht ſtark genug, dem Schickſal, deſſen Zorn er ſelbſt durch ſeinen Leichtſinn heraufbeſchworen hatte, allein entgegenzutreten, und hätte ſich gern einem Schutzherrn übergeben. Nur fürchtete er ſich doch auch wieder vor dem General. Er war mit der Abſicht gekommen, vollſtändige Beichte abzulegen. Er hatte einige Übung im Beichten. Noch geſtern hatte er ſeinem Schwiegervater ſeine Schulden eingeſtanden. Aber dem Onkel die Verwechſelung der Briefe zu bekennen, das war doch recht ſchwer.

So ſaß er denn wie auf Kohlen, aß und trank ohne recht zu ſchmecken, empfand des Onkels Belehrungen wie lauter Vorwürfe, und ſpähte in halber Verzweiflung nach einem günſtigen Momente aus, um ſein Herz ausſchütten zu können. Es war, als lege der General es darauf an, praktiſche Erziehung zu üben. Er mußte doch lange gemerkt haben, daß der Neffe von innern Qualen gepeinigt wurde, und doch that er, als merke er nichts. Er wollte offenbar ſeine Anſicht über die Nothwendigkeit der Selbſtbeherrſchung durch ein in das Leben übertragenes Beiſpiel zur Geltung bringen.

Ich bin nicht für das Champagnertrinken bei Offizieren, ſagte er in aller Gemächlichkeit beim Braten, nachdem er eine Flaſche Laroſe beſtellt hatte. Abgeſehen von beſondern Gelegenheiten, wie der Geburtstag Seiner Majeſtät, ſollte der Offizier den Champagner ſolchen

Leuten überlaſſen, die ihre Auszeichnung im Gelde ſuchen. Der Offizier ſoll ſich durch die Qualität ſeines Charakters hervorthun. Und ich muß ganz offen geſtehen, daß ich auch in dem Sport, wie er jetzt in der Kavallerie betrieben wird, nur ein Unweſen ſehe. Ein tüchtiger Reiteroffizier kann ſeine Befähigung in anderer Weiſe zeigen, als darin, daß er mit Jockeys in Wettbewerb tritt. Der Sport iſt heutzutage ein Krebsſchaden an unſerer Kavallerie. Es läuft bei den meiſten Leuten auf den Gelderwerb hinaus, und das iſt eine Schande. Dazu gewöhnen ſich die Herren, welche wetten, trainiren und überhaupt die Rennplätze beſuchen, an das Hazardſpiel. Es iſt mir ſehr lieb, daß Du Deinen Rennſtall endlich abgeſchafft haſt, Adalbert. Der Rennſtall und der Rennplatz ſind es, die den meiſten Derer, die verloren gehen, den Hals gebrochen haben.

Endlich war das Diner beendigt, der Kaffee war ſervirt worden und die Cigarren ſtanden in Brand.

Lieber Onkel, ſagte der Lieutenant, indem er ſeinen Stuhl ſo rückte, daß ſein Geſicht vom Lichte abgewandt war, ich möchte etwas mit Dir beſprechen, was mir ſehr peinlich iſt.

Ich habe Dir ſchon lange angeſehen, daß Du etwas auf dem Herzen haſt. Nur heraus damit!

Die Sache iſt — es iſt eine ganz beſonders delikate Sache — ich habe nämlich eine koloſſale Dummheit gemacht und weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich anfangen ſoll.

Ein Schatten von Traurigkeit glitt über das Antlitz des alten Herrn, als er den jungen Mann ſo ſich gleichſam winden ſah unter dem Drucke ſeiner Verlegenheit. Sprich frei und offen, Adalbert, ſagte er ſanft.

Unter Stocken und Zögern, roth vor Scham, brachte der Lieutenant ſeine Geſchichte vor. Ich habe an Iſidora vor zwei Stunden ein Billet geſandt, worin ich mich wegen heute Abend entſchuldige, ſo ſchloß er ſeine Erzählung. Ich habe ihr geſchrieben, ich ſei unwohl. Es iſt eine vorläufige Ausflucht. Natürlich kann ich ſie niemals wiederſehen.

Das Geſicht des Generals war immer ernſter geworden, je weiter die Erzählung vorſchritt. Natürlich kannſt Du das nicht, ſagte er und verſank dann in langes Schweigen.

Was ſoll nun werden? fragte der Lieutenant kleinlaut.

Ich bin der Anſicht, ſagte der General mit ſtrengem Tone, daß die Dinge ihren Lauf gehen müſſen, wie ſie eben können. Du biſt aus dem Alter heraus, wo man wegen jugendlichen Leichtſinns Entſchuldigung findet; die

Folgen Deines Benehmens mußt Du eben tragen, und fremde Hand kann ſie Dir nicht abnehmen.

Der Lieutenant ſeufzte.

Schon dieſer Ausweg mit Deiner Verlobung hat mir nicht behagt, fuhr der General fort. Es mag im Zuge der Zeit liegen, daß Edelleute zweifelhafte Verbindungen eingehen, um zu Gelde zu kommen, aber ſchön iſt es nicht. Die Armee wird durch das Geld ruinirt. Wareſt Du ſo ſehr in Schulden gekommen, daß Du Dir nicht mehr zu helfen vermochteſt, ſo ſtand es Dir beſſer an, den Abſchied zu nehmen nnd in irgend einer untergeordneten Stellung, hier oder in Amerika, die Armuth zu ertragen, die Du ſelbſt verſchuldet haſt. Ich mag mit dieſer Anſicht ſehr vereinzelt daſtehen, ſie mag altmodiſch ausſehen, aber ich halte nun einmal dafür, daß ein Mann ein Mann iſt und ſeinen Werth in ſich ſelber trägt. Seine Perſönlichkeit und Freiheit aufzuopfern, um mit Schürzengeld aus der Noth herauszukommen, widerſpricht meiner Anſchauung von dem Weſen eines Mannes und Edelmannes. Und faſt möchte ich von dieſem Standpunkt aus mich darüber freuen, daß es nun ſo gekommen iſt. Aber die Urſache des Bruchs blamirt Dich in hohem Grade, Adalbert. Sie iſt ein Beweis von Haltloſigkeit, ſchwachem Charakter, Mangel an Überlegung und — ich brauche Dir nicht zu ſagen, was Du ſelber weißt.

Du willſt mich ohne Rath und Hilfe laſſen, Onkel?

Was nützt Dir mein Rath? Ich habe noch niemals geſehen, daß ein Menſch geneigt war, gutem Rath zu folgen, außer dann, wenn es zu ſpät war. Du ſaßeſt in der Wolle, Du hatteſt erreicht, wonach Du geſtrebt hatteſt, und mitten im Glücke, oder wenigſtens in einer Lage, die Du für glücklich hielteſt, machſt Du eine ſolche unverzeihliche Geſchichte. Da iſt nicht zu rathen. Und was die Hilfe betrifft — ich bin ohne Vermögen, ich lebe von meiner Penſion als Diviſionskommandeur, deren Betrag Dir bekannt ſein wird. Aber ſelbſt wenn ich des Juden Vermögen beſäße, würde ich in Zweifel ſein, ob Dir eine Wohlthat damit geſchähe, daß Deine Schulden bezahlt würden. Ich habe gewiſſe ſonderbare Begriffe vom Recht und denke, daß es für den Übelthäter gut iſt, wenn er die Folgen ſeiner Fehler büßt.

Der Lieutenant ſaß blaß und ſtarr da, die Cigarre war ihm ausgegangen und er ſagte nichts mehr.

Es iſt ſieben Uhr, ſagte der General. Ich habe noch Briefe zu ſchreiben. Geh Du zu Deinen Eltern und theile ihnen Deine Lage mit. Vielleicht finden ſich noch Mittel zu Deiner Rettung.

Ich werde meinen Eltern nichts ſagen, antwortete der Lieutenant dumpf. Es giebt auch keine Mittel mehr. Mein Antheil iſt hin. Hans bekommt ja das Majorat, und Mama hat mir geſagt, es wären ſchon ſo viele Schulden auf das Majorat aufgenommen worden, daß für mich nichts mehr geſchehen könnte.

Wie groß iſt die Summe im Ganzen?

Der alte Sonnenſchein hatte ſich bereit erklärt, zweihundertundvierzigtauſend Mark zu übernehmen.

Soll das heißen, daß dies Deine geſammte Schuldenlaſt darſtellte?

So annähernd, ſagte der Lieutenant zögernd.

Du haſt alſo, wenn ich Dich recht verſtehe, Deinem zukünftigen oder vielmehr zukünftig geweſenen Schwiegervater auch nicht einmal die ganze Summe eingeſtanden.

Beinahe. Es ſind außerdem vielleicht nur noch ſechzigtauſend Mark.

Daß ihr jungen Leute doch niemals völlig offen ſein könnt, wenn ihr eure Schulden bezahlt haben wollt! Immer bleibt noch ein Reſt, gerade groß genug, um euch hinter dem Rücken derjenigen zu quälen, die ſich einbilden, euch frei gemacht zu haben!

Nein wahrhaftig, Onkel, mehr iſt es nicht. Die Hauptmaſſe, welche Sonnenſchein bezahlen wollte, und dieſe ſechzigtauſend ſind Alles.

Es iſt auch in der That genug! ſagte der General leiſe und langſam. Er blickte nachdenklich vor ſich hin, und der Ausdruck der Strenge auf ſeinem Antlitz wich wieder einem ſchwermüthigen Zuge. Er ſtand auf. Ich will mit Deiner Mutter reden, Adalbert, ſie iſt eine kluge Frau, ſagte er.

O, ich bin Dir ſehr dankbar, Onkel! Ich wäre nicht im Stande, es zu thun.

Laß das, entgegnete der General. Mehr Deiner Mutter als Deinetwegen will ich mit ihr ſprechen.

Der alte Herr von Rainbott-Waſſingen war ausgegangen, um vor dem Thee die laue Abendluft zu genießen, und ſeine Gemahlin war allein zu Hauſe, als der General von Wardenberg gemeldet wurde. Sie legte die Sammlung von Predigten, worin ſie geleſen hatte, aus der Hand und empfing den Beſuch mit der herzlichen Vertraulichkeit, welche alten Freunden gebührt. Mit höflicher Verbeugung führte der General die Hand der Dame an ſeine Lippen und ließ ſich ihr gegenüber in dem Lehnſtuhl nieder, den ſie ihm anwies.

Du haſt geleſen, Amalie, ſagte er, auf den ſchwarzen Band hinblickend, habe ich Dich auch nicht geſtört?

Sie bewegte verneinend den Kopf. Ich las allerdings in einer vortrefflichen Predigt, lieber Freund, entgegnete ſie, aber es will mir faſt ſo vorkommen, als wäre eine Unterhaltung mit Dir eine noch eindringlichere Predigt. Ich las ſoeben von der gütigen Leitung Gottes, welche auch aus der Trübſal Segen erwachſen läßt, und ich dachte an die Vergangenheit zurück, Adalbert, als Du kameſt, wie gerufen, um mir die göttliche Führung anſchaulich zu machen.

Und kannſt Du wirklich den Segen erblicken, Amalie, der für uns aus der Trübſal erblüht iſt? fragte er.

Ich bemühe mich, entgegnete ſie nach einer Pauſe. Auch da, wo mir Gottes Wege dunkel ſind, bin ich von der Weisheit überzeugt, die unſer Beſtes will.

Ich habe heute mit Adalbert geſpeiſt, wie Du vielleicht ſchon weißt, ſagte der General mit einem gewiſſen Zwang in der Stimme, welcher der Dame nicht entging.

Und Du haſt mir etwas Beſonderes über ihn mitzutheilen, verſetzte ſie.

Allerdings, ſagte er. Etwas Beſonderes, hinſichtlich deſſen ich ſeine erfahrene und einſichtige Mutter um ihren Rath angehen möchte.

Du ängſtigſt mich, mein Freund.

Der General zuckte die Achſeln. Adalberts Leichtſinn hat ihn, nachdem er uns ſchon gerettet erſchien, von neuem in eine große Schwierigkeit gebracht. Er hat ſich mit ſeiner Braut erzürnt, die Verlobung wird aller Wahrſcheinlichkeit nach zurückgehen.

Wie! rief die Dame aus. Schätzt ſich dieſes Mädchen nicht glücklich, eine ſolche Partie zu machen? Hat ſie das Zeug dazu, übelzunehmen, erzürnt zu ſein? Das begreife ich nicht. Ich dächte doch, ſie müßte ...

Der General erhob die Hand.

Die Sache liegt anders, ſagte er. Die Schuld iſt auf Seiten Adalberts. Er hat Iſidora gerechten Grund zur Unzufriedenheit gegeben.

Womit? Wodurch? In welcher Weiſe denn nur? Ich verſtehe dies nicht!

Laß uns über die Einzelheiten hinweggehen, die wenig erquicklich ſind, ſagte der General. Genug, Adalbert hat Iſidora in einer Weiſe beleidigt, die unfehlbar den Bruch nach ſich ziehen muß.

Die Mutter ſchüttelte den Kopf. Nein, ſagte ſie, ſo iſt es nicht. Ich weiß das beſſer. Ihr beurtheilt die Juden immer zu günſtig. Sonnenſchein hat Anſtoß an der Summe genommen, die er bezahlen ſollte, und die kluge Iſidora hat den Vorwand zum Bruch auf ſeine Anordnung herbeigeführt. Ich ſelbſt bin vielleicht die Veranlaſſung dazu geweſen, indem ich Adalbert aufforderte, auf vollſtändige Bezahlung noch vor der Hochzeit zu dringen. Nur verſtehe ich denn doch nicht, wie das alles ſo raſch gekommen ſein kann. Denn heute Morgen war mein Sohn doch noch heiter und unbeſorgt. Sollte er ſich ſo verſtellt haben? Aus Liebe zu mir ſeine innere Unruhe verheimlicht haben?

Soll ich Dich in dieſem Irrthum laſſen, Amalie? Der General blickte die Dame mit einem Ausdruck des Mitgefühls und der Trauer an, der ihr zu Herzen ging und ihr mehr ſagte, als Worte es vermocht hätten. Sie las in ſeinem Blicke die Geſchichte des Leichtſinns ihres Sohnes. Hatte ſie ſich doch ſelbſt in den Erklärungen, welche ſie gab, nur über eine ſchmerzliche Wahrheit täuſchen wollen. Sie beſchattete ihre Augen mit der Hand, und für eine Minute herrſchte tiefes Schweigen im Zimmer.

Ich komme, um mit Dir zu berathen, ob noch irgend eine Hilfe für Adalbert iſt, begann der General dann von neuem. Mit der Verlobung iſt es aus, die Ehre verbietet, noch irgend einen Verſuch zu machen, mit den Juden wieder anzuknüpfen oder auch nur die etwa entgegengebrachte Verzeihung jener Leute anzunehmen.

Du hältſt dies letztere für möglich? fragte ſie, indem ſie den Kopf erhob.

Möglich iſt ja vieles, um nicht zu ſagen: alles.

Was iſt denn nur dieſe ſchreckliche Urſache, von der Du nicht ſprechen willſt? Ich bin ſtark, mein Freund, das Leben hat dieſes Herz geſtählt, ich kann auch Schlimmes ertragen. Hat Adalbert etwa auf Sonnenſcheins Credit hin neue Schulden gemacht?

Ich will es Dir ſagen, Amalie. Er hat durch eine faſt unbegreifliche Unvorſichtigkeit einen für ſeine Geliebte beſtimmten Brief, in welchem ſich beleidigende Äußerungen über Iſidora befanden, an ſeine Braut adreſſirt.

Die alte Dame fuhr in die Höhe, ſah mit zornſprühenden Augen auf ihr Gegenüber, als befinde ſich ihr Sohn ſelbſt an Stelle des Generals, und ſank dann wieder auf ihren Sitz. Es iſt alſo doch wahr, ſagte ſie mit ſtarker Stimme: Die Sünden der Väter werden heimgeſucht an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied.

Der General erbleichte. Ich habe mich niemals überzeugen können, Amalie, ſagte er dann nach einer Pauſe, daß wir ein Unrecht begangen haben ſollten, indem wir uns liebten.

Ihr Blick war mit unheimlichem Schauen in das Weite gerichtet. Noch früher, mein Freund, ſchon vor unſerer Schuld, begann das Unheil, ſagte ſie. Ich habe mich oft darüber täuſchen wollen — wie gern möchten wir uns doch oft blind machen! Und von Zeit zu Zeit habe ich wirklich gedacht und geglaubt, die Vergangenheit ſei vergangen und das Geſchehene vergeſſen. Als mich in meiner Jugend und während der erſten Jahre meiner troſtloſen Ehe Mißtrauen und Verachtung auf Schritt und Tritt begleiteten, da habe ich die Welt zu beſiegen verſucht, und ich habe ſie beſiegt. Lange Jahre ſind vergangen, und niemand wagt ſich mehr meiner Herkunft zu erinnern, aber dennoch . . .

Meine tapfere Freundin, ſagte der General, indem er ihre Hand ergriff, wie ſehr habe ich Dich bewundert und wie ſehr bewundere ich Dich noch! Mit welchem Muth ſetzteſt Du Deine reine Stirn hoch erhoben dem niedrigen Geklatſch und den höhniſchen Blicken entgegen, die Dich umzüngelten! O, wenn irgend etwas Deinen Liebreiz erhöhen konnte, ſo war es dieſer edle Stolz, und meine Liebe zu Dir iſt jetzt noch dieſelbe, die ſie damals war, als der arme Lieutenant um das arme Fräulein freite und mit zerriſſenem Herzen zuſehen mußte, wie ſein Schatz die Beute eines Andern wurde. Und ich möchte Dir immer wiederholen, was ich Dir ſo oft ſchon vorgehalten habe: was die Liebe an wahrem Glücke bieten kann, das hat ſie uns geboten. Man hatte nicht das Recht, zwei Herzen zu trennen, die für einander geſchaffen waren, und indem wir der Gewalt die Klugheit entgegenſetzten, thaten wir kein Unrecht. Was unſerm Glücke gefehlt hat, ſind nur die äußerlichen Attribute. Der Kern der Frucht iſt unſer geworden, und nur die Schale mußten wir entbehren.

Die Dame ſchüttelte den Kopf. Heute weniger als je kann ich Dir zuſtimmen, entgegnete ſie. Es iſt ein Fluch, der mich verfolgt. Der leichtſinnige Mann, den ich meinen Vater nennen muß, iſt in unſerm Sohne wieder auferwacht, um mich zu ſtrafen. Wäre ich doch in meiner Dunkelheit geblieben, die Tochter der Wäſcherin, und hätte niemals das vornehme Leben zu ſehen bekommen! Ich hätte wohl in einfachen Kreiſen häusliches Glück unter ehrlichen Leuten kennen gelernt, die von ihrer Hände Arbeit leben. Eitelkeit, weil mir eine hübſche Larve gegeben war, veranlaßte meinen Vater, mich zu adoptiren; es war nicht väterliche Liebe. Oder habe ich jemals väterliche Sorgfalt kennen gelernt? Er amüſirte ſich über meine Erfolge, als ich noch ein junges Ding und gedankenlos genug war, um an den Huldigungen der Ballſäle Gefallen zu finden. Doch weder für meine Seele, noch für die Sicherheit meiner Zukunft trug er Sorge.

Er hat gethan, was viele Eltern für Erfüllung ihrer heiligen Pflicht halten, und worauf ſie ſtolz ſind, ſagte der General. Er hat Dich mit einem reichen Manne verheirathet.

O Adalbert! rief die Dame mit gerungenen Händen, welche Seligkeit hätte uns erblühen können, wenn damals weniger Klugheit unſere Schritte geleitet hätte! Es will mein Herz zerreißen, wenn ich daran denke. Du ſprichſt von der Frucht der Liebe, die wir genoſſen hätten. Die Frucht des Lebens iſt uns nicht zu Theil geworden. Wir haben die Schale, und der Kern iſt uns verloren. Wie viel beſſer wäre es geweſen, wenn wir niemals den Glanz der Welt kennen gelernt, aber dafür das ſtille Glück gehabt hätten, das aus der ungeſtörten Einigkeit erblüht. Ein ödes ſchales Jagen nach nichtswürdigen Dingen iſt mein Leben und ich bin ſo weit gekommen, daß ich oft nicht einmal mehr die Kraft der Sehnſucht nach dem wahren Glück beſitze.

In dem ſonſt ſo ſichern und ruhigen Antlitz des Generals arbeitete eine tiefe Bewegung, deren er nur mit Anſtrengung Herr wurde.

Faſſung, Amalie! ſagte er. Dies ſind Anwandlungen einer Schwermuth, die Dir ſonſt nicht eigen iſt, dies iſt einer der Augenblicke, in denen wir unter ungünſtigen Eindrücken alles ſchwarz ſehen.

O nein, es iſt der Ausbruch eines künſtlich verheimlichten tiefen Gefühls. Das Leben ekelt mich an.

Mein Daſein erſcheint mir hohl und nichtig. Alles was ich im Leben ſpreche, iſt Phraſe, und was ich denke, erſchreckt mich. Die wahrſten, heiligſten Gefühle meines Herzens habe ich in der Verkehrtheit der Verhältniſſe, welche mich umgeben, niemals offenbaren dürfen. Wie oft hätte ich alle Bande zerreißen mögen, die mich an dieſe erkünſtelte Exiſtenz ketten, wenn nur nicht dieſe Bande durch die Gewohnheit langer Zeit und durch meine Feigheit zu ſtark geworden wären. Und ſieh, Adalbert, unſere Söhne! Sie ſind es, denen ich mich aufopfere. Sie waren mir immer ein Troſt in meiner Beängſtigung, denn ich ſagte mir, wenn Gott unſerm Bündnis zürnte, ſo würde er es nicht durch dieſe Kinder geſegnet haben. So ſchön, ſo ſtattlich, ſo gut, von Herzen gut, ſind ſie herangewachſen. Und gerade darum, mein Freund, regt es mich im tiefſten Innern auf, wenn ich einen Fehler an ihnen bemerke. Hans zwar hat mir keinen ernſten Kummer jemals gemacht, er gleicht Dir ganz an Beſonnenheit und edlem Gemüth — aber Adalbert! Ich kann nicht ſagen, wie ſehr mich dies ſchmerzt, was ich heute von Dir vernehmen mußte!

Ich höre aus dem Allen einen Vorwurf gegen mich heraus.

Einen Vorwurf gegen Dich, mein Freund? Ach nein, es iſt Dir ja niemals ein ſolcher Einfluß auf Adalberts Erziehung eingeräumt geweſen, daß Du ihn von ſeinem Leichtſinn hätteſt heilen können. Was Dir möglich geweſen iſt, das haſt Du gewiß gethan, um gute Grundſätze in ſeine Bruſt zu pflanzen.

Liebe Amalie, an guten Grundſätzen fehlt es Adalbert durchaus nicht, es fehlt ihm nur an Kraft, nach dieſen Grundſätzen zu leben. Aber ich meinte etwas anderes. Ich leſe den Vorwurf gegen mich in Deiner ganzen Stimmung. Du ſprichſt von der zu großen Klugheit, die wir in unſerer Jugend beſeſſen hätten. Ich habe oft im Laufe meines Lebens, in meiner Einſamkeit, ohne das Glück der eigenen Familie, zurückdenken müſſen an jene Zeit, wo ich am Scheidewege ſtand, und fühle, daß Dein Vorwurf nicht unbegründet iſt. Wenn ich den Muth beſeſſen hätte, mit den Traditionen meiner Familie zu brechen, meine militäriſche Carrière zu opfern und der ungewiſſen Zukunft, vielleicht der Armuth und Noth ins Auge zu ſehen, ſo wäre ja vielleicht unſer Loos ein glückliches geworden. Und doch ſage ich mir: ſelbſt wenn ich damals den Abſchied hätte nehmen wollen, um mich an Deiner Seite durch das Leben zu ſchlagen, wie ſo mancher junge Kamerad es gethan hat, als untergeordneter Beamter, als Angeſtellter in irgend einem bürgerlichen Erwerbszweige —

Dein Vater würde niemals die Einwilligung zu unſerer Verbindung gegeben haben. Du wareſt ſein Stolz, er hatte Dich adoptirt, in die Geſellſchaft lancirt, und er würde es niemals zugegeben haben, daß Du in die Dunkelheit zurückkehrteſt.

Ja, und auch das mache ich ihm zum Vorwurf. Er war ein Egoiſt, und ich fühlte ſchon damals, ſo jung und unerfahren ich auch war, daß er mich ſeinetwegen, nicht um meines Glückes willen adoptirte. Wäre er ein Mann von Charakter und von religiöſen Grundſätzen geweſen, ſo hätte er ſich durchaus anders benommen. In ſeiner Mißachtung der heiligſten Inſtitutionen und befangen in den leichtſinnigen Anſchauungen einer rationaliſtiſchen Zeit, ſäete er aus, was zu ſo ſchrecklicher Ernte geführt hat. Ich erinnere mich noch recht wohl jener Zeit, wo Goethe's Schriften das Evangelium verdrängten.

Wir wollen nicht richten, entgegnete der General. Bedenke, daß Dein Vater vor denſelben Schwierigkeiten zurückſchreckte, die wir nicht zu überwinden vermochten. Er war ein glänzender Kavalier. Er ward beherrſcht von dem Zwange ſeines Standes, ſeiner Familie. Wenn wir von ihm verlangen, daß er das arme Mädchen hätte heirathen ſollen, dem ſein Herz gehörte, ſo ſprechen wir über uns ſelbſt das Urtheil. Nein, Amalie, laß uns nicht in trübem und vergeblichem Grübeln über die unwiderrufliche Vergangenheit beharren, ſondern der Gegenwart leben! Was ſollen wir hinſichtlich Adalberts thun? Siehſt Du irgend eine Möglichkeit, die Summe aufzubringen, die er ſchuldig iſt? Oder auch nur einen Theil davon, damit er ſich noch eine Zeitlang halten und vielleicht eine andere Verbindung eingehen kann, die ihn rettet?

Es iſt das alte Lied, verſetzte ſie. So wollen wir immer wieder mit den alten Mitteln einen Schaden zu heilen verſuchen, der unſerer Kunſt ſpottet, und unſer Blick iſt ſo ſehr getrübt durch die Gewohnheit der Lüge, welche unſer Leben beherrſcht, daß wir kaum noch fähig ſind, das Rechte zu erkennen. Nein, mein Freund, ich ſehe keine Hoffnung. Es iſt unmöglich, das Geld zu beſchaffen. Adalbert muß ſich entſchließen, den Abſchied zu nehmen und ſein Leben zu erhalten, wie er kann. Du weißt, daß das Majorat unangreifbar iſt, und das iſt gut, denn wenn Adalbert ſeine Hand darauf zu legen im Stande wäre, ſo würde er auch Hans ruiniren. Der Beſitz ſchmilzt unter ſeiner Hand. Er iſt mit der ſeltſamen Fähigkeit ſeines Großvaters ausgeſtattet, jeden auch noch ſo großen Reichthum in Nichts zerrinnen zu laſſen. Das Maß iſt voll. Ich getraue mich nicht, meinem Gemahl von neuen Opfern zu ſprechen. Wir ſchränken uns bereits ein, weil unſere laufenden Einnahmen durch die Zinſen der für Adalbert aufgenommenen Summen verringert werden. Einmal muß ein Ende gemacht werden.

* * *

Der Herr von Rainbott-Waſſingen war, nachdem er ſich vom Onkel Wardenberg geſenkten Hauptes verabſchiedet hatte, nach Hauſe gegangen. Er fragte ſeinen Burſchen, ob ſich irgend etwas ereignet habe, aber der Burſche antwortete, es habe ſich nichts ereignet. Der Herr von Rainbott-Waſſingen ging darauf zu Bette. Es war ſein letztes Auskunftsmittel in ſchwierigen Lebenslagen, daß er zu Bette ging. Er nahm einen Winterfeldſchen Roman zur Hand, den er für ſehr ſpaßhaft hielt, und las darin. Es war noch ſo hell, daß er ohne Licht leſen konnte. Doch ſehr bald überwältigte ihn die Macht ſeiner traurigen Gedanken, und er ſchlief ein.

Nach einer Stunde jedoch ward er erweckt, indem der Burſche mit der Lampe eintrat. Der Herr von Rainbott-Waſſingen fuhr in die Höhe, als der Lichtſchein ſeine Augen traf, und ließ das Buch, das er noch in der Hand gehalten hatte, über den Bettrand zu Boden fallen. Der Schlaf hatte die Erinnerung der Wirklichkeit bei ihm ausgelöſcht, und er mußte ſich einige Sekunden lang erſt darauf beſinnen, wo er ſich befinde. Dann kehrte das Bewußtſein der Schwierigkeiten, die ihn umgaben, lebhaft zurück, er ſeufzte tief und ſah den Burſchen zornig an, während er zugleich einen Fluch murmelte.

Der Bediente des Herrn Kommerzienrath Sonnenſchein hat ihn gebracht, ſagte der Burſche zu ſeiner Entſchuldigung, überreichte einen Brief und ſtellte die Lampe auf den Nachttiſch. Der Bediente wartet auf Antwort, fügte er hinzu, als ſein Herr in ſtummem Entſetzen den Brief von außen betrachtete und einige Male umdrehte, als könne ſchon das Äußere möglicherweiſe den unangenehmen Inhalt verrathen und die Pein des Leſens überflüſſig machen.

Geh zum Henker! ſagte der Lieutenant.

Der Burſche verſchwand.

Das wird eine ſchöne Beſcherung ſein, dachte der Lieutenant, und er legte den Brief vor ſich auf die Bettdecke. Die Hand des Alten! Das genügt!

Marwede! rief er dann mit donnernder Stimme.

Der Burſche erſchien von neuem.

Das Papiermeſſer! rief der Lieutenant. Kann ich den Brief mit den Fingern aufſchneiden?

Der Burſche eilte zum Schreibtiſch und holte das verlangte Inſtrument.

Du brauchſt nicht dazuſtehen und mich anzuglotzen! rief der Lieutenant.

Der Burſche verſchwand wieder.

Eine infame Wirthſchaft, brummte der Lieutenant zwiſchen den Zähnen, ohne daß er jedoch hätte angeben können, worauf ſich dieſe Bezeichnung beziehen ſollte. Er ſpielte noch eine kurze Zeit mit dem Meſſer und ſchnitt alsdann den Brief in einem ſchnellen Entſchluſſe auf.

Es ſtanden nur wenige Zeilen auf dem Papier. „Geehrter Herr!“ hieß es, „wir bedauern ſehr, daß Sie krank ſind. Ich hoffe jedoch, daß Sie morgen ſo weit hergeſtellt ſein werden, daß Sie mich zwiſchen elf und zwölf Uhr auf dem Kontor beſuchen können. Ihr ergebenſter Jakob Sonnenſchein.“

Der Teufel ſoll mich reiten, wenn ich hingehe, ſagte der Lieutenant. Marwede! rief er. Der Burſche trat wieder zur Thür herein.

Sag dem Bedienten, es wäre gut, er könnte wieder gehen. Und nachdem er dieſen Befehl ertheilt hatte, fiſchte der Lieutenant den Winterfeldſchen Roman wieder auf und bemühte ſich weiter zu leſen. Doch ließen ihm ſeine Gedanken keine Ruhe dazu. Das Mißverhältnis zwiſchen den Anforderungen, welche das Schickſal an ihn ſtellte, und den Mitteln, über welche er zu verfügen hatte, wuchs vor ſeinen Augen zu einem Berge an, deſſen Laſt ihn zu erdrücken drohte.

Haben der Herr Lieutenant noch Befehle für mich? fragte ihn der Burſche, der ſich unerwarteter Weiſe wieder vor ihm aufpflanzte und deſſen Haltung die Mitte hielt zwiſchen militäriſcher Korrektheit und dem vertraulichen Weſen eines Untergebenen, der die Schwächen ſeines Vorgeſetzten kennt.

Nein, Du kannſt zu Bette gehen.

Ich wollte den Herrn Lieutenant bitten, mir einen Urlaubsſchein zu ſchreiben, ſagte der Burſche, indem er ſtehen blieb.

Einen Urlaubsſchein? Wozu?

Ich wollte noch ein wenig mit meinem Schatz ſpazieren gehen.

Heute Abend? Es iſt halb zehn Uhr.

Der Burſche lächelte. Wenn wir nicht ſpazieren gehen thun, ſo thun wir was anderes, ſagte er.

Der Lieutenant blickte ihn mit einer Art von Neid an. Sechs Fuß hoch in ſeinen Schuhen ſtand der Küraſſier da, mit ſeinem runden, glatten, bräunlichen Bauerngeſicht, keine Art von Sorge drückte ihn, und ſein Mädchen wartete auf ihn.

Bring Papier und Feder, ſagte der Lieutenant. Er ſchrieb einen Urlaubsſchein, der Burſche ging, und ſein Herr hing wieder ſeinen Grübeleien nach. Dieſe Geſellſchaft hat es beſſer wie wir, ſagte er ſich. Kein konventioneller Zwang! Keine Schulden! Immer einen Schatz an der Hand und keinen Ärger davon.

Unter ſolchen Betrachtungen ſchlief der Lieutenant ein. Seine Geſundheit und Jugend erlaubten den Sorgen nicht, ihm den Schlaf anhaltend zu ſtören. Und als er am andern Morgen erwachte, ſah er ſeine Lage mit weniger düſterm Blicke an. Er ging zum Dienſt, ritt mit der Schwadron hinaus und fand ſich bei der Bewegung in der Frühlingsluft auf dem Rücken ſeines guten Pferdes wunderbar gekräftigt.

Ei was, dachte er, ich werde den Alten beſuchen. Was kann er mir thun? Es wäre eine große Dummheit, nicht hinzugehen. Immer dem Feinde an der Klinge bleiben, das iſt die beſte Reitertaktik. Man kann das alles noch gar nicht wiſſen. Iſidora ſieht am Ende über die ganze Geſchichte weg.

Gleichwohl war dem Herrn von Rainbott-Waſſingen etwas bänglich zu Muthe, als er zur beſtimmten Zeit die Thür zum Sonnenſcheinſchen Kontor öffnete, und mit geringer Zuverſicht folgte er dem Kommis, der ihn in das innere Heiligthum zum Chef führte.

Er fand denſelben in einem Lehnſeſſel vor dem

Schreibtiſch, machte eine Verbeugung und blieb in unſchlüſſiger Haltung in der Nähe der Thür ſtehen.

Bitte, wollen Sie nicht näher treten, Herr Baron? ſagte der Bankier, indem er ſich ein wenig von ſeinem Sitze erhob und gleich darauf wieder in ſeinen Papieren kramte. Der Lieutenant kam einige Schritte näher, die Sporen klirrten auf den Dielen und der Pallaſch raſſelte.

Setzen Sie ſich, Herr Baron, ſagte der Bankier, und der Lieutenant rückte einen Stuhl zurecht und ſetzte ſich unweit des Schreibtiſches. Es ward ihm etwas freier ums Herz, indem er das gleichmüthige, geſchäftsmäßige Weſen des Bankiers ſah, denn er hatte das Gefühl gehabt, er müſſe ſogleich mit Vorwürfen überſchüttet werden.

Entſchuldigen Sie — nur einen Augenblick! ſagte der Bankier, unterſchrieb noch zwei Papiere, rief einen Kommis aus dem anſtoßenden Kontor herein, übergab demſelben die Schriftſtücke und wandte dann ſeine dunkeln, klugen Augen dem Lieutenant zu. Sie haben mir geſagt, Herr Baron, begann er, daß Sie hätten Verbindlichkeiten, Wechſel und Rechnungen, die Sie nicht könnten aus eigenen Mitteln löſen und Sie ſind an mich herangetreten, daß ich Ihren Kredit ſtützen ſollte.

Ich war — ich bin — ich fühle mich in Verlegenheit, Herr Kommerzienrath . . .

Der Bankier ſtrich ſich den graugemiſchten Bart und ſtreifte die verwirrte Miene des ſchönen Offiziers mit einem Blicke der Verachtung.

Sie haben mir mitgetheilt, fuhr er fort, daß ſich Ihre Verbindlichkeiten im Ganzen beliefen auf eine Summe von zweihundertundvierzigtauſend Mark. Seien Sie ſo gut, Herr Baron und liefern Sie mir aus die Papiere, die Schuldſcheine, die Wechſel, die Rechnungen, alles, was Sie in Händen haben, daß ich die Sache ordnen kann und abmachen bis zum Betrage von zweimalhundertundvierzigtauſend Mark.

Der Herr von Rainbott-Waſſingen war ſo verblüfft, als er dieſe Worte vernahm, daß er die Farbe wechſelte und den Bankier mit offenem Munde ſchweigend anſah. Denn was er erwidern wollte, blieb ihm auf der Zunge liegen. Der Bankier heftete wieder ſeinen verächtlichen Blick auf ihn, und ſeine ſchwarzen Augen ſprühten ein ſeltſames Licht.

Endlich fand der Lieutenant unter dieſem Blicke, der ihn empörte, die Stimme wieder. Das kann ich nicht annehmen, ſagte er mit bebenden Lippen.

Sie können es nicht annehmen? Was können Sie nicht annehmen? fragte der Bankier. Warum können

Sie nicht annehmen, was Sie angenommen haben vorgeſtern? Wollten Sie doch annehmen mehr als Geld, die Hand meiner einzigen Tochter Iſidora?

Die Augen des Bankiers funkelten jetzt ſo ſchrecklich, daß der Lieutenant ihren Blick nicht mehr zu ertragen vermochte. Er ſtand auf, preßte die Lippen zuſammen, runzelte die Stirn und hakte den Pallaſch ein, um zu gehen. Aber die Stimme des Bankiers hielt ihn feſt.

Bleiben Sie ſitzen, ſagte jener, wir haben von Geſchäften zu reden. Was werden Sie thun, wenn Sie nicht annehmen die hilfreiche Hand? Sie haben keinen Kredit mehr, Ihre Familie kann nicht mehr für Sie eintreten, das Majorat gehört Ihrem Herrn Bruder und es kann nicht angegriffen werden. So werden Sie müſſen den Abſchied nehmen, werden Geſchäftsleute ſchädigen, die ſich auf Ihr Wort verlaſſen haben, werden einen Skandal machen, von dem die ganze Stadt ſpricht und werden den Namen meiner Tochter Iſidora herumziehen laſſen im Munde der Leute.

Der Lieutenant hatte ſich wieder geſetzt und ſtarrte vor ſich nieder. Er hatte das Gefühl, es würde ein erwünſchter Ausgang der Angelegenheit ſein, wenn der Teppich zu ſeinen Füßen niederſänke und ihn mit hinunternähme in irgend einen dunkeln Ort im Innern der Erde. Dennoch war ihm ein Gedanke gekommen, der einem ſchwachen Hoffnungsſchimmer glich. Der Bankier ſcheute einen Skandal, bei dem ſeine Tochter Iſidora ins Gerede kommen würde. Sollte vielleicht dies ſonderbare Anerbieten, dem treuloſen Schwiegerſohne die Schulden zu bezahlen, ein liſtiges Manöver ſein, ihn feſtzuhalten? Der Herr von Rainbott-Waſſingen hatte einige Erfahrungen hinſichtlich ſeiner Gewalt über weibliche Herzen gemacht und dachte nicht gering von ſeinen perſönlichen Vorzügen. Es dünkte ihn nicht unwahrſcheinlich, daß Iſidora ihn ſo ſehr liebe, daß ſie ſelbſt dieſe Beleidigung verzeihen würde. Und dann — ja, er war ſo ſehr geängſtigt worden durch die Ausſicht auf einen Anſturm der Gläubiger, den er ohne Jakob Sonnenſchein auszuhalten hätte, daß er ſich zu ſeiner Rettung bereit erklärt haben würde, ſelbſt zwei Iſidoren zu heirathen, falls die Ehegeſetze dies geſtattet haben würden. Er ergriff in dieſer Ungewißheit über die Abſichten des Bankiers ein Mittel, das ihm zeitlebens bei Übelthaten als das beſte erſchienen war: er ſtellte den verſtockten Sünder dar.

So ſaß er denn mit niedergeſchlagenen Augen ruhig auf ſeinem Stuhl und ſpielte mit der Quaſte des Portépées.

Er hatte jedoch in dieſem Falle mit einem Manne zu thun, der klüger war als er. Jakob Sonnenſchein durchſchaute ſeine Gedanken und zögerte nicht, ihn aus ſeinen Illuſionen zu reißen.

Mein Geſchäft iſt gediehen, ſagte er, weil ich pünktlich geweſen bin in meinen Verpflichtungen. Mein Kredit iſt gut, weil ich niemanden getäuſcht habe durch Verſprechungen, die ich nicht halten wollte. Die Leute haben ſich können verlaſſen auf mein Wort, deshalb haben ſie mir vertraut und haben gern Geſchäfte mit mir gemacht. Als ich meine Einwilligung gab zu Ihrer Verlobung, Herr Baron, mit meiner Tochter Iſidora, da glaubte ich, weil ich hatte zu thun mit einem Edelmann und Offizier, daß ſein Wort gut ſein würde, wie mein Wort immer gut geweſen iſt. Was ſoll ich ſagen? Ich will nichts ſagen. Sie wiſſen es ſelbſt, Herr Baron, was ich ſagen könnte. Schicken Sie mir die Schuldſcheine, die Wechſel und alle Papiere, ich werde ſie einlöſen, weil ich geſagt habe, daß ich ſie einlöſen wollte, und dann laſſen Sie die Sache zu Ende ſein, reden Sie nichts mehr davon und gehen Sie hin als ein freier Mann.

Die ruhige und geſchäftsmäßige Art, mit welcher der Bankier ſprach, enthielt nach der Auffaſſung des Herrn von Rainbott-Waſſingen eine unerträgliche Demüthigung. Er hätte viel leichter eine Fluth von Vorwürfen, einen Ausbruch des Zorns über ſich ergehen laſſen. Es lag etwas in der Manier des Bankiers, was das Blut des Offiziers kochen machte und das Gefühl der Beſchämung ſogar in ihm erſtickte. Unter keiner Bedingung, und wenn er zu Grunde gehen ſollte, konnte er die Wohlthat dieſes Mannes annehmen.

Was denken Sie, Herr Kommerzienrath? fragte er mit zitternder Stimme. Glauben Sie, daß ich das annehmen kann? Sie wollen für mich bezahlen und mich vor die Thür ſchicken! Ich habe einen Fehler begangen. Ich geſtehe es ja ein. Einen unverzeihlichen Fehler. Die Verlobung iſt damit aufgelöſt, das verſteht ſich von ſelbſt. Aber Sie denken wohl zu gering von mir, wenn Sie glauben, daß ich nun noch ein Geſchenk von Ihnen annehmen könnte.

Mit dieſen Worten ſtand er auf und wollte gehen, aber die Entgegnung des Bankiers hielt ihn noch feſt.

Wenn Sie denken, daß ich Ihnen ein Geſchenk machen will, um Ihnen ein Vergnügen zu bereiten, ſo ſind Sie im Irrthum, ſagte der Bankier. Was aus Ihnen wird, iſt mir Ihretwegen ſehr gleichgültig. Mögen Sie gehen den Weg, den ſchon ſo mancher leichtſinnige junge Mann gegangen iſt. Aber ich nehme mein Wort nicht zurück, weil es mein Wort iſt, und weil ich nicht will ein Geſchäft gemacht haben aus der Heirath meiner Tochter. Weil ich auch nicht will, daß ein Mann, der in meinem Hauſe eingegangen und ausgegangen iſt und mein Schwiegerſohn werden ſollte, nun daſteht mit Schimpf und Schande bedeckt als ein Bankerottirer.

Der Lieutenant warf ſich mit einem letzten Aufgebot von Stolz in die Bruſt. Wenn mein Name das verträgt, ſagte er, ſo verträgt es Ihr Name noch lange.

Damit eilte er hinaus, aber als er nun auf dem Heimwege war, fielen ihm ſeine Sorgen doppelt ſchwer aufs Herz. Nun war alles aus, er hatte die Hand, welche ihn erretten wollte, zurückgeſtoßen. In die finſterſten Gedanken verſunken, ſchritt er durch das Gewühl der Straßen dahin und bemerkte nicht einmal, daß ein blondlockiges, blauäugiges Mädchen, ſein eigenes Gretchen, ihm begegnete und ihn mit langem, traurigem Blicke tieferröthend anſah. Das Mädchen drehte um, und folgte ihm nach. Er ging nach Hauſe, warf den Pallaſch und die Mütze ab und ſetzte ſich ſogleich an den Schreibtiſch, um ſein Abſchiedsgeſuch anzufertigen. Es war alles aus, er wollte nach Amerika. Seine Phantaſie ſpiegelte ihm allerhand Bilder aus jenem fernen Lande vor. Er ſah ſich mit der Hacke auf den Goldfeldern, mit dem Revolver im Gürtel in einer Spielhölle des entlegenen Weſtens.

Während er noch mit dem Abſchiedsgeſuch beſchäftigt war, deſſen Begründung und Styl ihm nicht gefallen wollte, ſo daß er das beſchriebene Papier mehrere Male ärgerlich zerriß, überbrachte ihm der Burſche einen Brief. Es war die Handſchrift des Onkel Wardenberg.

„Mein lieber Junge“, ſchrieb der General, „es thut mir leid, Dir ſagen zu müſſen, daß von Seiten der Familie nichts für Dich geſchehen kann. Komm heute Abend um acht Uhr zu mir, damit wir mit einander bereden, in welcher Weiſe es am beſten zu ermöglichen iſt, entweder Deine Differenz mit dem Hauſe Heymann auszugleichen, oder aber Dir in irgend einer bürgerlichen Beſchäftigung ehrenhaftes Auskommen zu verſchaffen.“

Der Lieutenant lachte höhniſch auf, zerknitterte den Brief und warf ihn zur Seite. Dann ſtützte er beide Arme auf den Tiſch, begrub das Geſicht in den Händen und weinte.

Er war ſo tief in Betrübnis verſunken, daß er nicht auf das Geräuſch der Thür achtete, die ſich hinter ihm öffnete und wieder ſchloß. Auf den Trümmern ſeines Daſeins, ſeiner Zukunft, ganz ohne Hoffnung, ohne Plan, faſt ohne Gedanken, ſaß er da.

So war er denn ſehr betroffen, als er endlich, indem er ſeine Augen wieder erhob, nur zwei Schritte entfernt Gretchen auf dem Sofa ſitzen ſah. Gretchen ſaß ebenſo betrübt da, wie er ſelbſt. Das Taſchentuch in ihrer Hand war ganz naß, und dazu liefen ihr die Thränen noch von den Wangen herab. Sie ſagten beide zu Anfang nichts. Es lag in der gemeinſamen Traurigkeit ein verſöhnendes und erklärendes Etwas, das die Worte überflüſſig machte. Gretchen hatte ſich dem Geliebten zu Füßen werfen und ihn um Verzeihung bitten wollen, daß ſie es gewagt habe, wiederzukommen. Der Herr von Rainbott-Waſſingen hatte die Abſicht, ſich von neuem zu erzürnen. Aber beide führten ihren Vorſatz nicht aus. Sie fühlten, daß ſie in dieſer Noth zu einander gehörten.

Der Lieutenant ſah das hübſche Mädchen an, und ſein Herz ſchmolz. Seine Traurigkeit, ſeine Verzweiflung verringerten ſich, die Gedanken kehrten ihm zurück. Er ſtand auf, ſetzte ſich zu Gretchen auf das Sofa, umfaßte ſie und küßte ſie auf ihre rothen Lippen. Von ihrem weichen warmen Körper ging ein eigenthümliches Troſtgefühl aus.

Gretchens Thränen hörten auf zu fließen, ſobald ſie den Kuß auf ihrem Munde fühlte. Sie ſträubte ſich ein wenig gegen die Umarmung. Wenn nun der Burſche hereinkäme, Adalbert! ſagte ſie.

Der Lieutenant ſtand auf, ſchloß die Thür ab und kehrte zu der Geliebten zurück. Sie waren jetzt beide ganz heiter.

Mein liebes Kind, ſagte der Herr von Rainbott-Waſſingen, als er des Küſſens müde war, ich bin entſetzlich hungrig. Haſt Du ſchon gegeſſen?

Sie ſchüttelte den Kopf und lächelte ihn an.

Hier ſind fünfundvierzig Mark, ſagte er, ſeine Börſe zeigend. Dieſes Geld ſtellt mein ganzes Vermögen dar. Wie wäre es, wenn wir zu Raffo gingen und einen Theil des Vermögens in einem beſcheidenen kleinen Mittageſſen anlegten?

Gretchen nickte. Ach, ich bin ſo glücklich, daß Du wieder gut biſt, ſagte ſie.

Der Herr von Rainbott-Waſſingen kleidete ſich in Civil und dann gingen beide Arm in Arm in das italieniſche Weinhaus und ließen es ſich ſchmecken. Zum Onkel Wardenberg kam der Neffe heute nicht.

Gretchen hat eine Tante, welche zugleich ihre Pathe iſt. Dieſe Tante hat ein gutes Herz und nimmt regen Antheil am Schickſal ihrer Nichte. Sie beſitzt einen Gaſthof in Baden-Baden, den ſie von ihrem verſtorbenen Manne geerbt hat, und kann ohne männliche Hilfe nicht gut mit der Wirthſchaft fertig werden.

Sie hat Gretchen und den Herrn von Rainbott-

Waſſingen bei ſich aufgenommen. Er hat Gretchen geheirathet. Er wußte nicht, was er Beſſeres thun könnte. Nur hat ſich ſeine Familie deshalb völlig von ihm losgeſagt. Sie kann den Gedanken nicht ertragen, daß ein Rainbott-Waſſingen ſeine Geliebte heirathen und dann eine Stellung einnehmen ſollte, die ſich von der eines Oberkellners in einem Gaſthofe zweiten Ranges nicht erheblich unterſcheidet.

Der Herr von Rainbott-Waſſingen iſt auch nicht vollſtändig befriedigt von ſeinem Schickſal. Er denkt oft, wenn er die Rechnungen auszieht, an ſeinen Rennſtall zurück. Aber er ſtreckt ſich nach der Decke, die Tante führt ein ſcharfes Regiment im Hauſe und hat gewiſſe Redensarten über vornehme Müſſiggänger bei der Hand, vor denen er Scheu trägt. Er harrt geduldig aus und ſteht in ſeiner eleganten Erſcheinung zum Staunen mancher Gäſte da. Nur wenn die Majeſtäten oder ſonſtige hohe Potentaten Baden-Baden beſuchen, dann duldet es ihn nicht mehr ruhig zu Hauſe. Dann zieht er den Überrock an und geht, um ſich bei den Potentaten einzuſchreiben. Gretchen richtet oftmals ihre Blicke mit Sorge auf den Gatten. Sie traut ihm nicht recht, wenn ſchöne Damen im Hauſe ſind. Wirſt Du mir auch treu in Deiner Liebe bleiben, Adalbert? fragt ſie ihn mit zärtlich bittenden Augen.

Mein lieber Schatz, entgegnet er mit herablaſſender Würde, Du kennſt doch, was Fiammetta im Boccaccio ſingt: hab' ich nur Deine Liebe, brauch' ich die Treue nicht.

◆

Das Mißverſtändnis.

Der Kaffeetiſch iſt gedeckt, eine Schale mit Konfekt und Kuchen ſteht in der Mitte, und die Magd trägt die Kaffeekanne herein.

Wie Du es jetzt doch gut haſt, ſagt Fräulein Brämer zu ihrer Jugendfreundin, der Frau Profeſſor Pergner.

Ja, entgegnet die Frau Profeſſor.

Der Ton, in welchem dieſes Ja geſprochen wird, iſt ſehr gedehnt, ſo daß Fräulein Brämer wiederum, wie ſchon mehrere Male vorher, prüfend ihrer Freundin ins Geſicht ſieht. Sie hat ſie ſeit faſt einem Jahre nicht geſehen, ſie iſt auf der Durchreiſe und will es doch nicht verſäumen ſich von der Freundin Glück zu überzeugen.

Nimmſt Du denn keinen Kuchen? fragt Fräulein Brämer, nachdem ſie ſelbſt genommen hat.

Ich frage nicht viel darnach, entgegnet die Frau Profeſſor mit ihrer tiefen, ruhigen Stimme, welche der Freundin heute mehr als je durch ihren gleichſam bequemen Klang auffällt. Es iſt, als ob dieſe Stimme zu allen Lagen des Lebens paßte.

Sonſt aßeſt Du doch ſo gern dergleichen, ſagt Fräulein Brämer, und mit einem kleinen hellen Lachen, bei dem ihre Zähne ſichtbar wurden, fügt ſie hinzu: erinnerſt Du Dich noch, wie wir zuſammen zu Leberitz gingen, eine Taſſe Chokolade tranken und jedesmal die Taſche voll Praslinen und Konfekt ſteckten? Sie paßten niemals auf, und es wundert mich nicht, daß Leberitzens auf keinen grünen Zweig gekommen ſind, obwohl das Geſchäft noch immer ſehr gut geht.

Die Frau Profeſſor ſeufzt. Für einen Augenblick leuchten die matten grauen Augen auf, und ein Lächeln fliegt über das gelangweilte Geſicht.

Wie alt iſt denn eigentlich Dein Mann? fragt das Fräulein unwillkürlich. Es iſt eine Frage, die ſie ſich vorgenommen hat, nicht zu ſtellen, und nun iſt ſie ihr doch über die Lippen geſchlüpft.

Er ſagt, er wäre zweiundfünfzig, antwortet die Frau Profeſſor. Ich glaube aber, daß er ſich wohl etwas jünger macht. Er wird achtundfünfzig ſein.

Und er iſt wohl ganz nett —

Er iſt noch immer ziemlich verliebt, ſagt die Frau mit ihrem bequemen Tone. Natürlich ſo in ſeiner Art und nach ſeinen Jahren. Das iſt nicht immer ſo ſehr angenehm, wie Du Dir wohl denken kannſt. Es liegt eine gewiſſe Müdigkeit in der Art, wie die Frau ſpricht.

Wie ein Schleier umhüllt ein gewiſſes, kaum greifbares Etwas ihr ganzes Weſen. Ihre Hautfarbe iſt etwas grau, ihr Haar iſt wenig ſorglich aufgeſteckt, ſieht jedoch trotzdem nicht übel aus. Es iſt dicht, braun, glänzend. Ihre Bewegungen ſind nachläſſig, ihr Anzug ſcheint gleichfalls nicht ſorgfältig behandelt zu werden. Er iſt von gutem Stoff, aber verdrückt und ohne jeden Schmuck. Wenn er nicht eine tadellos und üppig geformte Geſtalt umſchlöſſe, würde er ganz ſchlecht ausſehen.

Fräulein Brämer räuspert ſich und nimmt ein zweites Stück. Und es iſt nichts weiter im — ſagt ſie mit fragendem Blicke.

Die Frau Profeſſor ſchüttelt den Kopf.

Ich dachte nur, weil Du keinen Kuchen ißt.

Nein, wirklich nicht, entgegnet die Frau Profeſſor. Übrigens liebe ich Kinder auch nicht. Sie machen eine unausſtehliche Wirthſchaft im Hauſe. Es iſt mir ganz recht ſo. — Willſt Du denn nicht heirathen? fährt ſie fort, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

Fräulein Brämer legt den Kuchenreſt auf den Rand der Taſſe und ſtellt die Taſſe auf den Tiſch. Siehſt Du, Cäcilie, ſagt ſie, ich habe darin beſtimmte Grundſätze. Ich werde nur aus Liebe heirathen. Alles andere befriedigt das Herz nicht. Du kannſt einen reichen Mann heirathen, einen vornehmen Mann, einen berühmten Mann — es iſt alles nicht das Rechte. Es macht nicht glücklich, wenn keine rechte Liebe da iſt. Das iſt mein Grundſatz. Ich will lieber gar nicht heirathen, als mit einem Manne zuſammen leben, den ich nicht lieben kann.

Cäcilie nickt mit dem Kopfe. Ich höre Dich ſo gern ſprechen, ſagt ſie. Es klingt ſo hübſch. Du haſt immer gut zu unterhalten gewußt.

Du ſagſt das nur ſo, bemerkt Fräulein Brämer.

Nein, Caroline, es iſt mein Ernſt. Du wirſt es auch wohl wiſſen. Ich könnte ſtundenlang daſitzen und Dir zuhören.

Es iſt doch auch wahr, ſagt Fräulein Brämer geſchmeichelt. Was habe ich denn von dem Gelde, wenn ich mich täglich ekeln muß? Mehr wie ſatt kann ich mich doch nicht eſſen. Und ich will lieber einfach leben, mir meine Kleider ſelber machen und nirgends hingehen, als einen Mann haben, der mir Domeſtiken hält und ſchöne Anzüge ſchenkt, aber nicht nach meinem Herzen iſt. Liebe allein kann glücklich machen. Was iſt denn das Leben? Wo die Liebe fehlt, da iſt der Tag doch des Aufſtehens und Anziehens nicht werth. Nein, das würde ich niemals thun. Heirathen ohne Liebe — niemals. Ehe ohne Liebe — ſchrecklich.

Cäcilie nickt träumeriſch mit dem Kopfe, ſo daß eine Haarnadel, welche ſchon lange im Schweben geweſen war, herunterfällt.

Was giebt es denn ſonſt Neues in Lichtenſtadt? ſagt ſie.

Ach, was ſoll es da Neues geben? Immer noch das langweilige kleine Neſt; deshalb habe ich ja auch die Einladung von Tante angenommen. Man kommt doch einmal heraus. Daß Berkheim ſich verlobt hat, weißt Du ja.

Cäcilie nickt.

Ich kann es ihm nicht verdenken, fährt Caroline fort. Er hat wohl gethan. Luiſe grämt ſich. Sie iſt ganz blaß und mager geworden, und ihr Vater iſt außer ſich. Sie hatten feſt darauf gerechnet, daß es werden würde, und die Wäſche war ſogar ſchon fertig. Aber wo kein Geld iſt, da kann ein Mädchen heutzutage nicht mehr ſicher darauf rechnen. Die Männer ſind zu praktiſch und namentlich Berkheim hat die Mädchen immer nur angeführt. Es ſind ihrer jetzt fünf, die ich Dir an den Fingern herzählen kann; alle hatten ſich's eingebildet, aber ich habe immer geſagt: Berkheim iſt zu praktiſch, der nimmt keine Hieſige. Wie ich gehört habe, kriegt ſeine Braut einmal zwanzigtauſend Thaler. Es lebt nur noch die Großmutter, und die giebt faſt nichts aus. Du warſt die einzige Geſcheidte, Du haſt ihn zu rechter Zeit abgeblitzt.

Cäcilie ſeufzt. Er iſt intereſſant, ſagt ſie. Ich mußte mich mit ihm hüten. Er iſt der einzige Mann, der mir hätte gefährlich werden können, wenn er hübſcher geweſen wäre. Er hat ſo freche Augen.

Caroline lächelt. Sie weiß mehr von den Beziehungen zwiſchen Berkheim und ihrer Freundin, und ſie weiß auch, daß Cäcilie wiederum dieſes weiß. Was kann das auch helfen, ſagt ſie, daß man ſich verheirathet, wo kein Hintergrund da iſt? Du haſt ganz recht gethan. Nichts ſchrecklicher, als wenn man nun verheirathet iſt, und dann langt es nicht hinten und nicht vorn, und es iſt die beſtändige Noth mit dem Gelde. Da iſt man ja die reine Sklavin und macht es dem Manne doch niemals recht. Ich habe das an Lieschen geſehen. Ihr Mann iſt Aſſiſtent am Eiſenbahnbureau und hat achtzehnhundert Mark; dabei vier Kinder, jedes Jahr natürlich ein neues, und ſie wäſcht ſogar ſelbſt. Da will ich doch lieber Dienſtmädchen werden. Wie gut haſt Du es, Cäcilie! Der ſchöne Titel und die Einnahmen! Du kannſt ſie jetzt alle auslachen.

Während das Fräulein noch ſprach, erſcholl die Klingel an der Glasthür des Vorplatzes, und beide Damen lauſchten einen Augenblick.

Ja, ſagt Cäcilie als Antwort auf die Reden ihrer Freundin, mein Mann iſt auch ſehr berühmt. Es gehen ſehr viele Studenten in ſeine Vorleſungen.

Die Klingel erſcholl noch einmal.

Willſt Du nicht nachſehen, wer da iſt? ſagt Caroline.

Ach, wozu iſt denn das Mädchen da! entgegnet Cäcilie. Mein Mann hat nicht nur ſein Gehalt, ſondern bekommt auch von jedem Zuhörer ein beſtimmtes Collegiengeld. Er iſt außerdem von Haus aus vermögend.

Die Klingel erſcholl zum dritten Male.

Das iſt ja ein ungeduldiger Menſch, ſagte Caroline, und Cäcilie erhob ſich, um nachzuſehen, wer es ſei. Gewiß iſt dieſe unnütze Perſon wieder einmal aus der Küche weggelaufen, bemerkte ſie dabei. Es iſt nicht zum Aushalten mit dem Mädchen, ſeitdem ſie ihren Schatz hat.

Caroline hörte, daß die Thür geöffnet wurde, und daß ſich draußen auf dem Flur ein Geſpräch entſpann. Eine Männerſtimme war zu unterſcheiden. Das Geſpräch dauerte ungewöhnlich lange, dann näherten ſich Schritte auf dem Flur, und zu ihrer Überraſchung ſah Caroline ihre Freundin in Begleitung eines Offiziers in das Zimmer treten. Es war ein junger Lieutenant, der beim Hereintreten Fräulein Brämer mit einer tiefen Verbeugung begrüßte, wobei er die Hacken aneinander ſchlug. Caroline war aufgeſtanden und machte einen tiefen Knix. Sie warf einen Blick auf ihre Freundin und bemerkte, daß ſich deren Erſcheinung und Benehmen wie durch Zauberei verändert hatte. Cäcilie war roth bis unter das Haar, ihre Augen ſtrahlten und ſahen nicht mehr grau, ſondern dunkelblau aus, ſie bewegte ſich mit geſchmeidiger Schnelligkeit. Eine Freundin von mir, Fräulein Brämer aus Lichtenſtadt, ſagte ſie, indem ſie Caroline vorſtellte. Bitte wollen Eure Durchlaucht gnädigſt Platz nehmen.

Ich hoffe, daß ich die Damen nicht ſtöre, ſagte der Offizier. Ich hatte wirklich keine Ahnung — ich betrachte es als den glücklichſten Zufall, daß es mir vergönnt war, meine gnädige Frau, die liebenswürdige Gemahlin eines ſo hochberühmten Gelehrten kennen zu lernen, obwohl ich lebhaft bedauern muß, durch meinen Beſuch Veranlaſſung geworden zu ſein, daß die gnädige Frau ſich derangirten und ſelbſt die Güte hatten . . .

O bitte, Durchlaucht, es hat durchaus nichts zu ſagen, entgegnete die Frau Profeſſor. Es iſt mir eine Ehre geweſen, Eurer Durchlaucht zu öffnen, und mein Mann wird ſehr erfreut und beglückt ſein, wenn er erfährt, daß Eure Durchlaucht doch nicht ganz vergebens gekommen ſind. — Seine Durchlaucht, Prinz Alfred von S., fuhr ſie, gegen ihre Freundin gewandt, fort, will die Gnade haben, eine Vorleſung bei meinem Manne zu hören. Mein Mann wird unendlich bedauern, daß er nicht die Ehre gehabt hat, Eurer Durchlaucht gnädigen Beſuch perſönlich empfangen zu können.

Der Prinz hatte inzwiſchen einen Stuhl genommen und blickte unverwandt auf Cäcilien. Und unter ſeinen Augen war Cäcilie wie von einer magiſchen Gewalt beherrſcht. Sie ſtrich in anmuthiger Verwirrung mit ihrer ſchlanken Hand über ihr ungeordnetes Haar hin, und es ſchien unter der Berührung neuen Schimmer zu erhalten. Ihre Bruſt hob und ſenkte ſich, ihre Wangen brannten, und ein verſtohlenes Feuer ſprühte aus ihren Augen, wenn ſie dem Blicke des Prinzen begegneten.

Fräulein Brämer raffte ihre Stickerei, die vor ihr auf dem Tiſche lag, zuſammen und ſteckte ſie in die Taſche. Ich komme wieder, ſagte ſie zu ihrer Freundin, und dann machte ſie dem Prinzen ihren tiefſten Knix.

Du wirſt doch bleiben, entgegnete dieſe. Wohin willſt Du denn ſo ſchnell?

Ah! rief der Prinz, indem er aufſtand, ich werde mich entfernen. Ich will die Damen nicht ſtören. Ich bitte tauſendmal um Verzeihung . . .

Sie bleibt, ſagte die Frau Profeſſor, indem ſie den

Prinzen mit einem Blicke dazu vermochte, wieder Platz zu nehmen. Und indem ſie an Caroline herantrat, raunte ſie dieſer zu: was fällt Dir denn ein? Sei doch nicht ſo albern!

Es war Carolinens höchſter Wunſch, bleiben und den intereſſanten Beſuch ferner beobachten zu können. So ſetzte ſie ſich denn unter einigen entſchuldigenden Bemerkungen wieder hin. Eine kleine verlegene Pauſe trat ein, da keine der anweſenden Perſonen augenblicklich wußte, was ſie ſagen ſollte. Eine Art von Schwüle lag in der Luft. Ein Hauch erregter Sinnlichkeit ging von Cäcilien aus, der den jungen Offizier beklemmend umwehte und auch Caroline in Aufregung brachte. Die junge Frau war aus ihrer Müdigkeit erwacht, man hätte ſie mit einem Vulkan vergleichen können, der für erkaltet gegolten hat, und der plötzlich eine Feuerſäule emporſendet.

Sie war es, die zuerſt das Wort wiederfand. Sind Eure Durchlaucht ſchon lange hier? fragte ſie. Es war eine Frage, deren Taktloſigkeit ſie begriff, als ſie ſie kaum ausgeſprochen hatte. Denn wie hätte die Anweſenheit eines ſo erlauchten Gaſtes in der Stadt lange verborgen bleiben können!

Aber der Prinz nahm nicht übel. Ich bin erſt geſtern Abend von Berlin gekommen, wo ich meine

Studien angefangen habe, ſagte er lächelnd. Es war ein unerwarteter Entſchluß meines Herrn Vaters, daß ich noch ein Kolleg bei dem berühmten Profeſſor Pergner hören ſollte.

Durchlaucht ſind ja ſchon Offizier. Iſt da noch ein Studium nothwendig? ſagte Cäcilie mit ihrer tiefen Stimme, deren Ton ſich weich wie Sammt an das Gehör des jungen Mannes ſchmiegte, während zugleich ihre Augen ſeinen Blick liebkoſten und eine beſondere, vielverheißende Sprache führten.

Es iſt des Lernens kein Ende, antwortete er. Seine Majeſtät haben mich à la suite dieſes Regimentes hier geſtellt, und ich werde hier Dienſt thun, während ich zugleich cameralia ſtudire.

Es wird Eurer Durchlaucht in unſerer kleinen Stadt wohl recht langweilig vorkommen, zumal da Sie von Berlin kommen.

O, ich fürchte das nicht, gnädige Frau. Habe ich doch gleich am erſten Tage meiner Anweſenheit das Glück, eine ſo liebenswürdige Bekanntſchaft zu machen.

Durchlaucht werden dieſe Bekanntſchaft nicht lange fortſetzen. Was könnte unſer Haus Ihnen bieten?

Wenn die Weisheit im Bunde mit der Schönheit etwas Anziehendes bietet, ſo beſitzt Ihr Haus, meine gnädige Frau, gewiß eine große Anziehungskraft. Das

Kompliment erſchien dem Prinzen ſelbſt, während er es vorbrachte, ſo überladen, daß er zögerte, es vollſtändig von ſich zu geben. Er machte in der Mitte ſeines künſtlichen Satzes eine kleine Pauſe; aber das Geſicht der Damen war ſo ermunternd, daß er den Nachſatz ſpielend folgen ließ.

Nun lachten beide Damen, und die Frau Profeſſor ſagte geſchmeichelt: Durchlaucht ſind viel zu gütig, und ich glaube nichts davon. Durchlaucht werden wohl viel Beſſeres gewohnt ſein.

Der Prinz entgegnete hierauf nichts, aber betrachtete die Dame, indem er die Bedeutung ihrer Worte überlegte. Inwiefern war er Beſſeres gewohnt? Etwa eine höhere Weisheit als die des Herrn Profeſſors, oder eine größere Schönheit als die ſeiner Frau? Es lag etwas in Cäciliens Äußerung, was ihn ungemein reizte. Dieſe Frau hatte einen ſo ſehr praktiſchen Sinn. Sie hielt ſich nicht mit Umſchweifen auf, ſondern ging dem Kern der Sache zu Leibe. Der Prinz las in ihren Worten wie in ihrem Weſen, daß ſie die Bedeutung des Weibes, allen Emanzipations-Ideen der Neuzeit abgeneigt, noch in der antiken Weiſe auffaßte. Was ihn ſelbſt aber betraf, ſo war er der Anſicht, daß er in Wirklichkeit niemals größern Reiz genoſſen habe. Er betrachtete die junge Frau mit bewundernder Begierde.

Die Univerſitätsſtadt, welche er mit einem gewiſſen Mißtrauen betreten hatte, erhielt in ſeinen Augen ein ganz neues und höchſt intereſſantes Ausſehen. Er fand ſie durchaus nicht langweilig.

Ich werde mich glücklich ſchätzen, dieſes angenehme Haus wieder beſuchen zu dürfen, ſagte er. Freilich fürchte ich, der Wiſſenſchaft ein Unrecht zuzufügen, wenn ich dem Herrn Profeſſor die Zeit ſeiner häuslichen Studien beſchränke, gleichwohl habe ich den lebhaften Wunſch, einem ſo berühmten Gelehrten möglichſt nahe zu treten. Wenn ich eine Zeit wüßte, wo ich Ihren Herrn Gemahl nicht ſtören würde, ſo würde ich alsdann meinen Beſuch wiederholen.

Cäcilie glaubte den Prinzen zu verſtehen, indem ſie annahm, er meine das Gegentheil von dem, was er ſagte. Sie wechſelte die Farbe, ward blaß und dann wieder roth. Warum war auch dieſe langweilige Caroline gerade jetzt da? Mein Mann iſt des Abends von acht Uhr an faſt immer zu Hauſe, entgegnete ſie, und er wird ſich ſehr geſchmeichelt fühlen und ſich glücklich ſchätzen, wenn Durchlaucht alsdann ihm die Ehre Ihres Beſuches ſchenken wollen.

Der Herr Profeſſor pflegte in Wahrheit jeden Abend um ſieben Uhr zu Hauſe ſein Abendbrod zu eſſen und dann an drei Tagen in der Woche zu ſeiner Skatpartie, den vierten Abend aber zum Kegeln zu gehen. Immerhin war Cäcilie nicht ganz an der Wahrheit vorbeigegangen, denn an drei Abenden blieb der Herr Profeſſor wirklich zu Hauſe.

Es wurden noch einige höfliche Redensarten ausgetauſcht, einige Mittheilungen über die Vergnügungen der Univerſitätsſtadt, ihre Konzerte, Bälle und das Sommertheater von Seiten der Frau Profeſſor gemacht, und dann ſtand der Prinz auf, um ſich zu empfehlen. Als er ſeine Uhr betrachtete, ſah er zu ſeiner Überraſchung, daß er eine halbe Stunde dageblieben ſei.

Die Frau Profeſſor geleitete ihn höflich bis an die Glasthür des Korridors und öffnete ſie ihm. Beide ſprachen kein Wort mehr, ſobald ſie draußen waren. Es war, als ob ihr Alleinſein ohne Caroline ihnen einen Zwang auferlege. Eine gewiſſe Befangenheit feſſelte ihre Zunge. Nur, als die Dame den Riegel der Thür zurückgeſchoben hatte, ergriff der Prinz dieſe Hand und zog ſie an ſeine Lippen. Der Kuß dauerte ſehr lange, und ſie wollte ihre Hand zurückziehen, indem ſie mit klopfendem Herzen ſagte: nicht doch, Durchlaucht.

Dieſe Weigerung mochte wohl etwas Ermuthigendes für ihn haben, denn raſch entſchloſſen umfing er die Dame mit dem linken Arm, zog ſie an ſeine Bruſt und küßte ſie auf die ſchwellenden Lippen. Ein Strom wonnigen Gefühls durchrieſelte ihn. Ihre üppige Geſtalt lag eng an ihn geſchmiegt, als habe kein Zwang, ſondern inniger Wunſch ſie in ſeine Umarmung geführt.

Ein Geräuſch im Zimmer ſcheuchte ſie auseinander. Sie machte ſich los und ſah ſich um. Sollte etwa die unglückſelige Caroline an der Thür lauſchen?

Morgen Abend um halb neun, flüſterte er.

Sie nickte ihm zu, und dann war ſie verſchwunden.

Verwirrt und wie berauſcht ging er davon. Das bot ihm ein reizendes Abenteuer.

Heute Nachmittag wollte Dir der Prinz Alfred von S. einen Beſuch machen, lieber Mann, ſagte die Frau Profeſſor, als der Gelehrte um ſieben Uhr, wie gewöhnlich, nach Hauſe kam.

Eh, Eh! entgegnete der Profeſſor. Habe ſchon gehört, daß der junge Herr angekommen iſt. Der Prorektor erzählte es mir. War alſo ſchon bei mir. Eh, Eh!

Er bedauerte ſehr, Dich nicht zu treffen, wollte aber wieder kommen. Ich ſagte ihm, die beſte Zeit ſei zwiſchen Zwölf und Eins.

Eine große Ehre für die Univerſität — und für mich, ſagte der Profeſſor. Alſo er iſt gleich zuerſt zu mir gekommen! Sieh, ſieh! Das wird den Kollegen Biermann ärgern, der ſich einbildet, er allein ſei das große Licht des Univerſums. Hat er geſagt, welches Kolleg er zu belegen denkt?

Dieſe intimeren Angelegenheiten wird er wohl mit Dir ſelbſt beſprechen wollen. Er ging gleich wieder fort, als er hörte, daß Du nicht zu Hauſe ſeieſt.

Ärgerlich! ſagte der Profeſſor. Muß ich auch gerade abweſend ſein. Liebe Cäcilie, ſieh doch meinen Frack nach. Ich glaube, es fehlt der unterſte Knopf. Eine Art von verſchwimmender Erinnerung erfüllt mich, welche mir ſagt, daß mir auf dem Heimwege von dem Kaiſerkommers der unterſte Knopf abgeriſſen iſt und daß ein Loch am rechten Elnbogen entſtanden iſt, indem ich auf der glatten Treppe ausglitt und mich mit vollem Gewicht gegen die Wand ſtemmte.

Was willſt Du denn mit dem Frack?

Die gute Sitte gebietet, daß ich Seiner Durchlaucht morgen am Vormittage meine Aufwartung mache. Eh, Eh! Ich möchte wohl wiſſen, wie mein Kollege Biermann dazu gekommen iſt, den Hausorden zu erhalten. Der Menſch hat eine Gabe ſich geltend zu machen, um die ihn derjenige beneiden könnte, der nicht weiß, daß der wahre Lohn alles Strebens in der Arbeit ſelbſt, in der Erkenntnis und in dem dadurch geförderten geiſtigen Wachsthum liegt. Eh, Eh!

Ich werde den Frack nachſehen. Aber willſt Du nicht jetzt erſt eſſen? Ich habe Rühreí machen laſſen, und es wird ſchlecht, wenn es ſteht.

Sehr gut, liebe Cäcilie, ſehr gut!

Der Profeſſor ſetzte ſich zu Tiſch in dem Speiſezimmer, welches neben dem Salon lag, und nahm die Speiſen in Angriff. Aber er war zu unruhig geworden durch die Nachricht von dem Beſuch des Prinzen, um ſein Abendbrod recht genießen zu können. Er rückte an der Brille, goß eine Taſſe Thee ſo haſtig hinunter, daß er ſich den Mund verbrannte, und redete mehr als er aß.

Cäcilie ſah ihm zu, antwortete nur wenig und war wie in einen Traum verloren. Sie ſah die hagere Geſtalt, das blaſſe, faltige Antlitz mit den rothgeränderten Augen und den kahlen Kopf auf der andern Seite des Tiſches nur mit körperlichen Augen. Ein ganz anderes Bild ſchwebte in Lebenskraft vor ihr. Sie war von einem innern Feuer durchglüht, ſo daß ſie ſich ſcheute, ihren Mann anzuſehen, indem ſie befürchtete, er könne ihren Augen etwas Beſonderes anmerken. Um ſo mehr war ſie verwundert, als dieſer darüber klagte, daß das Speiſezimmer kalt ſei.

Dieſer Mai zeigt wieder ſeine gewohnten Tücken, ſagte der Profeſſor. Erſt verlockt er uns mit Blüthen und nun nimmt er uns alle Illuſion. Es ſind nur fünf Grad Reaumur im Freien.

Ich werde das Zimmer heizen laſſen, erwiderte Cäcilie, indem ſie aufſtand.

Nein, nein, ſagte der Profeſſor, es iſt nicht nöthig. Wir gehen gleich in die Wohnſtube. Es iſt nicht mehr nothwendig, zu heizen. Wir haben dieſen Winter ungewöhnlich viel für Feuerung verbraucht. Sparſamkeit, mein liebes Weibchen, iſt das Fundament des Haushalts.

Aber ſoll ich denn morgen nicht wenigſtens Dein Arbeitszimmer heizen laſſen?

Nein, nein, es iſt nicht nothwendig. Ich finde ein Refugium, einen Zufluchtsort in der Wohnſtube. Werde auch morgen nicht viel zu Hauſe ſein. Sag doch, mein Cäcilchen, machte dieſer Prinz denn wohl den Eindruck eines homo literatus, eines Menſchen, der den Wiſſenſchaften zugeneigt und einigermaßen in ihnen erfahren iſt, oder welchen Eindruck machte er auf Dich?

Ich habe ihn nicht ſo genau betrachtet. Er iſt noch nicht alt. Er trug die Uniform des Regimentes, welches hier in Garniſon ſteht.

Du meinſt, deſſen Füſilierbataillon hier liegt, bemerkte der Profeſſor. Alſo in Uniform! Inter arma silent leges. Das heißt auf deutſch: wie kommt ein Offizier zwiſchen die jungen Leute, welche Jurisprudenz ſtudiren?

Der Profeſſor hatte die Frage mehr an ſich ſelbſt, als an ſeine Frau gerichtet, und ſie hatte das auch ſo verſtanden, denn ſie antwortete nicht darauf.

Es war noch ein Beſuch da, ſagte ſie, Fräulein Caroline Brämer, deren Du Dich vielleicht erinnerſt.

Caroline Brämer? Ich muß geſtehen, daß ſich weder der Name noch die Perſönlichkeit meinem Gedächtnis tief genug eingeprägt haben, um ſie wiederfinden zu können.

Sie war doch eine meiner Brautjungfern, ſagte Cäcilie.

Ei ſieh! Da fällt mir in der That ein Schimmer zu. Wie ſeltſam es doch mit dem Gedächtnis iſt. Ich möchte nicht Denjenigen zuſtimmen, welche behaupten, daß die Perſönlichkeit ihrer Subſtanz nach aus der Aneinanderreihung von Gedächtnisakten beſtehe, gleichwohl muß ich zugeben, daß eine Unterbrechung ſämmtlicher Gedächtnisakte das Aufhören der Perſönlichkeit bedeuten würde. Auffallend iſt dabei immer, daß das Gedächtnis ſo zu ſagen kapriziös iſt. Es hält gewiſſe Dinge feſt und läßt andere Dinge fallen. Und zwar ſcheint mir feſtzuſtehen, daß das Gedächtnis der Hauptſache nach nur ſolche Dinge feſthält, welche innerhalb unſeres Intereſſes und unſerer Beſchäftigung liegen, ſo daß die Behauptung nicht ganz ungereimt erſcheint, es gebe überhaupt kein Gedächtnis im eigentlichen Wortſinne, ſondern, was wir Gedächtnis nennen, ſei nur eine unſern ſonſtigen geiſtigen Fähigkeiten anhaftende Befähigung des Konſervirens. Ohne auf die philoſophiſche Seite der Frage näher einzugehen, möchte ich hervorheben, daß vom juriſtiſchen Standpunkte aus . . .

Fräulein Brämer alſo beſuchte mich heute Nachmittag, ſagte Cäcilie, indem ſie ihres Eheherrn Rede in einiger Ungeduld unterbrach. Sie hat mir Grüße an Dich aufgetragen und . . .

Impertit mihi multam salutem, brummte der Profeſſor. Eine ſehr alte Formel menſchlichen Verkehrs. Salute data redditaque. Während nicht anzunehmen iſt, daß in jedem Falle das Wohl desjenigen, welcher gegrüßt wird, in der That den Inhalt des Wunſches des Grüßenden bildet, erfordert der Begriff der urbanitas die Annahme eines ſolchen Scheines, welcher immerhin die Möglichkeit der Aufrichtigkeit nicht ausſchließt.

Fräulein Brämer hat mich auf morgen Abend eingeladen, fuhr Cäcilie fort. Ich habe die Einladung angenommen, weil Du ja doch morgen Abend nicht zu Hauſe biſt. Es iſt doch Skatabend.

Gut, mein Schatz, ſagte der Profeſſor.

Minna, das Mädchen für Alles, war am folgenden Morgen ein wenig verwundert über die Länge der Zeit, welche die Frau Profeſſor zu ihrer Toilette verwandte. Sonſt pflegte die Dame den Morgenrock, welchen ſie in den erſten Stunden trug, in ziemlicher Eile mit dem Kleide zu vertauſchen, und eine Viertelſtunde reichte zur Herſtellung ihrer äußerlichen Erſcheinung hin. Heute aber verfloſſen wohl anderthalb Stunden, bevor ſie wieder aus dem Schlafzimmer hervortrat, und Minna nahm einen feinen Geruch wahr, der von der Vorüberwandelnden ausging. Mit der Findigkeit, die dieſes Mädchen auszeichnete, ging Minna alsbald in das Schlafzimmer und entdeckte einen ungewöhnlichen Verbrauch von Waſſer und andern Hilfsmitteln der Schönheit. Namentlich entdeckte ſie auch, daß ein Fläſchchen mit wohlriechender Eſſenz, welches ſchon lange uneröffnet vor dem Spiegel geſtanden hatte, nunmehr in Gebrauch genommen war. Minna netzte ſogleich ein Taſchentuch der Dame, welches ſie aus deren Kommode nahm, mit dem Parfum und trug daſſelbe hinauf in ihre Kammer, wo ſie es in ihre Wäſche legte.

Ich werde heute Abend ausgehen, ſagte die Frau Profeſſor, als Minna wieder erſchien. Mein Mann wird ebenfalls nicht zu Hauſe ſein. Ich habe deshalb nichts dagegen, wenn Du auch ausgehen willſt. Es iſt mir ſogar lieber, wenn Du heute gehſt, als am Sonntag.

Minna überlegte. Am Sonntag wollte ſie ganz beſtimmt gehen. Aber es war klüger, dieſe Abſicht vorläufig noch nicht kundzuthun und den angebotenen freien Abend anzunehmen. Was nur die Madame hatte? Ihr Haar glänzte und war ſehr künſtlich in ſeiner ganzen Fülle aufgebaut. Ein ſchönes Roth ſchimmerte auf den ſonſt ſo farbloſen Wangen.

Minna nickte mit dem Kopfe, woraus die Frau Profeſſor entnehmen konnte, was ſie wollte, und ſetzte alsdann einen Topf mit blühenden Vergißmeinnicht, der auf einem Küchenbrett ſtand, in das Fenſter. Das Küchenfenſter ging nach dem Hofe hinaus, war aber von der Straße her zu ſehen.

Um 12 Uhr Mittags kam der Herr Profeſſor nach Hauſe und zog ſeinen in guten Stand geſetzten Frack an. Ich danke Dir, mein Cäcilchen, ſagte er, daß Du dieſes Gewand der Pracht ſo prompt wieder hergeſtellt haſt. Togam candidam könnte ich es nennen. Der Prinz iſt ein Mitglied des hohen regierenden Hauſes. Biermann mußte ſchon davon vernommen haben, daß Seine Durchlaucht bei mir geweſen waren, denn er begegnete mir im Korridor und that, als ob er mich nicht bemerke.

Sehr vergnügt kam der Herr Profeſſor um 1 Uhr zum Eſſen. Ein ungemein leutſeliger Herr iſt der Prinz, ſagte er. Juvenis elegantissimus. Er ſagte mir, daß bei Hofe mit der größten Anerkennung von meiner Monographie über das Eherecht in ſouveränen Häuſern geſprochen worden ſei. Schade, daß mein Kollege Biermann nicht zugegen war, um mit anzuhören, was Seine Durchlaucht äußerten. Der Neidhammel hätte die Gelbſucht bekommen. Seine Durchlaucht wollen ein Privatiſſimum bei mir hören.

Der Herr Profeſſor bekam heute eines ſeiner Lieblingsgerichte zu eſſen: Schweinsklauen mit Meerrettig, und beinahe hätte es ihn gerührt, daß ſeine Gattin dieſe Speiſe nicht anrührte, ſondern ſich mit Spinat und Eiern begnügte. Beinahe hätte er ſich Vorwürfe darüber gemacht, daß er Cäcilie ſo knapp mit dem Wirthſchaftsgelde hielt, während die gute Frau ihrerſeits darauf bedacht war, für ſeinen Geſchmack ganz uneigennützig zu ſorgen und Gerichte auf den Tiſch brachte, von denen ſie ſelbſt nicht aß.

Der Nachmittag verlief in der gewohnten Weiſe. Der Herr Profeſſor hielt ein Schläfchen, trank dann Kaffee mit ſeiner Frau, arbeitete in der Univerſitäts-Bibliothek und machte dann einen Spaziergang. Cäcilie las einen Roman und blickte oft mit träumeriſchen Augen über die Blätter hinweg nach dem von grauen Wolken umhüllten Himmel. Um ſieben Uhr kam der Profeſſor zum Abendbrod und ging nach einer halben Stunde wieder weg, um im Schwarzen Bären ſein Skat zu ſpielen.

Du kannſt alſo heute ausgehen, Minna, ſagte die Frau Profeſſor zu dem Mädchen, als dieſes den Tiſch abräumte. Ich habe nichts dagegen, daß Du Dir einen freien Abend machſt. Aber ſei pünktlich um zehn Uhr wieder da.

Minna ſchielte über das Tiſchtuch weg, welches ſie gerade in Falten legte, nach ihrer Herrin hinüber. Was fiel denn der Frau ein, daß ſie heute ſo fürſorglich an ihrer Magd Vergnügen dachte? Sonſt bekümmerte ſie ſich doch nicht um deren Ausgehen, und Minna hatte ſchon einige Male zu Thränen und Trotz ihre Zuflucht nehmen müſſen, um den Sonntag frei zu bekommen.

Minna antwortete zunächſt in unverſtändlichen Tönen, die ebenſogut als Ablehnung wie als Zuſtimmung aufgefaßt werden konnten. Es paßte ihr gar nicht, heute auszugehen. Etwa eine Stunde, nachdem ſie die Vergißmeinnicht in das Küchenfenſter geſtellt hatte, und während die Herrſchaft ſpeiſte, war ein ihr wohlbekannter Pfiff, der Anfang des Regimentsmarſches, von der Straße her erklungen, und Minna war alsbald in den Hof hinabgeeilt. Ihr Füſilier ſtand draußen und es gab eine kurze Unterredung, welche das Ergebnis hatte, daß der Füſilier dieſen Abend auf der Straße warten ſollte, bis er die Frau Profeſſor ausgehen ſähe. Alsdann ſollte er hereinkommen, um die übriggebliebenen Schweinsklauen aufzueſſen und eine Flaſche Bier dazu zu trinken.

Doch wollte Minna heute keinen Zwiſt hervorrufen. Sie fragte, ob ſie denn die Frau Profeſſor nicht abholen ſolle, und als die Dame das für unnöthig erklärte, brachte ſie den Regenmantel herbei, war der Frau Profeſſor höflich beim Anziehen behilflich und ſagte, als dieſe ging, daß ſie auch ausgehen und eine Freundin beſuchen werde.

Es ſchlug drei Viertel auf dem nahen Kirchthurm, als Minna aus dem Fenſter der Wohnſtube die Straße überblickte und ihre Dame nach links ſich entfernen, zugleich aber blanke Knöpfe in der beginnenden Dämmerung von rechts herankommen ſah. Sie eilte die Treppe hinab nach der Hinterthür, gab dem Mädchen der Wirthsleute, die im untern Stock wohnten, einen verſtändnisvollen Wink und hieß den Füſilier leiſe gehen. Der Soldat gab ihr einen tüchtigen Kuß und folgte ihr dann die Treppe hinauf, wobei ſeine mit Nägeln beſchlagenen Schuhe ihm das Leiſegehen allerdings ſchwierig machten. Aber das war kein Unglück, die Vorſicht war im Grunde überflüſſig, und bald ſaßen beide ganz gemüthlich am Heerde, und Minna freute ſich über den geſunden Appetit ihres Schatzes. Er aß mit erſtaunlicher Schnelligkeit alles auf, was ſich vorfand, und Minna dachte gar nicht daran, daß ſie ſelbſt dabei um ihr Abendbrod kam. Dafür dachte ſie an etwas anderes. Sie beſaß die Fähigkeit, ſich feinere Bildung anzueignen, und wie ſie das Parfum ihrer Herrin zu würdigen verſtand, ſo wußte ſie auch die Bequemlichkeiten der Höhergeſtellten zu ſchätzen. Die Küchenſtühle waren ſo hart — Minna führte ihren Füſilier in die Wohnſtube und ſetzte ſich mit ihm auf das Sopha.

Aber nur kurze Zeit konnte ſich das Liebespaar dem ungeſtörten Ausdruck ſeiner zärtlichen Gefühle überlaſſen. Minna hörte plötzlich, obwohl ſie mit dem rechten Ohr eng an den Waffenrock des Füſiliers gedrückt lag, den bekannten Ton des Drückers, welcher die Glasthür des

Flurs von draußen öffnete, und ſie fuhr mit einem leiſen Kreiſchen in die Höhe. Das konnte nur der Herr oder die Frau Profeſſor ſein. Kein Menſch ſonſt war in Beſitz eines Drückers.

Verzweiflungsvoll ſah ſie auf den Füſilier, der ebenfalls aufgeſtanden war, und hörte das Zuſchlagen der Glasthür. Ein Kleid rauſchte — es war die Dame. Kein Ausweg! Schon war die Dame vor der Zimmerthür. Raſch entſchloſſen packte das Mädchen den Soldaten am Kopfe, beugte ihn nieder und raunte ihm zu: unter das Sopha! fix!

Der Füſilier begriff. Er war einer der beſten Turner in der Kompanie. Mit der Gewandtheit eines Aales ſchmiegte er ſich unter das Möbel. Es bot ihm gerade genug Platz, um ausgeſtreckt liegen zu können.

Minna war indeſſen zur Thür gegangen, bereit, ihren Schatz, ihre Ehre und alles, was ſonſt auf dem Spiele ſtand, gegen jeden Feind zu vertheidigen. Schon öffnete ſich die Thür, und in nachdenklicher Weiſe, mit etwas geſenktem Kopfe trat die Frau Profeſſor herein. Sie prallte einen Schritt zurück, als ſie Minna erblickte, und wenn dieſe im Stande geweſen wäre, ruhig zu beobachten, ſo würde ſie geſehen haben, daß ſich große Verlegenheit im Geſicht der Dame ausdrückte. Aber Minna war durchaus ſchuldbewußt, verwirrt und blutroth vor Verlegenheit. Sie hatte eilfertig an ihrem Haar und ihrem Kleide geglättet und gezupft, fühlte aber gleichwohl, daß ſie ſehr unordentlich ausſehen müſſe. Der Füſilier hinter ihr, den ſie nicht ſehen konnte und von dem ſie nicht wußte, ob er auch wohl vollſtändig verſteckt ſei, ſtand dazu mit einem hervorguckenden Bein oder Arm vor ihrem innern Auge, und es war ihr, als müſſe die Dame den Soldaten durch ſie hindurch wahrnehmen.

Was haſt Du denn? fragte die Frau Profeſſor, welche ſehr raſch ihre völlige Faſſung wiedergewonnen hatte.

O, ich, ich habe nichts, ſagte Minna, nur ein gräßliches Kopfweh. Und ſie legte beide Hände an die Schläfen und ſtöhnte.

Weshalb biſt Du denn nicht ausgegangen?

Nur wegen meinem gräßlichen Kopfweh. O! O!

Was thuſt Du denn hier im Zimmer?

O, ich wollte nur nachſehen, ob ich auch richtig abgewiſcht hätte.

Die Frau Profeſſor that einige Schritte vorwärts und ſah ſich im Zimmer um. Dummheiten! ſagte ſie. Wenn Du krank biſt, ſo leg Dich ins Bett. — Wie unangenehm es hier riecht! Ich habe Dir ſchon mehrmals geſagt, Du ſollteſt im Hauſe keine Stiefel, ſondern

Deine leichten Hausſchuhe tragen, ſollteſt auch die Strümpfe öfters wechſeln. — Was iſt das für eine Frechheit! fuhr ſie fort, als Minna unerwarteter Weiſe nicht antwortete, ſondern ihr Unrecht einzuſehen ſchien. Du ſetzeſt Dich hier in die Stube Deiner Herrſchaft! Mache jetzt, daß Du ins Bett kommſt, damit Du morgen früh wieder Deine Arbeit thun kannſt. Schnell!

Minna ſtand noch einige Augenblicke unbeweglich da. Unter dem Schelten der Dame war ihr Muth einigermaßen zurückgekehrt. Der Füſilier war richtig verſteckt. Nun mochte alles ſo kommen, wie es kommen konnte! Sie hatte eine Baſe in der Stadt, die ſie wohl aufnehmen würde, wenn das Schlimme zum Ärgſten kam.

Ja, ich will gleich zu Bette gehen, ſagte ſie. Den Kopf mit beiden Händen haltend, ging ſie unter tiefem Stöhnen hinaus in die Küche, verſteckte das Seitengewehr und die Mütze des Füſiliers, die auf dem Anrichtetiſch lagen, im Küchenſchrank, ſteckte den Schlüſſel in die Taſche und ſetzte ſich grübelnd auf den Fleiſchblock. Mit Herzklopfen lauſchte ſie auf den Augenblick, wo ein furchtbares Geſchrei im Wohnzimmer erſchallen würde.

Cäcilie hatte inzwiſchen das Fenſter geöffnet und ſich hinausgelegt. Der Nordweſtwind pfiff kalt durch

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

die Straße, aber ſie empfand ihn wie einen kühlenden Hauch. Es war eine Flamme in ihrem Innern entzündet, welche die äußere Kälte überwog. Dieſe von der Langweile gebleichten Wangen hatten das Roth früherer Jahre wiedergewonnen, dieſe matten Augen ſtrahlten in neuem Glanz. In ihrem Ohr klang anmuthig und troſterweckend die Melodie des Frühlingsliedes: nun muß ſich alles, alles wenden.

Durchaus furchtlos war Cäciliens Seele, und von dem, was die Leute Gewiſſen zu nennen pflegen, hatte ſie nur eine ſehr undeutliche Vorſtellung. Es beherrſchte ſie jetzt nur die eine Sorge, daß der Prinz ausbleiben könnte. Aber nein, er würde ſchon kommen. Sie hatte in ſeiner Umarmung deutlich empfunden, daß ein mächtiges Band ihn zu ihr zog. Würde ſie nicht endlich in ihm den Mann gefunden haben, den ſie bis jetzt vergeblich geſucht hatte: den leidenſchaftlichen und kühnen Mann, der zu thun wagte, wozu ſeine Wünſche ihn antrieben? Bis jetzt war ſie in allen ihren Liebesangelegenheiten ſchmählich enttäuſcht worden. Die braven Jünglinge in der kleinen Stadt, wo ſie ihre Mädchenjahre verlebt hatte, waren alle ohne Muth geweſen, hatten wohl zu Anfang große Worte gemacht, aber waren unter vier Augen ſchüchtern geworden, in Bedenklichkeiten verſtummt, von der Furcht vor den in der

Welt gültigen Bedingungen und Annahmen erdrückt. Allerdings war ſie unverheirathet und mittellos geweſen. Mit Ingrimm hatte ſie verſpürt, daß alle jene Männer ſich vor der Ehe mit ihr gefürchtet hatten. Aber jetzt war ſie verheirathet, und ſie hatte mit einem Manne zu thun, der ein Offizier, ein Prinz war, der in großen Verhältniſſen aufgewachſen und mit jenen entzückenden Zuſtänden vornehmen Daſeins vertraut war, die ſie aus Romanen kennen gelernt hatte.

Es ſchlug ein Viertel. Ob Minna wohl zu Bette gegangen war? Sonſt hörte die Frau Profeſſor die Schritte des Mädchens über ihrem Kopfe, wenn dasſelbe zu Bette ging, denn die Kammer lag über der Wohnſtube. Sollte ſie das heute überhört haben?

Sie ging in die Küche. Da ſaß Minna auf dem Fleiſchblock und ſtöhnte.

Ich habe dies Gewimmer ſatt, ſagte die Frau Profeſſor ſtreng. Entweder biſt Du krank und gehſt zu Bette, oder Du biſt geſund und thuſt Deine Arbeit. Haſt Du Dich denn nur krank geſtellt?

O nein, ich habe gräßliches Kopfweh.

So gehſt Du ſofort, ſagte die Dame. Ihr Ton war ſo gebieteriſch, daß das Mädchen nicht zu widerſtreben wagte. Es erhob ſich und ging. Die Frau

Profeſſor hörte in der Wohnſtube die Schritte über ſich und blickte beruhigt von neuem zum Fenſter hinaus.

Ein Prinz! Cäcilie lächelte geſchmeichelt bei dem Gedanken, daß ein Mitglied des regierenden Hauſes ſich für ſie intereſſiere. Wie oft war daheim mit Ehrfurcht von dieſem Hauſe geſprochen worden! Gleich Göttern ſtanden dieſe Prinzen und Prinzeſſinnen da. Und auch ihr Mann — in welchem Reſpekt vor dem Prinzen lebte er! Auch wenn der Prinz ihr gleichgültig geweſen wäre, würde ſie ſeiner Aufmerkſamkeit gehorſam entgegengekommen ſein. Das lag ihr im Blute. Sie war ein unterthäniges Landeskind. Aber ſie liebte ihn wirklich, und das war himmliſche Wonne für ihr dem Vertrocknen ausgeſetztes Herz. Er hatte eine gewiſſe Beſchaffenheit, einen Zug um den Mund, eine gekräuſelte Haarwelle über dem linken Ohr, einen Blick, kurzum eine Statur und ein Ausſehen, dem ſie nicht hätte widerſtehen können, auch wenn er nicht durch ſeine prinzliche Geburt gehoben worden wäre. Auch wenn er ein einfacher Lieutenant geweſen wäre, ſo hätte Cäcilie ihm nicht zu widerſtreben vermocht. Ja, wer Cäcilie recht gekannt hätte! Sie hatte etwas Räthſelhaftes. Die Natürlichkeit war in ihr ſehr ſtark, und oft wunderten ſich die Frauen und Töchter der übrigen

Profeſſoren in den Kaffeegeſellſchaften über ihr Weſen und kritiſirten ſie ſcharf. Cäcilie blieb völlig unberührt von der Wiſſenſchaft der Neuzeit, und ſie erheuchelte auch nicht einmal ein Intereſſe daran. Die äſthetiſchen und ethiſchen Fragen, welche den Gegenſtand des Geſprächs unter den gebildetſten und erleuchtetſten Damen bildeten, ließen ſie völlig gleichgültig. Ja, es war etwas von Verachtung in ihrem Blick zu leſen, wenn ſie ſolchen Unterhaltungen lauſchte, gleich als wollte ſie ſagen: wenn ihr etwas Beſſeres hättet, ſo würdet ihr euch wohl um ſolche Dinge nicht kümmern. Ihre Farbe ward immer matter und bleicher, ihre Augen verloren immer mehr den Glanz, wenn ſie am Kaffeetiſch ſaß und die allerwichtigſten Gegenſtände im Geſichtskreiſe der vier Fakultäten erörtern hörte. Cäciliens Weltanſchauung war einfach und kunſtlos. Sie war ihr angeboren, niemals hatte ſie darüber ſtudirt. Sie hielt dafür, daß das Weib den Zweck habe, dem Mann zu dienen und ihn zu erfreuen. Aber es war bei ihr Inſtinkt, nicht das Ergebnis vernünftiger Überlegung, keine bewußte Abſicht lag dem zum Grunde; deshalb zählte ſie auch ihren Gatten nicht mit, wenn ſie an den Mann dachte. Der Mann, das war für ſie derjenige, welcher zu lieben vermochte und liebenswerth war, jenes von der Schöpfung zu ihrem Herrn und Gebieter beſtimmte ſtarke und kühne Weſen, das ſie bis jetzt vergeblich geſucht hatte.

Sieh da! Er hielt Wort. Da kam er wirklich. Sie ſah ſeine ſchlanke Figur in der dämmerigen Straße auftauchen. Sie hatte ſcharfe Augen, ſie täuſchte ſich nicht. Er war es. Sie erkannte ihn, obwohl er in Civil gekleidet war. Sie trat vom Fenſter zurück, als er ſich der Hausthür näherte, und ging ihm bis zur Treppe entgegen. Es war nicht nothwendig, daß er die Klingel in Bewegung ſetzte und dadurch das Haus von der Ankunft eines Beſuches in Kenntnis ſetzte.

Er ſchien die Bedeutung ihres Entgegenkommens richtig zu würdigen. Denn er ging leiſe und ſprach nicht, als er ſie an der Hand ergriff. Nur umſchlang er ſie ſogleich und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen, deſſen Gluth ſie begierig einſog. Dann führte ſie ihn an der Hand in das Zimmer.

Guten Abend, meine ſüßeſte gnädige Frau, ſagte der Prinz, als ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen hatte. Sein Athem ging raſch, und die Stimme verſagte ihm beinahe in der Erregung.

Soll ich Licht machen? fragte ſie.

O nein, bitte nein, entgegnete er. Es plaudert ſich ſo ſchön in der Dämmerung. Und da blickt ja jetzt der Mond durch die Wolken hervor.

In der That zertheilten ſich in dieſem Augenblick die grauen Schleier, welche den Himmel bis jetzt verhüllt hatten, und die glänzende Sichel des Nachtgeſtirns zeigte ſich. Sein ſilbernes Licht ergoß ſich durch die Fenſter herein.

Wie bewundernswerth Sie ausſehen, wie ſchön! ſagte er, Cäciliens blaſſes Antlitz betrachtend. Wie glücklich bin ich, daß Sie mir dieſe köſtliche Stunde ſchenken!

Sie lächelte und ihre Augen erſchienen groß und ſchwarz in der ungewiſſen Beleuchtung. Sie öffneten ſich und ſchimmerten in der Luſt dieſer heimlichen Zuſammenkunft.

Er hielt ihre Hand feſt und zog ſie auf das Sopha. Sie folgte mit nachgiebigem Widerſtreben ſeiner Umſchlingung und ſank neben ihm in die Kiſſen, er küßte ſie mit brennender Begierde, und ſie lag an ihn geſchmiegt, ſo daß er ihre ganze üppige und biegſame Geſtalt an ſeinem Körper fühlte. Mit verwegener Hand ſtreifte er die Bekleidung von ihrer Bruſt und berührte den im Mondlicht ſchneeweiß ihm entgegen quellenden Buſen mit gierigen Lippen. Mit innigem Entzücken und erwartungsvoll hingen dieſe ſeltſam leuchtenden weit geöffneten dunkeln Augen an ſeinem Blick.

Die Minuten verrannen, nur das leiſe Seufzen und Flüſtern glücklicher Liebe unterbrach die Stille des im geheimnisvollen Lichte der Nacht ruhenden Gemachs, als plötzlich der ſchrille Ton der Klingel an der Glasthür das zärtliche Paar emporſchreckte.

Was iſt das? fragte der Prinz, indem er in die Höhe fuhr. Cäcilie richtete ſich auf und ihre Stirn zog ſich zuſammen. Sie lauſchte.

Noch einmal erſcholl die Klingel.

Ein ungebetener Beſuch, ſagte Cäcilie. Laſſen wir ihn klingeln! Doch erhob ſie ſich völlig aus den Kiſſen und ordnete ihre Kleidung.

Sollte das nicht der Herr Profeſſor ſein? fragte der Prinz in lebhafter Beſorgnis.

Wer es auch ſein mag, es wird niemand hereingelaſſen, ſagte Cäcilie. Es iſt niemand zu Hauſe.

Mit Verwunderung ſah der Prinz ihre Kaltblütigkeit. Ihm ſelbſt war gar nicht wohl zu Muthe, er fühlte ſich als eine hochſtehende und wichtige Perſönlichkeit, deren glänzendes Äußeres ſchon durch die leiſeſte Berührung befleckt werden mußte. Sein Ruf bedurfte der größten Schonung.

Cäcilie wollte wirklich keine Rückſicht auf das Klingeln nehmen, ſie ſetzte ſich ruhig wieder hin und ſchien warten zu wollen, daß der ungebetene Beſuch ſich wieder entferne, als zu ihrem Ärger oben über der Wohnſtube

Schritte hörbar wurden. Dieſe unſelige Minna, die ſonſt zur unrechten Zeit immer taub zu ſein ſchien, bemühte ſich heute trotz ihres Kopfſchmerzes aus dem Bette, um zu öffnen. Noch zauderte Cäcilie, ungewiß, was ſie thun ſolle, da rappelte es ſchon an der Glasthür und Stimmen wurden vernehmbar.

Mein Mann, ſagte Cäcilie, indem ſie den Prinzen an der Hand faßte.

Es durchzuckte ſie die romanhafte Idee, daß der Prinz ſie zu ſeiner morganatiſchen Gemahlin machen müſſe. Sie hatte ſich immer das Loos von morganatiſchen Gemahlinnen als eines der entzückendſten vorgeſtellt. Der Prinz ſollte ruhig dableiben, und wenn etwa ihr Mann ſich erzürnte, ſo ſollte er mit vornehmer Würde vortreten und ſagen: ich liebe dieſes Weib und es iſt mein!

Aber der Prinz benahm ſich ganz anders als ſie gehofft hatte. Wohin ſoll ich? fragte er haſtig. Ein Verſteck! Schaffen Sie mich weg!

Der Herr Profeſſor hielt ſich draußen noch immer auf. Er unterhielt ſich mit Minna und ſchien irgend etwas nicht begreifen zu können. Dieſe Pauſe benutzte Cäcilie. Hier, der Schrank, ſagte ſie und führte den Prinzen zu einem großen altmodiſchen Möbel, welches dem Sopha gegenüber an der Wand ſtand. Es war ein Stück aus des Profeſſors Elternhauſe, welches er, der an alten Möbeln mit großer Pietät hing, niemals hatte weggeben wollen, obwohl es dem Geſchmack der Neuzeit nach wenig in das Wohnzimmer paßte.

Werde ich auch Luft darin haben? fragte der Prinz beſorgt. Er ſchien ſehr ängſtlich zu ſein.

Laſſen Sie die Thür etwas offen, ſagte Cäcilie.

Der Prinz verſchwand, und in demſelben Augenblick, wo er von innen die Thür anzog und ſich in die Kleidungsſtücke hineindrückte, trat auch ſchon der Profeſſor ins Zimmer.

Im Dunkeln allein, mein Cäcilchen? fragte er. Du haſt wohl geſchlafen, daß Du mich nicht hörteſt.

Ich wußte nicht, daß Du es wareſt, antwortete ſie. Du haſt doch einen Drücker.

Ich hatte ihn vergeſſen, ſagte er. Doch nein, da iſt er wahrhaftig. Ich hatte ihn, um ihn leichter zu finden, in die Paletottaſche geſteckt, und darüber habe ich ihn nicht gefunden, weil ich ihn in der Hoſentaſche ſuchte. Ein Druckfehler, ein Fehler des Druckes, ſo recht, was man einen Druckfehler nennt, fügte er hinzu, indem er über den eigenen Witz lachte.

Cäcilie beſchäftigte ſich mit der Lampe und Minna zündete ein Streichholz an. Sie war hinter dem Profeſſor eingetreten und blickte unruhig im Zimmer umher.

Was willſt Du noch? fragte Cäcilie das Mädchen, als die Lampe brannte und Minna im Zimmer ſtehen blieb.

Ich dachte, der Herr Profeſſor wollte noch Abendbrod eſſen, entgegnete ſie. Soll ich im Eßzimmer decken?

Ich eſſe nicht mehr, ſagte der Profeſſor. Ich habe nicht die Gewohnheit der wiederholten Nahrungsaufnahme.

Du kannſt wieder zu Bette gehen, ſagte die Frau Profeſſor ſtreng, und Minna ging zögernden Schrittes davon und rang draußen die Hände.

Ich bin zeitiger als ſonſt zurückgekehrt, ſagte der Profeſſor, und ich dachte nicht, daß ich Dich treffen würde. Du ſagteſt doch, daß Du in Geſellſchaft gehen wollteſt.

Keine Geſellſchaft, entgegnete ſie, nur ein Beſuch bei meiner Freundin. Aber woher kommſt Du denn ſo früh?

Es war nichts mit dem Skat. Mein Kollege Biermann behauptete, er habe noch zu arbeiten und ſtörte die Partie. Er ſuchte jedoch dieſe Ausflucht nur aus Ärger. Ich kenne ihn. Er kann es nicht verwinden, daß der Prinz zu mir gekommen iſt. Invidiae sum, das heißt auf deutſch, mein Cäcilchen, ich bin ein Gegenſtand des Neides. — Invidiae sum, wiederholte er, indem er ſeine Frau anſah. In der That, ich kann ein Gegenſtand des Neides ſein. Wie hübſch Du heute Abend ausſiehſt. Ich dächte, ich hätte Dich noch niemals ſo hübſch geſehen.

Er ſtreckte ſeine Hand aus und zog Cäcilie an ſich.

Ach, laß doch, ſagte ſie.

Repens adventus, fuhr er fort, dulci repetitus amore. Mir ſcheint wahrhaftig, Dein ſchönes Ausſehen begeiſtert mich zum Dichten. Ein Hexameter: repente adventu dulci repetitus amore, das heißt auf deutſch, mein Cäcilchen, bei meiner unerwarteten Ankunft bin ich der ſüßen Liebe eingedenk — obwohl, ſtreng genommen, die erſte Silbe kurz iſt.

Du ſollteſt lieber ſchlafen gehen, erwiderte ſie.

Reizend ſiehſt Du aus, ſagte er, indem er ſie auf dem Sopha feſthielt. Wie Deine Augen leuchten! Und wie ſchön roth Deine Backen ſind. Willſt Du mir nicht einen Kuß geben?

Minna iſt noch auf, entgegnete ſie. Wenn ſie nun hereinkäme!

Sie iſt hinaufgegangen und keine Störung droht.

Cäcilie gab nach. Sie hörte die Schrankthür ganz leiſe knarren und ſie war in Verwirrung. Sie hatte jetzt nicht den Muth, ernſtlichen Widerſtand zu leiſten.

Sie küßte ihren Mann und flüſterte ihm ins Ohr: Nicht hier, laß uns hineingehen. Dann will ich alles thun, was Du willſt.

Aber es iſt hier ſo gemüthlich, ſo hübſch warm, entgegnete er.

Sie ſträubte ſich, und er mußte einige Kraft aufwenden, um ſie feſtzuhalten. Eh, Eh! Du warſt ja noch niemals ſo nett, ſagte er, laß uns den flüchtigen Augenblick nicht verlieren.

Sie war innerlich wüthend und voll Scham, indem ſie an den Prinzen im Schranke dachte, aber dieſe Erregung verlieh ihr einen beſondern Reiz in den Augen ihres Mannes. Sie mußte ſich ihm fügen, und der Profeſſor fuhr fort, ihr ſeine Liebe zu beweiſen, bis plötzlich einer unterirdiſchen Exploſion gleich ein gewaltiges Nieſen unter dem Sopha erſcholl.

Eheu! rief der Profeſſor und ſprang voll Schrecken empor.

Es wurde lebendig in der Unterwelt, ein Kopf erſchien, ein Arm, und nicht lange währte es, ſo ſtand der Füſilier in voller Geſtalt da und blickte halb trotzig, halb verlegen auf den Profeſſor und deſſen Frau, die ihn in ſtarrem Staunen betrachteten.

Zuerſt war der Profeſſor überzeugt geweſen, ein Einbrecher, ein Dieb, ein Räuber ſei unter dem Sopha verſteckt, und er hatte überlegt, ob es nicht rathſam ſei, zu fliehen, damit der entdeckte Verbrecher nicht in der Verzweiflung zu mörderiſchen Thaten getrieben werde. Der Anblick der blanken Knöpfe aber hatte ihn nach dieſer Richtung hin beruhigt. Er entſann ſich, von ſeiner Frau gehört zu haben, daß Minna einen Füſilier zum Schatz habe, und ſo lag die richtige Vermuthung nahe. Doch um ſo höher ſtieg ſein Zorn, für deſſen Ausdruck er zunächſt keine Worte fand.

Auch Cäcilie war vom Sopha emporgefahren, und auch ſie fand, indem ihr die ganze Verwicklung der Lage deutlich vor Augen ſtand, keine Worte. Sie dachte zuerſt daran, den Tiſch, wie aus Verſehen, umzuſtoßen, damit die Lampe zu Boden fiele und erlöſche, der Prinz aber in der Dunkelheit mit dem Füſilier zuſammen unentdeckt entfliehen könne. Doch kam ſie von dieſem Gedanken ſogleich wieder zurück, weil ſie einſah, daß der Mond zu hell ſcheine. So kreuzte ſie die Arme über der Bruſt und wartete ab, was nun kommen würde.

Der Füſilier ſprach zuerſt.

Es war der Meerrettig, ſagte er, ganz rathlos und indem er ſchon an ſeinen Hauptmann und an die Strafe dachte, die ſeiner wartete.

Was war der Meerrettig? fragte der Profeſſor verwundert mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte.

Die Minna, ſagte der Füſilier. Ich wollte eine Beſtellung an ihr ausrichten und da kam mit einem Male die Frau Profeſſor. Und da verſteckte ich mir.

Dieſen Menſchen macht das Schuldbewußtſein ſinnlos, ſagte der Profeſſor, der immer mehr Muth gewann und immer zorniger wurde, je mehr er ſich von der Harmloſigkeit des Einbrechers überzeugte. Er ſpricht von Meerrettig, er ſpricht von der Minna. Ha, welch ein Frevel! Welche bodenloſe Unverſchämtheit! Ein Komplott! Wiſſen Sie, welches Unrechts Sie ſich ſchuldig gemacht haben, Menſch?

Sie werden entſchuldigen, Herr Profeſſor, entgegnete der Soldat. Ich will auch nie wieder in Ihr Haus kommen. Bitte, bitte!

Ich werde entſchuldigen? Nichts werde ich entſchuldigen. Dieſe That iſt unentſchuldbar. Sie überſteigt alle Begriffe. Unſittlichkeit gepaart mit einer Frechheit, die unerhört iſt! Dieſe Magd, welche im Vertrauen des Hauſes in deſſen innerſtem Heiligthum lebt, und ſich nicht ſcheut, in heimlicher Weiſe den Liebhaber einzuführen und das Gemach der Herrſchaft zu entweihen! Dieſer Mann, der ſeine Pflichten ſo wenig kennt und achtet, daß er dem Rufe der verworfenen Dirne folgt und den Rock des Königs in einem ſchmachvollen Verſtecke ſchändet! O dieſe Beiden! Sie brachen verwüſtend ein in die Umfriedigung des heiligen Herdes, wie ein Rudel Wildſchweine in einen fruchttragenden Weinberg!

Der Füſilier war ſehr ſchuldbewußt und die Vorwürfe und Scheltworte des Profeſſors waren der Art und Weiſe, in welcher bei der Kompanie mit ihm geſprochen wurde, ſo unähnlich, daß ihm ganz drehend im Kopfe wurde. Doch eines der letzten Worte des Profeſſors ſtand ſeiner Bedeutung nach ganz klar vor ſeinem Verſtändnis und regte ihn plötzlich zur Wuth auf, ſo daß er der eigenen Schuld weniger gedachte. Das Wort Wildſchweine erſchien ihm zu ſtark, es trug in ſeinen Augen eine Beleidigung in ſich, die über das Maß des von ihm Verſchuldeten hinausging. Er und ſeine Minna ſollten Wildſchweine ſein? Und das wollte ein gebildeter Mann ſein, der ihm ſo etwas ſagte? Das konnte er ſich nicht gefallen laſſen. Hatte er doch ſeine Rache zur Hand!

Herr Profeſſor, ſagte er, ereifern Sie Ihnen nur nicht zu ſehr. Wildſchweine laß ich mich nicht bieten. Ich bin noch gar nicht der ſchlimmſte. Da kann ich Sie ganz wen anders zeigen.

Mit dieſen Worten ging er auf den Schrank zu, riß deſſen Thür, trotz des Widerſtrebens des von innen ziehenden Prinzen, mit ſtarker Hand auf und zeigte den Herrn in ſeinem Verſteck.

Ich hab's nur mit der Minna gehalten, rief der Füſilier. Der da drinnen aber mit Ihrer Frau ſelbſt, Herr Profeſſor.

Der Profeſſor prallte zurück, ſein Geſicht wurde kreidebleich. Cäcilie ſchlang ihre Arme feſter über die Bruſt, ballte die Fäuſte, biß die Zähne zuſammen und blickte nicht unähnlich einer Katze, die in den Winkel gedrängt wurde und ſich nun zum unvermeidlichen Kampfe anſchickt.

Der Prinz trat aus dem Schranke hervor, machte unwillkürlich eine Verbeugung, die ſo linkiſch ausfiel, daß er ſich ſelbſt nicht wiedererkannt haben würde, wenn er ſich hätte ſehen können, und ſtotterte einige Erklärungen über ein Mißverſtändnis.

Während deſſen nahm der Füſilier Reißaus. Er öffnete die Glasthür und wollte die Treppe hinabeilen, als ihn Minna feſthielt. Sie hatte den Lärm vernommen und war in großer Angſt auf dem Boden und auf der Treppe umhergerannt, bis ſie ihren Schatz aus der Wohnung herausſtürmen ſah.

Deine Mütze und Dein Säbel! ſagte ſie ihm.

Beide eilten in die Küche und von dort nahm der Füſilier, indem er Minna Aufklärung über die Ereigniſſe da drinnen gab, ruhig ſeinen Rückzug. Minna, halb getröſtet, begab ſich an die Thür des Wohnzimmers und lauſchte.

Der Profeſſor blickte faſſungslos auf die Erſcheinung des Prinzen und wußte im erſten Augenblick nichts weiter zu thun, als deſſen Verbeugung zu erwidern. Mit ſeinem großen Zorn, mit ſeiner Überraſchung, die ihn ſprachlos machte, vermiſchte ſich jetzt der angeſtammte und im Laufe ſeines Lebens reichlich genährte Reſpekt vor dem regierenden Hauſe und erzeugte bei ihm das Gefühl völliger Beſtürzung. Gleichwohl kam ihm die Gewohnheit der öffentlichen Rede bald zu Hilfe, und beinahe mechaniſch hub er an, ſeine Anſicht kundzugeben.

Violatio pacis domesticae, ſagte er. Durchlaucht wollen verzeihen, aber dies fällt unter den Begriff des Hausfriedensbruchs. Mehr noch: Laesio gravissima, offensio maxima deorum penatium, eine ſehr ſchwere Verletzung, die größte Beleidigung der Hausgötter. Stupravisti matronam.

Der Prinz ſah ein, daß keine Ausſicht auf eine befriedigende Erklärung ſich ihm bot. Er befand ſich in einer Lage, deren Nachtheil drückend auf ihn fiel. Cäcilie blickte mit weit geöffneten Augen, die in ihrem blaſſen Geſichte unheimlich glänzten, auf ihn und ward durch ſeine Haltung in ihren Erwartungen vollſtändig getäuſcht. Kein heldenhaftes Auftreten von ſeiner Seite, nicht die geringſte Spur der vornehmen Größe eines Mannes, der die Abſicht hat, die Geliebte zu ſeiner morganatiſchen Gemahlin zu erheben. Durchaus verlegen, kleinlaut und beſchämt ſtand der Prinz da, und jetzt erſpähte er ſeinen Hut auf dem Stuhle neben der Thür, ergriff denſelben raſch und verſchwand in einer Weiſe aus dem Zimmer, die durchaus nicht fürſtlich anzuſehen war, ſondern einer ſchmählichen Flucht glich. Draußen ſtieß er auf Minna, welche kaum Zeit hatte, vom Schlüſſelloch wegzutreten, und eilte dann auf demſelben Wege, den der Füſilier genommen hatte, davon. Die verſtändige und ihrer Sinne wieder völlig mächtige Minna ſchloß ihm die Hausthür auf.

Der Profeſſor hatte ſich inzwiſchen zu ſeiner Frau gewandt. Die Erregung ſchnürte ihm die Kehle zu. Dieſes treuloſe Weib ſtand ihm gegenüber und blickte ihm ins Auge. Ihre Frechheit überwältigte ihn. Konnte ſie ſich nicht dem beleidigten Ehegatten zu Füßen werfen? Nein, ſie ſtand trotzig da, preßte die Lippen zuſammen und ſah ihm mit einem Ausdruck ins Geſicht, als wollte ſie ſagen: Thue Dein Ärgſtes, ich habe dies nun einmal begangen und ſehe allen Folgen entſchloſſen entgegen. Es war etwas in ihrer Haltung, was ihn davon abhielt, ſie zu ſchlagen. Denn indem er keine Worte fand, trieb ihn ein dumpfes Gefühl dazu an, ſeine Hand gegen ſie zu erheben. Aber er wagte es nicht. Faſt hätte er ſich vor ihrem Blick gefürchtet. Da ſchüttelte er die Fäuſte drohend gegen ſie und brachte aus der gepreßten Bruſt ein einziges Wort hervor.

Pfui! rief er, und dann wandte er ſich ab, ſchritt am ganzen Leibe bebend in das gemeinſame Schlafzimmer und ſchloß die Thür hinter ſich ab.

Cäcilie hörte, wie die Thür zuſchlug und wie der Schlüſſel ſich drehte. Sie blickte einen Augenblick nachdenklich in das Lampenlicht und dann rief ſie Minna, deren Schritte ſie draußen vernahm.

Geh nun endlich zu Bette! ſagte ſie zu dem Mädchen.

Mit Erſtaunen ſah dieſes die vollſtändige Selbſtbeherrſchung ihrer Herrin. Sie hatte erwartet, es müſſe ein großer Tumult entſtehen, und als nun alles ſo ruhig ablief, fühlte ſie ſich ſehr enttäuſcht und entfernte ſich kopfſchüttelnd.

Die Frau Profeſſor löſchte die Lampe aus und blickte wohl noch eine Stunde lang in den Mond. Dann ſchloß ſie das Fenſter, nahm ihren Theatermantel aus dem Schranke, in welchem der Prinz geſteckt hatte, legte ſich auf das Sopha, deckte ſich mit dem Mantel zu und ſchlief ein.

Der Profeſſor verbrachte eine ſchlafloſe Nacht. Von dieſer Seite aus angegriffen zu werden, das hatte er nicht erwartet. Seine erſte Frau war von ſo unangenehmem Äußern geweſen, daß ſich niemals jemand, und er ſelbſt auch nicht, ſonderlich um ſie gekümmert hatte. Er hatte ſie geheirathet, weil ſie die Tochter eines berühmten Juriſten war, und er durch ihre Hilfe die Profeſſur zu bekommen dachte. Als er Witwer geworden war, ſchien es ihm rathſam zu ſein, das Leben nun in ſeinen letzten Jahren noch ein wenig zu genießen, und er hatte Cäcilie geheirathet, obwohl ſie ganz mittellos war. Seine Vorſtellung von der Ehe war ſo beſchaffen, daß ſie den Gedanken einer Gefährdung von Seiten eines andern Mannes völlig ausſchloß. So ſtark war die Gewohnheit ſeiner erſten Ehe. Er war ſehr der Gewohnheit unterworfen, ein Mann von regelmäßiger Lebensweiſe und regelmäßigem Gedankengange. Er lebte in ſeinem Berufe und geſtattete ſich für ſeine Mußeſtunden das Heirathen, wie er ſich auch das Skatſpiel und Kegeln für beſtimmte Abende geſtattete. Nun war etwas eingetreten, was alle ſeine Gewohnheiten aus dem Geleiſe brachte und ihn in ſeiner Grundanſchauung vom Weſen der Ehe erſchütterte. Er ſtand auf dem Boden des römiſchen Rechts, deſſen Grundſätze in das kanoniſche Recht übergegangen und ſtellenweiſe durch den Begriff der Sakramentseigenſchaft geheiligt worden waren. Welch ein frevelhafter Einbruch war nun geſchehen! Ganze Reihen von Folianten in ſchweinsledernem Einband ſtiegen vor ſeinem innern Auge auf, eine unüberſehbare Menge von Geſetzesſtellen entwickelte ſich vor ſeinem Nachdenken. Wie war es denn nur möglich, daß Laien, ein ganz unwiſſendes Weib, ein Jüngling, deſſen hohe Stellung er achtete, den er aber vom Standpunkte der Wiſſenſchaft aus einen Ignoranten nennen mußte, in der profanſten Weiſe alle Schranken durchbrachen, welche Jahrtauſende hindurch in Geltung geſtanden hatten.

Er überlegte, welche Schritte nunmehr von ſeiner Seite aus geſetzmäßig ſein würden, und dieſe Überlegung, verbunden mit der natürlichen Aufregung, die ihn als Menſchen ergriffen hatte, raubte ihm den Schlaf.

Schon ſehr früh erhob er ſich wieder von ſeinem Lager, zog den Schlafrock an und ging in ſein Arbeitszimmer, um in einem von ihm ſelbſt ausgearbeiteten Werke über Eherecht nachzuleſen. Und da er das Bedürfnis nach einer Taſſe Kaffee verſpürte, ging er von dort in das Wohnzimmer, wo der Klingelzug ſich befand, der zu Minnas Kammer hinaufführte.

Zu ſeinem Erſtaunen ſah er ſeine Frau auf dem Sopha liegen. Er hatte ſich noch keine Rechenſchaft darüber abgelegt, wo ſie wohl ſein möge, nachdem er ſie vom Schlafzimmer ausgeſchloſſen hatte.

Sie öffnete bei ſeinem Eintreten die Augen und ſah ihn an, ohne ſich zu erheben. Sein Zorn ward von neuem lebendig, und ſeine Gedanken richteten ſich von der Sache wieder auf die Perſon.

Die Bedachung des häuslichen Herdes bietet Dir kein Obdach mehr, ſagte er, Du haſt den Schutz des Hauſes verwirkt. Die gemeinſame Wohnung geziemt ſich nicht mehr für die durch offenbaren Ehebruch getrennten Gatten. Ich erwarte, daß Du noch heute Dich entfernſt.

Wohin? fragte Cäcilie.

Wohin Du willſt. Verreiſe!

Ich habe kein Reiſegeld, entgegnete Cäcilie.

Du ſollſt es haben.

Er kehrte in ſein Arbeitszimmer zurück, öffnete die Geldſchublade des Schreibtiſches und holte einige Kaſſenſcheine hervor. Es wurde ihm ſchwer, der ungetreuen Frau auch noch Geld zu geben. Er war ein ſparſamer Mann, er war wohlhabend geworden, weil er ſein Geld zuſammengehalten hatte, und die Gewohnheit des Sparens war ſtark in ihm. Doch entſchloß er ſich, drei Hundertmarkſcheine zu opfern. Für Cäciliens ferneres Auskommen mochten ihre Eltern ſorgen.

Er brachte ihr das Geld und ſagte dabei, daß er erwarte, ſie würde um Mittag, wenn er von der Univerſität komme, nicht mehr anweſend ſein, ſondern ihre Sachen gepackt und den rechten Zug benutzt haben.

Die drei Hundertmarkſcheine erregten in Cäciliens Gemüth eine gewiſſe Rührung. Sie ſtellte ſich dabei Wiesbaden vor, wo ſie gewiß ſechs Wochen davon würde leben können. Ihre Stimmung hatte ſich bereits etwas erweicht, indem ſie darüber nachdachte, daß ihr Gatte ſie doch trotz ihrer Armuth genommen habe und die Koſten des Haushalts ſo regelmäßig aus ſeiner Taſche beſtreite. Cäcilie hegte eine große Verehrung für das Geld. Sie war in Verhältniſſen aufgewachſen, wo regelmäßige Einnahmen als etwas Unerreichbares angeſtaunt wurden, und ſie wußte den Werth des Geldes zu ſchätzen. Sie ſagte ſich, daß es ſehr unrecht von ihr gehandelt ſei, einen Mann zu kränken, der alles für ſie bezahlte, der ſie ernährte und kleidete. Sie richtete ſich auf, zog ihr Taſchentuch und fing an zu weinen.

Er blickte ſie verwundert an. Es ſtimmte ihn ein wenig milder, daß ihr Trotz verſchwunden war.

O, ſagte ſie, ich wollte ja alles gern ertragen, wenn Du nur nicht erzürnt wäreſt. Ich weiß, daß der Schein gegen mich iſt. Ich will ja auch alles erdulden. Aber daß ein ſo guter Mann meinetwegen Kummer hat, das ſchmerzt mich mehr als ich ſagen kann.

Eh, Eh! machte der Profeſſor ganz betroffen. Er glaubte nicht recht verſtanden zu haben. Der Schein war gegen ſie? Er ſah ſie ganz faſſungslos an.

Cäcilie bemerkte, welchen Eindruck ihre Worte gemacht hatten. Es war gut, wenn dieſer Eindruck noch länger nachwirkte. Sie ſagte nichts weiter, ſondern weinte nur ſtill in ihr Taſchentuch. Und da ſie geſehen hatte, wie bleich und angegriffen ihr Mann ausſah, da ſie wußte, daß ihm der Kaffee, ſobald er aufgeſtanden war, zu ſeinem Wohlbefinden ſehr nothwendig war, ſo ging ſie alsbald in die Küche, um ſelbſt Feuer anzuzünden und Waſſer zu kochen. Minna war noch nicht aufgeſtanden, es war noch nicht ſechs Uhr. Cäcilie fühlte, daß in ihrer Beſchäftigung etwas lag, was beruhigend auf das Gemüth des Profeſſors wirkte. Sie kam erſt mit dem fertigen Kaffee wieder ins Zimmer, ſetzte das Getränk vor ihrem Gatten auf den Tiſch und entfernte ſich wieder, um ihm Cigarren aus ſeinem Arbeitszimmer zu holen.

Als der Profeſſor unter finſtern Blicken und mit haſtigen Bewegungen die erſte Taſſe geleert hatte und nach den Cigarren ſchielte, die ſie nebſt der Streichholzbüchſe auf den Tiſch geſtellt hatte, fing Cäcilie von neuem an.

Ich war ſo glücklich, ſagte ſie, und nun iſt Alles aus! Aber es geſchieht mir recht. Warum war ich auch ſo thöricht? Und was ich erleide, das iſt ja noch das wenigſte, aber einem ſo gütigen Manne Ärger zu bereiten!

Der Profeſſor brummte zornig und ergriff eine Cigarre. Er war ſo ſehr daran gewöhnt, nach dem Kaffee zu rauchen, und heute nach der ſchlafloſen Nacht konnte er die Anregung durch die Cigarre unmöglich entbehren. Auch ſchenkte er ſich noch eine Taſſe ein. Der Kaffee war ſehr gut.

Warum wies ich dem Prinzen nur nicht gleich die Thür? fuhr Cäcilie fort. Das wäre das Richtige geweſen. Aber ich begriff zu ſpät, in welche fatale Lage ich kommen mußte. Und hätte ich nur, als Du kamſt, gleich alles erklärt! Aber ich war wie betäubt. Nun mußt Du mich natürlich für ſchuldig halten!

Du willſt doch nicht etwa behaupten — ſagte der Profeſſor mit drohender Gebärde.

Da richtete ſich Cäcilie auf und ſtand, die linke Hand auf dem Herzen, die rechte emporgehalten, wie ein Bild der beleidigten Unſchuld da. Nichts will ich behaupten, als nur das Eine, ſo ſprach ſie feierlich, das Eine, daß Du ſchweres Unrecht an mir thuſt, wenn Du an meiner Tugend zweifelſt.

Cäcilie! rief der Profeſſor und that die heftigſten Züge aus ſeiner Cigarre.

Der Schein iſt gegen mich, aber nur der Schein. Ich war nach Hauſe gekommen und wollte gerade Deinen Schlafrock wärmen, als es klingelte und ich zu meinem Erſtaunen den Prinzen erſcheinen ſah. Er fragte nach Dir und ich führte ihn, wie die Höflichkeit gebot, ins Zimmer, ohne zu ahnen, was daraus entſtehen könne, da ich ja niemals eiferſüchtige Wuth an Dir bemerkt hatte. Mitten im Geſpräch und während ich mich noch wunderte, daß der Prinz ſo ſpät Abends gekommen ſei, erſchienſt Du, und da verſteckte ſich der Prinz ganz gegen meinen Willen. Ich ſchwöre es Dir, daß ich das gar nicht wollte, daß ich in die höchſte Verlegenheit dadurch kam. Denn warum blieb er nicht ruhig ſitzen? Er hätte es nur einmal wagen ſollen, mir leichtfertige Anträge zu machen! Ich würde ihm ſchön heimgeleuchtet haben! Warum verſteckte er ſich nur? Und ſo iſt Alles gekommen, und nun ....

Cäcilie begann von neuem zu weinen.

Der Profeſſor ward ſchwankend in ſeiner Überzeugung. Er dachte nach. Sollte er nicht vielleicht in einem plötzlichen Anſturm berechtigter Erzürnung zu weit in ſeinem Argwohn gegangen ſein? Er wünſchte ſo ſehr, ſich geirrt zu haben, daß er geneigt war, es zu glauben. — Doch nein! Der Soldat unter dem Sopha! Die Ausſage dieſes Mannes war entſcheidend. — O, er war immer zu gutmüthig geweſen, ſein ganzes Leben lang. Dies war nur eine Komödie von ſeiner Frau, und er wollte ſich nicht bethören laſſen.

Unwillig erhob er ſich, warf noch einen zornigen Blick auf die Gattin und zog ſich in ſein Arbeitszimmer zurück. Cäcilie ſteckte nachdenklich die dreihundert Mark, welche noch auf dem Tiſche lagen, in ihr Portemonnaie und klingelte alsdann dem Mädchen. Sie war nicht unzufrieden mit dem Erfolge ihrer Politik. Sie konnte nicht erwarten, daß ihr Mann auf den erſten Schlag gleich vollſtändig beſänftigt ſein würde.

Du läufſt ſogleich zum Metzger, ſagte ſie dem Mädchen, holſt Fleiſch und kochſt eine gute Bouillon. Es ſoll Dir alles verziehen werden, wenn Du Dir von jetzt an rechte Mühe geben und vor allem recht ſorgfältig kochen willſt. Sie dachte ſich ein vorzügliches Mittageſſen aus, half ſelbſt in der Küche und ſchickte ihrem Manne, bevor er in ſeine Vorleſungen ging, ein gutes Frühſtück in ſein Arbeitszimmer.

Drei Tage lang lag unheimliche Schwüle auf dem Hauſe. Der Profeſſor beſchäftigte ſich mit der Frage der Eheſcheidung, bei deren Vorſtellung ſich die Ausſicht auf unendlichen Ärger vor ihm aufthat. Die Frau

Profeſſor hielt ſich unterwürfig im Hintergrunde, beſchäftigte ſich in der Küche, mied jedes Zuſammentreffen mit befreundeten Damen, aß und ſchlief im Fremdenzimmer und ließ ihren Mann, wenn ſie ihm begegnete, nur Thränen ſehen. Sie bedachte, was alles für ſie auf dem Spiele ſtand. Sie bedachte den Gehalt ihres Mannes, deſſen Einnahme aus den Collegiengeldern, die Zinſen ſeines Kapitalvermögens, die Erbſchaft, welche ihr zufallen konnte, wenn er das Zeitliche ſegnen würde, und ihre Witwen-Penſion. Dazu bedachte ſie ihren guten Ruf, deſſen Werth ſie keineswegs unterſchätzte. Auf eine morganatiſche Verbindung war ja nicht im Entfernteſten zu rechnen. Der Prinz war verſchwunden. Cäcilie las im Tageblatt eine Notiz, der zufolge Seine Durchlaucht wieder abgereiſt war.

Da meldete ſich am vierten Tage ein Herr von ſtattlichem Ausſehen, bei deſſen Eintreten in den Korridor ſich ein angenehmer Duft in der Wohnung des Profeſſors verbreitete.

Kammerherr Baron von Blixhuhn ſtand auf ſeiner Karte.

Der Herr Profeſſor ließ ihn eintreten.

Ich komme im Auftrage Seiner Hoheit, ſagte der Kammerherr.

Der Profeſſor machte eine ehrerbietige Verbeugung.

Ein Gefühl von Wärme zog in ſein Herz ein, das ſeit einer Zeit, die ihm unendlich lang dünkte, kalt und ſtarr und öde in ſeiner Bruſt gelegen hatte. Ein Schimmer von belebendem Licht fiel in ſeine verdunkelten Hirnkammern.

Der Kammerherr bemerkte den günſtigen Eindruck, den das Nahen der Hoheit gemacht hatte.

Jawohl, mein lieber Herr Profeſſor, ſagte er, wir beſchäftigen uns ſehr viel mit Ihnen. Der Hof iſt ſtolz darauf, einen Gelehrten von Ihrer Bedeutung im Lande zu haben. Sie wiſſen, welches gnädige Intereſſe Seine Hoheit der Wiſſenſchaft zuwenden, wie dem höchſten Auge durchaus nichts entgeht, was geeignet iſt, den Glanz der Univerſität zu vermehren. Ihr gediegenes Wiſſen, der immenſe Scharfblick, den Sie in der Unterſuchung der ernſteſten und verwickeltſten Rechtsprobleme bewieſen haben, Herr Profeſſor, ſind höchſten Ortes nicht unbemerkt geblieben.

Der Profeſſor verbeugte ſich zu verſchiedenen Malen. Zu gütig — zu viel Ehre, murmelte er.

Um ſo ſchmerzlicher hat es Seine Hoheit berührt, fuhr der Kammerherr mit zarter und gleichſam liebkoſender Betonung fort, daß nunmehr gerade in dem Augenblicke, wo durch die Anweſenheit eines Mitgliedes des höchſten Hauſes auf der Univerſität derſelben ein neuer Beweis des Wohlwollens und der Anerkennung von Seiten des Landesfürſten gegeben wurde, ein ſo bedauerliches Mißverſtändnis zwiſchen dem Prinzen und einem der gefeiertſten Lehrer entſtehen mußte.

Eh, Eh! ſagte der Profeſſor und rückte verlegen auf ſeinem Sitze.

Gewiß, gewiß, fuhr der Kammerherr fort. Es liegt in der That ein ſolches Mißverſtändnis vor. Und wenn Sie ſelbſt die Sache auch noch ſo milde beurtheilen, Herr Profeſſor, ſie iſt an ſich von der größten Wichtigkeit, die Heiligkeit der Ehe kommt dabei in Frage, und Prinz Alfred ſelbſt iſt der Erſte geweſen, dies anzuerkennen.

Der Profeſſor machte eine Bewegung und öffnete den Mund, um etwas zu ſagen, aber der Kammerherr erhob die Hand und fiel ihm ſogleich ins Wort.

Nein, nein, mein lieber Herr Profeſſor, ſprach er mit lächelnder Mißbilligung. So ſehr Sie auch geneigt ſein mögen, den Prinzen zu entſchuldigen und ſeiner jugendlichen Unbeſonnenheit etwas zu gute zu halten — Seine Durchlaucht ſelbſt verurtheilt dieſe Unbeſonnenheit am ſtrengſten. Laſſen Sie mich ganz aufrichtig ſein! Ich kenne Prinz Alfred ſeit ſeiner früheſten Jugend, und ein unbegrenztes Attachement feſſelt dieſen liebenswürdigen Fürſten an mich, den Lenker und Freund ſeiner jüngeren Jahre. Nach jenem unglückſeligen Zuſammentreffen, das durch eine wunderliche Verknüpfung von Ereigniſſen ein ſo ungünſtiges Licht auf ſein Benehmen fallen laſſen mußte, reiſte der Prinz ſogleich ab und kam zu mir. Der Prinz war außer ſich, ich verſichere Sie, Herr Profeſſor, außer ſich. Blixhuhn, ſagte er, ich habe einen ſchweren Fehler begangen. Helfen Sie mir, ihn wieder gut zu machen. Erſchrocken fragte ich ihn, was denn ſei, und da ſprach dieſer liebenswürdige Fürſt, der ganz Enthuſiasmus, ganz Feuer iſt für alles Schöne und Große, mit einer wahren Begeiſterung von ſeinem verehrten Lehrer, dem Profeſſor Pergner, und dann mit um ſo größerm Schmerze von einer Unvorſichtigkeit, deren er ſich ſchuldig gemacht habe. Er geſtand offen ein, daß er in einer plötzlichen, ihm ſelbſt unerklärlichen Anwandlung von Verlegenheit — doch warum ſoll ich im Detail auf eine Szene zurückkommen, deren Erinnerung nur peinlich für Sie ſein kann? Genug, der Prinz trug mir auf, zu Ihnen zu reiſen und Ihnen die Verſicherung zu geben, daß nur das bedauerlichſte Mißverſtändnis vorliege, daß nur ein böſer Schein auf Seine Durchlaucht und Ihre verehrte Frau Gemahlin gefallen ſei.

Der Profeſſor wollte von neuem reden. Nur noch zwei Worte, ſagte der Kammerherr. Durchlaucht halten zu Gnaden, erwiderte ich, aber dieſe Angelegenheit iſt ſo ernſter Natur, daß ich mit Seiner Hoheit darüber reden werde. Denn Sie verſtehen wohl, Herr Profeſſor ſo ſehr wir, Sie und ich, auch dem Herrſcherhauſe ergeben ſind — wo es ſich um die Ehre eines Mannes wie Sie handelt, da kann nicht zu viel Gewiſſenhaftigkeit aufgeboten werden, und die Anſicht eines ſo jungen Prinzen allein genügte mir nicht. Ich hielt es alſo für meine Pflicht, Seiner Hoheit ſelbſt unterthänigſten Bericht abzuſtatten. Als der Fürſt Ihren Namen hörte, mein lieber Herr Profeſſor, ſtutzte er. Wie? fragte er, Profeſſor Pergner, die Zierde unſerer Univerſität? Die eigenſten Worte Seiner Hoheit, ich verſichere Sie, Herr Profeſſor. Soeben war ich im Begriff, fuhren Hoheit fort, dieſem Gelehrten eine Auszeichnung zu verleihen. Er hat ſie längſt verdient. Ich habe die Abſicht, ihn zum Hofrath zu ernennen, und nun ....

Der Kammerherr hielt einen Augenblick inne, da er die große Erregung des Profeſſors ſah. Derſelbe war beinahe roth geworden. Über ſeine welke blaſſe Haut verſuchte die Freude den Schimmer der Jugend zu verbreiten. Hofrath! Der Profeſſor Biermann beſaß den Hausorden, aber Hofrath war er nicht. Hofrath war nur ein Einziger von ſämmtlichen Kollegen an der Univerſität, und der war ſchon ein ſehr alter Herr und hatte ein Werk über die Vorrechte der deutſchen Fürſtenhäuſer geſchrieben. Biermann würde ganz gelb vor Ärger und Neid werden. —

Und nun trifft ſich das ſo unglücklich, daß mein Herr Neffe dieſen verehrten Mann kränkt. Ich werde die ſtrengſte Unterſuchung einleiten, fuhren Hoheit fort, reiſen Sie, mein lieber Blixhuhn, ſofort zum Herrn Profeſſor Pergner und fragen Sie ihn in meinem Namen, ob er geneigt iſt, die ihm zugedachte Auszeichnung anzunehmen. Denn ich fürchte faſt, ſo fuhren Hoheit fort, daß nun ein Groll in dem Herzen dieſes würdigen Mannes lebt, der ihn dazu treibt, unſere Gnadenbeweiſe zurückzuweiſen. Sein Verdienſt ehrt den Titel und nicht der Titel ſein Verdienſt. So ſprachen Seine Hoheit.

Ipsissima verba, ſagte der Profeſſor mechaniſch, als der Kammerherr jetzt eine Pauſe machte.

Ipsissima verba, wiederholte der Kammerherr. Ich erlaube mir nicht eine Silbe zu ändern. Bei dieſen Worten zog er ein großes Schriftſtück aus der Taſche ſeines von ſchwerer Seide kniſternden Paletots und überreichte es dem Profeſſor. Es war die ſchön geſchriebene und bereits von fürſtlicher Hand unterzeichnete Ernennung zum Hofrath. —

Cäcilie! rief der Herr Profeſſor, nachdem er den

Kammerherrn unter vielen Bücklingen zur Thür hinausgeleitet hatte.

Der Ton ſeiner Stimme hatte etwas Überraſchendes für Cäcilie. Sie klang in ungewohnter Weiſe metallreich und lebhaft.

Cäcilie kam aus der Küche hervor und trat mit demüthiger Geberde in des Eheherrn Arbeitszimmer.

Dieſer betrachtete ſie eine Weile ſchweigend. Sie ſah doch ſehr hübſch aus. Dieſe üppige und dabei ſchlanke Geſtalt, das glänzende Haar, dieſes Geſicht von eigenthümlichem Reiz, das ihn gefeſſelt hatte, als er ſie zuerſt kennen gelernt — er ſah nach dem andauernden Zürnen und ſo viel ſchweren Gedanken nun gleichſam friſch und als etwas Neues, wie viel er im Begriffe geweſen war, zu verlieren.

Cäcilie, ſagte er milde und in Befangenheit über das, was jetzt am paſſendſten vorzubringen ſei, Cäcilie, was eſſen wir heute Mittag?

Spargel und Schinken, erwiderte ſie, und hinterher Taubenpaſtete.

Optime, ſagte er. Du kannſt auch wohl eine von den Flaſchen mit den rothen Kapſeln heraufholen. Wir wollen mit einander anſtoßen. Es iſt nämlich — Du kannſt mir gratuliren, Cäcilie. Sieh hier, Frau Hofräthin.

Cäcilie richtete ihre räthſelhaften Augen auf den großen Brief und ſtand dann mit kaum merklicher Bewegung dicht bei ihrem Manne.

Wie berühmt und groß Du biſt! ſagte ſie mit tiefer, einſchmeichelnder Stimme.

* * *

Ein dumpfes Gerücht lief noch eine Zeitlang durch die geſellſchaftlichen Kreiſe der Univerſität. Die Reiſen des Prinzen, die Ernennung des Profeſſors Pergner zum Hofrath, verbunden mit dem, was Minna und die Wirthsleute im Vertrauen erzählten, gaben Anlaß zu allerhand Geſpräch. Aber der Prinz war wieder da und hörte, wenn auch kein privatissimum, ſo doch die öffentlichen Vorleſungen des Profeſſors, der Herr und die Frau Hofrath gingen ihren Weg wie ſonſt, und ſo ſchlief das Gerücht allmählich ein. Und als die Frau Hofrath dann ihren Gatten mit einem Knaben beſchenkte, von dem Alle, die das Kind ſahen, betheuerten, es ſehe dem Vater ſehr ähnlich, da war der Herr Hofrath ſtolz und glücklich.

Puer elegantissimus, pflegte er wohl zu ſagen, indem er ſinnend den hübſchen Jungen betrachtete.

◆

Das Kind aus dem Volke.

Aus der Thür einer Villa in dem reizenden Palenka-Thale tritt ein junger Mann in den thaufriſchen Julimorgen. Er ſieht ſich entzückt um. Die Frühe des Tages iſt für ihn voller Reize. Die Sonne ſteht noch hinter dem Berge ihm gegenüber, doch ihr Licht verklärt das Grün der Wieſen und der Gärten ringsum, ein lieblicher Wind, vom Duft der Waldesnacht ſchwer, zieht dem Flüßchen entlang durch die Niederung.

Der junge Mann ſchreitet durch die gewundenen Wege des Parks, welcher die Villa auf drei Seiten umgiebt, und tritt aus dem Pförtchen; er geht auf den Berg zu, der in bläulicher duftiger Maſſe vor der Sonne daliegt. Er ſchwingt einen tüchtigen Stock in der Rechten, er trägt einen hellgrauen Sommeranzug, der breitkrämpige Strohhut wird ſein zart geſchnittenes blaſſes Geſicht auf dem Spaziergang vor dem übermäßigen Lichte des Himmels ſchützen.

So geht er muntern Schrittes dahin, überſchreitet die Brücke und folgt dem Pfade, der unter dem dunkeln

Dache der Fichten bergan führt. Herrlich ragen die grauen ſchlanken Stämme ringsum empor, und der harzige Geruch des Waldes erfüllt den Wanderer mit Wohlbehagen.

Er erreicht einen Platz auf der halben Höhe des Hanges, welcher einen freien Überblick über das Thal hin gewährt. Die Bäume, welche die Ausſicht hindern könnten, ſind entfernt worden, eine Bank unter einem rieſigen Dache von herabhängenden Äſten ladet zum Ausruhen ein. Der junge Mann ſetzt ſich nieder und blickt in träumeriſcher Wonne umher. Die Sonne iſt höher geſtiegen, ſie ſendet ihre Strahlen über den Gipfel des Berges hinweg in das Thal und zeigt deſſen Schönheit. Dem Flüßchen folgend zieht ſich eine Reihe von ſchmucken Häuſern dahin, die zum Theil verſteckt in den Anlagen und Gärten liegen. Sie ſind in verſchiedenen Stilarten erbaut, alle aber verkünden Reichthum. Einige ſind weiß, mit ſchwarzen platten Dächern, mit Vorbauten, die von Säulen getragen werden, andere von rothem Stein nach Vorbildern aus alterthümlichen Städten mit ſpitzen Thürmchen und Erkern. Kein einziges iſt darunter, das nicht mit Geſchmack oder doch wenigſtens mit Luxus erbaut wäre. Und ringsum gleicht das Thal einem einzigen großen Park. Die hellen Wege zwiſchen dem Grün der wohlgepflegten Raſenplätze, der Baumgruppen und Zierpflanzen ſcheinen zu Spazierfahrten in ſchnellen Equipagen einzuladen.

Doch zur rechten Hand, wo das Thal anſteigt und allmählich zu einem Plateau ſich erweitert, das etwa in gleicher Höhe mit dem ſchattigen Platze liegt, wo der junge Mann ſich niedergelaſſen hat, bietet die Gegend ein ganz anderes Bild. Hell von der Sonne beſchienen liegt auf der Höhe eine Ortſchaft, die von dichtgedrängten Gebäuden gebildet wird und in einiger Entfernung vom Walde umſäumt iſt. Sie ſtellt eine langgeſtreckte Gruppe dar, der Form des Thales ungefähr angepaßt, denn das Thal ſetzt ſich noch über die Ortſchaft hinaus fort, nur daß die Höhenzüge weiter aus einander ſtreichen und die Senkung zwiſchen ihnen nicht tief iſt. Es mögen gegen dreihundert Häuſer ſein und ſelbſt aus ſo weiter Entfernung kann der junge Mann die elende Bauart derſelben erkennen. Von dort oben kommt die Palenka herab. Das Flüßchen durchſchneidet die Ortſchaft, ſtürzt ſich in reißendem Laufe von der Höhe und windet ſich dann lieblich in ſilbern ſchimmerndem Glanze durch die Wieſen der Tiefe. Der junge Mann ſtützt die Hände auf den Griff ſeines Stockes und das Kinn auf die Hände, ſein Blick weilt auf dieſer Ortſchaft und dann wieder auf dem lieblichen Bilde der Villen im Thale. Der Gegenſatz beſchäftigt ſeine Gedanken. Er iſt ſeit Jahren in der Ferne geweſen, und er ſieht Dinge, die ihm früher in der Gewohnheit der alltäglichen Gegenwart nicht zum Bewußtſein gekommen ſind, in gleichſam neuer Erſcheinung. Er war auf der Univerſität in Heidelberg und Berlin, dann auf Reiſen in Frankreich, Italien und England, zuletzt ein Vierteljahr in Amerika, um die Geſchäftsfreunde ſeines Vaters zu beſuchen, und iſt nun zurückgekehrt, mit der Aufgabe, das väterliche Geſchäft, das er dereinſt übernehmen ſoll, liebzugewinnen. Sein Vater beſitzt die größte der Villen im Thale und iſt der angeſehenſte unter den Kaufleuten, welche dort wohnen und die Bevölkerung ringsum beſchäftigen. Die Ortſchaft auf dem kahlen Plateau, das von der Palenka durchſchnitten wird, iſt ganz von Arbeitern bevölkert, und noch manche andere Ortſchaft in der weitern Umgegend ſtellt die fleißigen Hände, welche für die Villenbeſitzer dort unten thätig ſind.

Der junge Mann ſieht auf ſeine Uhr, ein Werk von Bréguet, das er in Paris für tauſend Franken gekauft hat. Es iſt etwas nach ſieben; wenn er am Kaffeetiſch zur rechten Zeit erſcheinen will, muß er heimkehren. Seine Mama ſieht es ſo gern, wenn er mit ihr frühſtückt. Er erhebt ſich und ſchreitet den Berg hinab, in einer halben Stunde kann er wieder in der Villa ſein.

Es iſt wärmer geworden, der junge Mann ſchiebt den Strohhut in den Nacken zurück, während er im Sonnenſchein das Thal wieder durchſchreitet; da feſſelt, indem er über die Brücke geht, ein reizendes Bild ſeinen Blick. Auf dem Fußwege, der von oben kommt, zu ſeiner Rechten, erſcheint eine Schaar von jungen Mädchen. Sie treten ſoeben aus dem Dunkel einer Baumgruppe hervor. Sie gehen paarweiſe, nur eine geht allein hinterher. Es ſind ihrer dreizehn, ſechs Paare und jene Einzelne. Sie gehen barfuß und tragen weite, flache Körbe auf dem Kopfe, die mit weißen Tüchern zugedeckt ſind. Mit einer Hand ſtützen ſie den Korb, indem ſie mit nackten Armen emporreichen. Sie tragen kurze Röcke, roth oder roth und grau, die noch das Knie bedecken, aber den Oberkörper bedeckt nur das Hemd, das von einem Leibchen gehalten wird.

Der junge Mann bleibt ſtehen und ſieht den Zug herankommen. Von weitem bot er ein freundliches und verlockendes Bild, aber je näher er kommt, deſto mehr verliert er an Reiz. Der Schimmer, den ihm die Ferne verlieh, verblaßt in der Nähe. Der junge Mann ſieht die Flecken und Riſſe in den Röcken und Hemden, abgemagerte Glieder und elende oder freche Geſichter.

Seit Jahren hat er ſie nicht geſehen, die Liefermädchen, die von droben mit der fertigen Waare kommen, um ſie an die Magazine im Thale abzuliefern. Auch dieſe ſieht er mit neuen Augen an, und faſt iſt er erſtaunt, daß er ſich wundert. Hat er ſolche Mädchen denn nicht tauſendmal geſehen?

Der Zug geht an ihm vorüber; einige der Mädchen ſchlagen die Augen nieder, als ob ſie ſich ihrer Ärmlichkeit ſchämten, andere ſehen ihn dreiſt an, einige kichern und flüſtern mit einander. Nur das letzte Mädchen fällt ihm auf. Ihre Leinwand ſcheint weißer und friſcher zu ſein als die der andern, ihr rothes Röckchen iſt ohne Riß und ſauber gehalten, die Rundung ihrer Arme, die Bildung ihrer Knöchel und Füße iſt zart und ſchön, und ihre großen dunkeln Augen heften ſich mit ſchwermüthigem Ausdruck eine Sekunde lang auf des jungen Mannes Geſicht. Er wird von dieſem Blick betroffen, und als er den Zug hat an ſich vorübergehen laſſen, ſchreitet er nachdenklich weiter und tritt in das Parkthor ein. Die Schaar der Mädchen theilt ſich. Einige biegen ab und gehen auf einem Nebenwege dem Parkzaun entlang dem Hofe der Villa zu, die andern ziehen weiter und werden andere Gebäude aufſuchen. Der junge Mann nähert ſich dem Magazin, welches im Hofe ſteht und einen Winkel deſſelben bildet. Er macht einen Umweg, indem er durch den Park geht, und als er den Raum betritt, in welchem die Waaren abgenommen werden, haben ſchon einige Mädchen abgeliefert. Es ſind Spielwaaren, welche ſie gebracht haben: Täuflinge, Kindertrompeten, Poſthörnchen, Puppen, Schachteln mit Thieren.

Ein großes Schiebefenſter öffnet ſich von dieſem Raum aus nach dem Flur, wo die Mädchen ſtehen, und eine breite Fenſterbank dient zur Abnahme der Waare und zur Auszahlung des Preiſes. Der Lageriſt ſteht diesſeits an der Kaſſe und verhandelt mit den Liefermädchen. Der junge Mann ſtellt ſich neben ihn und beobachtet das Geſchäft. Iſt es doch jetzt ſeine Aufgabe, das Geſchäft liebzugewinnen. Er ſieht das Mädchen, welches ihm vorhin aufgefallen iſt, beſcheiden im Hintergrunde ſtehen. Sie hat den flachen Korb auf den Boden niedergeſetzt und lehnt ſich an einen Pfeiler. Wie anmuthig ihre Haltung iſt! Sie iſt faſt noch ein Kind, ſie mag achtzehn Jahre zählen. Die dunkeln Haarflechten, welche ſie mit natürlichem Geſchick zu einer Art von Krone gewunden und worauf ſie den Korb wie auf einem Kiſſen getragen hat, ſtehen trefflich zu dem lieblichen Oval des Geſichts. Der junge Mann kann nicht umhin, Vergleichungen anzuſtellen. Träumeriſch ſchweifen ſeine Gedanken zurück in die Kreiſe eleganter

Geſellſchaft, in die Ballſäle, die er geſehen hat. Wenn dieſes Mädchen ein ſchimmerndes Schleppkleid anſtatt des ärmlichen Röckchens und grauen Mieders trüge, ſo würde ſie eine Erſcheinung ſein, die ſich mit jeder jugendlichen Schönheit meſſen könnte. Was iſt es doch, was Schönheit genannt wird, und was macht den Werth des Weibes aus? Liegt denn wirklich in dem, was die Modehandlungen liefern, mehr als in der Arbeit des Schöpfers?

Indem er ſo ſeine Aufmerkſamkeit auf das ſchöne Mädchen im Hintergrunde richtet, hat er gar nicht auf die Verhandlungen des Lageriſten mit den anderen Mädchen geachtet. Dieſe ſind nun mit ihren leeren Körben eine nach der andern weggegangen, und jene tritt als die letzte vor. Sie ſtellt ihren Korb auf das breite Fenſterbrett, nimmt das weiße Tuch weg und packt aus. Es ſind lauter kleine Geigen, welche ſie bringt, zwei Spannen lang, und ſie packt deren fünf Dutzend aus. Der Lageriſt nimmt eine nach der andern prüfend zur Hand, wendet ſie hin und her und verſucht mit den kleinen dazu gehörigen Fidelbogen, ob ſie einen guten Ton haben.

Fünf Dutzend, ſagt das Mädchen, als die letzte beſichtigt worden iſt, das macht zehn Mark.

Der Lageriſt zögert ein wenig mit der Antwort.

Das Dutzend zu ein Mark achtzig, ſagt er, macht zuſammen neun Mark.

Ein Mark achtzig? fragt das Mädchen erſchrocken, ſo daß die zarte Röthe ihrer Wangen verſchwindet. Das iſt zu wenig. Wir haben doch immer zwei Mark, vor einem Jahre ſogar noch zwei Mark vierzig bekommen.

Der Lageriſt zuckt die Achſeln. Wir können nicht mehr geben, erwidert er. Das Geſchäft liegt zu ſehr darnieder. Wenn ihr die Waare dafür nicht liefern könnt, ſo ſeht zu, ob ihr anderswo mehr bekommt.

Das Mädchen iſt ſehr blaß, ihr Buſen wogt auf und nieder. O Herr Lehmann, ſagt ſie, ich darf nicht nach Hauſe kommen, wenn ich die zehn Mark nicht mitbringe. Bedenken Sie doch nur, ſolch eine Geige geht fünfundſiebzig mal durch die Hand, bevor ſie ganz fertig iſt, und wir müſſen doch Holz, Farbe, Leim, Saiten, Roßhaar, Firniß und alles das ſelbſt bezahlen.

Der Lageriſt zuckt wieder die Achſeln und ſchiebt die vor ihm liegenden Geigen mit dem Rücken der Hand zurück, indem er dergeſtalt pantomimiſch andeutet, ſie könnte den Kram wieder einpacken. Da miſcht ſich der Zuſchauer ein.

Habe ich recht verſtanden, Herr Lehmann? fragt er. Zwei Mark für das Dutzend?

Er nimmt eines der kleinen Inſtrumente in die Hand und läßt die Saiten mit dem Finger erklingen. Er betrachtet die Geige und wendet ſie hin und her, als ſei er der ſtrengſte Kritiker. Die Wahrheit iſt, daß ihm etwas in der Kehle aufſteigt, was ihm die Sprache benimmt, eine erſtickte Bewegung der Scham, der Entrüſtung, des Jammers. Endlich findet er wieder Worte.

Ich habe dieſe Geigen in New York zu einem Dollar das Stück verkaufen ſehen, ſagt er. Ich ſollte meinen, wenn eine jede einzelne dem Fabrikanten mit zwei Mark bezahlt würde, ſo wäre das in Anbetracht der Arbeit, die darin ſteckt, ein ſchmählich niedriger Preis.

Der Lageriſt ſieht ihn mit ſolchem Erſtaunen an, daß ſein Geſicht beinahe lächerlich wird. Das Mädchen richtet ſeine ſprechenden Augen ebenfalls mit völliger Beſtürzung auf ihn. Er zieht ſeine Börſe und nimmt drei Goldſtücke heraus.

Hier, mein Kind, ſagt er, indem er ſie vor dem Mädchen auf die Fenſterbank legt. Es ſind ſechzig Mark und das Mädchen ſieht auf das Gold wie auf etwas Fremdes und Wunderbares. Sie wagt nicht, es zu berühren.

Nehmen Sie, ſagt der junge Mann, es iſt eine

Abſchlagszahlung. Das Geſchäft ſoll geregelt werden, wenn ich mit meinem Vater geſprochen habe.

Das Mädchen iſt nun blutroth geworden. Sie ergreift die Goldſtücke und den Korb, und ihr Weggang gleicht einer Flucht. Der Lageriſt lächelt, ſteckt die Hände in die Taſchen und pfeift. Der junge Mann achtet nicht auf ihn, betrachtet von neuem die Geigen und ſagt in tiefer Bewegung: O, mein Gott, wie iſt es denn nur möglich? Wie viel müde Hände, wie viel müde Augen! Welch ein Schweiß der Armen!

Der Lageriſt hält im Pfeifen inne. Wenn Sie das Geſchäft auf dieſe Art betreiben wollen, Herr Burchard, ſagt er, ſo thun wir wohl am beſten, die Bude gleich zuzumachen.

Der Lageriſt iſt ſchon lange im Geſchäft. Er iſt ein Mann von erprobter Rechtlichkeit und Tüchtigkeit. Der Chef hat ihm ſeine Derbheit immer zu gute gehalten, obwohl er ſich zuweilen ſelbſt über das formloſe Weſen des Mannes ärgert. Im Umgange mit den Fabrikanten und den Liefermädchen iſt dieſe Derbheit ſogar werthvoll. Der gemeine Mann verſteht ihn, und er verſteht den gemeinen Mann, während die Leute hinter der Höflichkeit leicht Falſchheit wittern.

Sentimentalität iſt bei dem Volke nicht am Platze, fährt der Lageriſt fort. Und außerdem: hier iſt das

Lager, hier bin ich verantwortlich. Wenn andere Leute es beſſer verſtehen, ſo mag man mir das Lager abnehmen. Aber ſo lange ich hier das Lager habe, bin ich derjenige, welcher das Lager hat und dafür verantwortlich iſt. Sie werden mir das nicht übel nehmen, Herr Burchard. Ich habe die Preiſe nicht beſtimmt, ich ziehe keinen Vortheil davon, und wenn Sie meinetwegen jede Geige mit zwanzig Mark bezahlen wollen, mir kann es ja gleichgültig ſein. Aber dann bezahlen Sie auch den häßlichen Mädchen ebenſoviel wie den hübſchen, ſonſt macht es böſes Blut.

Ich verbitte mir derartige Anſpielungen, entgegnet der junge Mann, und damit wendet er ſich zum Gehen. Er ſagt ſich, daß der Lageriſt nicht ganz im Unrecht iſt. Er nennt ihn bei ſich einen Flegel, aber er geſteht ſich ein, daß er ſelbſt den erſten Fehler begangen hat. Sein lebhaftes Gefühl hat ihn wieder einmal zu einer unbedachten Handlung hingeriſſen, und auch darin hat Lehmann Recht, daß ein häßliches Mädchen ſchwerlich ſo viel Erfolg gehabt haben würde.

Wir haben eine Überraſchung für Dich, lieber Otto, ſagte Frau Burchard lächelnd zu ihrem Sohne, als er ſie zum Morgengruß geküßt hatte.

Eine Überraſchung? fragte er. Seine Gedanken waren noch halb im Lagerraum.

Ja, ſagte der Vater, indem er mit der Hand auf einige Briefe wies, die neben ſeiner Taſſe lagen. Wir werden einen Beſuch bekommen, der Dir intereſſant ſein wird.

Falls Du nicht etwa in der Fremde die alten Freunde vergeſſen haſt, ſetzte die Mutter hinzu.

Er wird doch nicht, bemerkte der Vater.

Dr. Eckberg hat geſchrieben, ſagte die Mutter, während der junge Mann ſeine Eltern fragend anſah. Er will mit Natalie hierher kommen.

Sie lächelte noch immer. Ihr Sohn hat früher für Natalie geſchwärmt. Das iſt allerdings ſchon lange her, und Otto's Reiſen liegen zwiſchen jener Epoche und dem Heute. Das Bild des lebendigen Mädchens mit den ſchön gezeichneten ſchwarzen Brauen und den blitzenden Augen hat durch die Jahre der Trennung, durch ſo viele andere Bilder, die ſich ihm gezeigt haben, an Friſche und Deutlichkeit eingebüßt. Otto betrachtet jene Schwärmerei als eine Epiſode, die abgeſchloſſen hinter ihm liegt.

Ich freue mich recht auf den Beſuch, ſagte ſeine Mutter. Er wird doch etwas Leben in unſer einförmiges Daſein bringen. Hoffentlich verſchont mich meine Migräne während der Zeit.

Auf wie lange gedenken denn Eckbergs zu kommen? fragte der Sohn.

Dr. Eckberg wird nur einige Tage hier bleiben und dann nach England gehen. Er will jedoch Natalie hier laſſen und ſie auf der Rückreiſe abholen. Wie lange er in England bleiben wird, iſt noch nicht beſtimmt. Vermuthlich drei bis vier Wochen.

Eine gelinde Beſorgnis ſteigt vor Otto's Augen auf, der leichten Wolke ähnlich, die ſich an einem heißen Tage am Horizont zeigt und vielleicht hell und duftig vorüberzieht, vielleicht aber auch das Herannahen eines Gewitters bedeutet. In den wenigen Tagen, welche Otto wieder in der Heimath verbracht hat, iſt ſchon zweimal davon die Rede geweſen, daß ſein Umherſchweifen in der Welt nun ein Ende habe und daß die Freuden des häuslichen Herdes und der eigenen Familie die reinſten Freuden ſeien.

Otto trinkt ſchweigend ſeinen Kaffee und zündet ſich eine Cigarre an. Die Familie ſitzt auf der Veranda, von wo aus ſie den Blick über das liebliche Thal und den friſchen Hauch der Gärten und Wieſen genießt. Im Vordergrunde plätſchert ein Springbrunnen in blumenumkränztem Becken, der vom Morgenwinde ſanft geſchwellte Vorhang zwiſchen den zierlichen Marmorſäulen hält das blendende Licht der Sonne ab. Es iſt ein reizender Platz, dieſe Veranda. Wer könnte es beſſer haben, als dieſer junge Mann, der Erbe eines reichen Beſitzthums, von ſeinen Eltern mit zärtlicher Sorgfalt umgeben, der die Welt geſehen hat, dem eine Braut winkt, nach der er nur die Hand auszuſtrecken braucht? Denn das iſt ja gewiß, daß Dr. Eckberg mit ſeiner Tochter nicht ſo ganz zufällig, nicht ſo ganz planlos kommen. Sie denken an des Sohnes Zukunft, die guten Eltern. Dr. Eckberg iſt ein fein gebildeter, ſehr einflußreicher und ſehr wohlhabender Herr, ſeine Tochter eine ſchöne junge Dame, welche die beſte Erziehung genoſſen hat.

Warum iſt dieſes Glückskind, dieſer einzige Sohn, trotzdem unruhig? Warum hat er nur in beſchränktem Maße die Fähigkeit, das Gute zu genießen, das ein gütiges Geſchick ihm bietet? Er ſelbſt weiß es nicht. Er weiß nur, daß er ſich nach etwas ſehnt, was er nicht kennt. Ein unbeſtimmtes Etwas lockt ihn und raubt ihm die Freude an dem, was er ſieht und was erreichbar iſt. Nicht daß er unglücklich wäre. Er wüßte nicht zu ſagen, welches Übel er loszuwerden wünſchte, wenn man ihn etwa fragen wollte. Alle ſeine Wünſche, ſoweit er ſie ſelber zu erkennen vermag, können leicht erfüllt werden. Nur leider giebt es einen Wunſch, den er nicht kennt, der aber den Grund ſeiner Seele aufwühlt, und dieſen Wunſch zu befriedigen iſt er nicht im Stande.

Das Geſpräch am Frühſtückstiſch ging ruhig weiter. Frau Burchard erzählte, ſcheinbar abſichtslos, von Nataliens Talenten. Das junge Mädchen ſpielte vorzüglich ſchön Klavier und hatte es dahin gebracht, ſehr hübſche Blumenſtücke auf Sammt und Porzellan zu malen.

Es hat doch ſeine Vorzüge, die Kinder in einer großen Stadt erziehen zu können, ſagte ſie. Dort iſt alles zu haben, die beſten Lehrer finden ſich, und der Beſuch der Muſeen und Ausſtellungen bietet immerfort neue Anregung.

Nur muß die Anlage da ſein, entgegnete Otto. Denn wenn nicht eine natürliche Begabung, ein wirkliches Empfinden für die Kunſt vorhanden iſt, bringt auch der beſte Unterricht nur Quälerei, und es kommt nur Gequältes dabei heraus.

Bei Natalie iſt dieſes Empfinden immer geweſen, ſagte ſie. Wenn Du ſie hörteſt und ihre kleinen Kunſtwerke ſäheſt, ſo würdeſt Du ſie nicht gequält nennen.

Ich dachte nicht an Natalie. Ich ſprach ganz allgemein, antwortete Otto.

Der Vater ging nach dem Frühſtück auf ſein Kontor und forderte Otto auf, ihn zu begleiten. Dieſer folgte ihm. Das Kontor war ein prächtiger Raum im Erdgeſchoß der Villa, mit Parkett-Fußboden, Eichenholz-Täfelung bis zu Manneshöhe und dunkelgrünen Tapeten. Ein gewaltiger Schreibtiſch aus Eichenholz kennzeichnete das Gemach hauptſächlich als Arbeitsraum. Der Vater ließ ſich in dem mit Leder überzogenen Armſtuhl vor dem Schreibtiſch nieder und Otto ſetzte ſich mit aufmerkſamem Geſicht ihm ſchräg gegenüber. Er ſollte Belehrung über die Geſchäfts-Verhältniſſe empfangen. Ein Buchfink ſaß auf einem Lindenzweige draußen vor dem geöffneten Spiegelfenſter und ließ ſeinen hell klingenden Ruf in die Darlegung des Kaufmanns hineinſchallen. Otto hörte mit einem Ohr auf die geſchäftliche Belehrung, mit dem andern auf den Vogel. Da öffnete ſich die Thür des Nebenzimmers, in welchem die Kommis ſaßen, und Herr Lehmann trat herein.

Hier iſt ein Poſten, von dem ich nicht weiß, wie er gebucht werden ſoll, ſagte er, indem er den Kopf zurückwarf, in einer barſchen Weiſe.

Wieſo? Was meinen Sie? fragte der Chef.

Die Pauline Zink hat fünf Dutzend Geigen abgeliefert, hat aber keine Bezahlung dafür erhalten.

Weshalb nicht? Warum haben Sie dieſelben nicht bezahlt?

Weil der junge Herr die Geigen aus ſeiner Privatkaſſe bezahlt hat. Wie ſoll ich den Poſten nun buchen?

Der Kaufmann ſah verwundert vom Lageriſten auf ſeinen Sohn und bemerkte deſſen Verlegenheit.

Dies iſt wieder einmal eine von Ihren Geſchichten, ſagte er mit gerunzelter Stirn.

Entſchuldigen Sie, Herr Burchard, wie ſoll ich das verſtehen? fragte der Lageriſt. Ich habe meine Bücher in Ordnung zu halten, und wenn ich nicht weiß, wie ſich eine Sache verhält, ſo frage ich höflich an. Sollen dem Fabrikanten Zink die neun Mark für die Geigenlieferung zu gut geſchrieben werden? Ich möchte es nur wiſſen, damit es nachher nicht etwa heißt, ich hätte ſie in die Taſche geſteckt.

Jetzt miſchte ſich Otto in das Geſpräch, dem er mit Unbehagen zugehört hatte. Die Sache iſt die, ſagte er, daß ich zufällig im Lagerraum anweſend war, als Herr Lehmann die Geigen abnahm, und daß ich den Preis, welchen Herr Lehmann dem Mädchen auszahlen wollte, und auf den das Mädchen nicht eingehen wollte, ſo jämmerlich niedrig fand, daß ich in die Taſche griff und noch etwas mehr gab, als . . . .

Ich verſtehe, ſagte der Kaufmann, und dann fuhr er fort, indem er ſich zu dem Lageriſten wandte: das iſt doch ſehr einfach. Sie führen Ihr Conto ruhig weiter, und wenn mein Sohn dem Mädchen etwas ſchenkt, ſo iſt das ſeine Sache. Zink hat die Waare geliefert, Sie haben keine Baarzahlung geleiſtet, folglich hat er den Preis noch gut.

Schön, entgegnete der Lageriſt. So was muß dem Menſchen aber doch erſt geſagt werden. Damit ging er.

Wie kommſt Du denn dazu, daß Du der Zink Geſchenke machſt? fragte der Kaufmann ſeinen Sohn.

Ich kann es kaum als ein Geſchenk betrachten, erwiderte dieſer, finde im Gegentheil, daß das Mädchen immer noch zu wenig bekommen hat. Ich kann wohl ſagen, ich war entrüſtet über den Preis, der dem Mädchen geboten wurde.

Mein beſter Junge, ſagte der Kaufmann, indem er unruhig auf ſeinem Stuhle rückte, was Du da ſagſt, enthält eine Anklage gegen mein Geſchäft. Ich verſtehe ſehr wohl, daß eine Regung berechtigten oder auch unberechtigten Mitleids Dich ergriffen hat. Wenn wir aber ſolchen Regungen nachgeben wollen, ſo können wir nur ganz einfach das Geſchäft ſchließen. Der Preis für die Waaren beruht auf meiner Kalkulation.

Aber wie iſt es denn möglich, daß der Fabrikant bei ſolchen Preiſen exiſtiren kann! Ich bitte Dich, dieſe Geigen! Welche Arbeit ſteckt darin! Das Herz dreht ſich mir im Leibe herum, wenn ich bedenke, daß ein ſolches kleines Kunſtwerk mit funfzehn Pfennig bezahlt wird.

Es iſt der Preis, den ich bezahlen kann, Otto, und er ſteht im Verhältnis zu den Preiſen, die ich für die übrigen Waaren auch bezahle. Wir wollen doch verdienen.

Es iſt entſetzlich.

Entſetzlich? Wenn der Preis den Leuten nicht paßt, ſo brauchen ſie doch auf das Geſchäft nicht einzugehen. Sie ſind ja nicht gezwungen, dafür zu liefern. Ich mache meine Kontrakte mit den Fabrikanten. Ein jeder iſt vollſtändig frei, auf meine Bedingungen einzugehen oder beſſere Bedingungen zu verlangen, oder überhaupt kein Geſchäft mit mir zu machen. Ich weiß nicht, was Du willſt. Ich kann Dir ſagen, daß ich gerade ſo viel bezahle, wie die Anderen. Die Preiſe ſind doch nichts Willkürliches, ſondern alles regelt ſich nach Angebot und Nachfrage. Wenn ich die Fabrikanten drücken wollte, ſo könnte ich noch billiger kaufen. Ich thue es nicht, weil ich es für Unrecht halte. Kein Menſch kann mir ſagen, daß ich hartherzig wäre. Ich bin der beſte Menſch von der Welt, aber ich bin doch Geſchäftsmann. Du ſcheinſt hier ganz fremd geworden zu ſein. Es iſt mir ſehr unangenehm, ſolche Dinge von Dir hören zu müſſen.

Du haſt vom kaufmänniſchen Standpunkt aus gewiß Recht, entgegnete Otto kopfſchüttelnd, bei alledem wirſt Du mir zugeben, daß dies grauſam iſt. Er hätte gern noch viel mehr geſagt, aber er bekämpfte ſeinen Unwillen, um den Vater nicht zu ſehr zu erzürnen.

Ich weiß nicht, ob ich Dir das zugeben werde, entgegnete dieſer. Wenn Du es grauſam nennen willſt, daß wir ein beſſeres Geſchäft machen als die Fabrikanten, ſo kannſt Du vieles in der Welt grauſam nennen. Du wirſt die Welt aber nicht ändern. Überall hat der Eine mehr als der Andere und muß der Eine härter arbeiten als der Andere. Wer das Seinige zuſammenhält und mit Vorſicht zu vermehren weiß, der wird immer beſſer durchkommen als derjenige, der aus der Hand in den Mund lebt und nicht von heute bis auf morgen zu denken weiß. Und nun laß uns das Kapitel ſchließen, ſolche Reden ins Blaue hinein führen zu nichts. Hier iſt meine Kalkulation, und die iſt das Feſtſtehende, der ruhende Pol in der Erſcheinungen Flucht.

Hilf mir doch, lieber Otto, ſagte die Frau Burchard zu ihrem Sohne, Du haſt einen ſo guten Geſchmack.

Sie war mit der Einrichtung der Gaſtzimmer beſchäftigt, das heißt, ſie gab ihre Anweiſungen, nach denen zwei Hausmädchen arbeiteten.

Ich kann wohl ſagen, ich fühle meine Glieder kaum, fuhr ſie fort, während Otto ſie in den obern Stock begleitete. So angenehm auch der Beſuch iſt, er macht immer eine Mühe und Aufregung, die ich wochenlang nachher ſpüre.

Otto lächelt. Wie oft hat er früher ſolche Klagen gehört! Sie ſind bei der guten Mama zur Gewohnheit geworden. Sie kann auf der Chaiſelongue liegen, das Riechfläſchchen in der einen, das Journal in der andern Hand, und ſich dabei einbilden, ſie arbeitete über ihre Kräfte.

An dem Zimmer, welches der Dr. Eckberg bewohnen ſoll, iſt wenig zu machen. Es braucht nur gelüftet zu werden; in den beiden Räumen aber, welche für Natalie beſtimmt ſind, iſt allerhand zu thun. Frau Burchard läßt ſich in einen Lehnſtuhl nieder und ſieht zu, wie ein Mädchen die Vorhänge des Waſchtiſches feſtſteckt und das andere den Spiegel abreibt.

Probire doch das Pianino, ſagt Frau Burchard. Ich weiß nicht, ob es wirklich ſo gut iſt, wie mir Blüthner verſichert. Ich verſtehe ja nichts davon.

Ah, ein neues Pianino! ſagt Otto.

Ja, ich hielt es für nothwendig. Natalie iſt ſo muſikaliſch.

So haſt Du ihren Beſuch vorausgeſehen? fragt Otto. Und er ſetzt ſich an das Inſtrument in dem reizenden Gemach, welches Nataliens Wohnzimmer ſein ſoll, und ſchlägt einige Akkorde an. Sehr hübſch, ſagt er, ein guter reiner Klang.

Schließ doch die Thür des Schlafzimmers, ſagt Frau Burchard, dieſe neugierigen Mädchen lauſchen auf jedes Wort, das geſprochen wird.

Otto ſchließt die Thür und iſt mit ſeiner Mutter allein. – Hört mir auf! –

Ich habe eine Bitte an Dich, ſagte Frau Burchard. Der Vater war heute etwas verſtimmt, und er ſagte mir, daß er heute Morgen ein Geſpräch mit Dir gehabt hätte, welches ihn unangenehm berührt hätte. Er ſagte mir nicht, was es geweſen iſt, aber ich kann es mir ungefähr ſchon denken.

Wirklich? fragte ihr Sohn.

Lieber Otto, fuhr ſie fort, ich kenne Dich ja und zweifle keineswegs an Deinem Charakter, aber ich möchte Dich bitten, doch ja recht vorſichtig in Deinen Äußerungen zu ſein. Ich kann nicht ſagen, worin es eigentlich liegt, aber Du haſt von klein auf das Talent gehabt, Dinge zu ſagen, wodurch andere Leute beunruhigt werden.

Es iſt etwas — ich weiß wirklich nicht, wie ich es bezeichnen ſoll, aber ſo etwas Aufregendes in Deinen Reden. Du ſprichſt ſolche unpraktiſche Dinge — ich meine, Du ſprichſt ſolche Sachen, welche niemand thut und woran niemand denkt. Nimm es mir aber nicht übel, lieber Otto, daß ich Dir das offen ſage.

Otto ſieht der Mutter in das beſorgte Antlitz und lächelt ſchwermüthig. Er verſteht beſſer, was ſie meint, als ſie ſelbſt es auszudrücken vermag. Es wird ihm jetzt auf einmal nach ſo langer Abweſenheit klar, was das iſt, was ſich trotz aller Wärme der Familienbeziehungen immer als eine erkältende Scheidewand zwiſchen ihn und die Eltern geſtellt hat. Nicht gerade in ſehr bemerklichem Maße, aber doch hinreichend, um ihn ſchon als Knaben oft von der rechten Vertraulichkeit in ſeinen Herzensergießungen zurückzuhalten. Er ſieht das jetzt ein, nun er mit neuen Augen das Alte wieder erblickt.

Seine Eltern ſind ihm ſehr verehrungswürdig, und er liebt ſie, aber es iſt, als wäre in der Miſchung ſeiner Natur eine fremde Subſtanz, die es verhinderte, daß er jemals ganz frei ihnen gegenüber fühlen, denken und ſprechen könnte. Es iſt unmöglich, mit ſeinen Eltern etwas anderes zu beſprechen als was ſich auf die Angelegenheiten des täglichen Lebens bezieht, ſie gehen niemals auf eine Betrachtung allgemeiner Natur ein. Er aber hat ſchon als Knabe Fragen geſtellt und Gedanken ausgeſprochen, die über den Horizont des Greifbaren hinausſchweiften. So hat er ſich, immer wieder zurückgewieſen, in ſich ſelbſt zurückgezogen.

Er nickt jetzt der Mutter freundlich zu, aber ſchon indem er ihr jetzt beruhigend antworten will, verfällt er in den alten Fehler. Ich verſtehe Dich, ſagt er ironiſch, ich will mir Mühe geben, zu vergeſſen, daß die Seele dem Meergott Glaukos gleicht, der, obwohl mit Schilf und Schlamm bedeckt, doch ein Gott iſt.

Und gieb Dir auch einige Mühe, Natalie gut zu unterhalten, fährt die Mutter fort, welche von dieſer Entgegnung nichts verſtanden hat, aber annimmt, daß ſie gut gemeint ſei. Ich will Dir ganz offen ſagen, daß es der Lieblingswunſch Deines Vaters iſt, daß ihr Beiden ein Paar werdet. Er iſt nicht mehr der Jüngſte und denkt ſich mit der Zeit vom Geſchäft zurückzuziehen. Du aber mußt erſt ein ſolider Mann geworden ſein, bevor er es Dir übergiebt. Natalie iſt die beſte Frau, die Du bekommen kannſt. Sie iſt die Erbin des ganzen Eckbergſchen Vermögens und ein ſehr gebildetes junges Mädchen. Ich kann Dir ſagen, daß ſie Anſprüche machen kann. Sie würde ſelbſt einen Offizier und Adligen bekommen, wenn ſie wollte.

Dieſe letzten Worte fallen eiskalt auf Otto's Gemüth. Seine Reiſen haben ihn in einer von Natur demokratiſchen Geſinnung beſtärkt und er hat einen weltweiten Blick gewonnen; nun fühlt er beengend wieder die kleinſtädtiſche Feſſel der deutſchen Heimath. Seine Lippen zucken, aber er iſt ein rückſichtsvoller Sohn und behält die Bemerkungen für ſich, die ſich ihm jetzt auf die Zunge drängen. Er blättert in den Noten, die zugleich mit dem Inſtrument angeſchafft worden ſind, und nickt mit dem Kopfe. Er hat ſich oft vorgeworfen, nicht energiſch genug zu ſein und ſeine Perſönlichkeit nicht kräftig genug zu behaupten, aber im entſcheidenden Augenblicke giebt er immer wieder ſanften Regungen nach. Er möchte ſeine Mutter nicht betrüben. Daß ſeine Eltern die Verbindung mit Natalie wünſchen, iſt ihm ſchon klar geworden. Er hat auch nicht die Abſicht, dieſem Wunſche von vorn herein zu widerſtreben, nur will er ſich vorläufig, ohne viel darüber zu reden, ſeine freie Entſchließung bewahren.

Das Bild des Liefermädchens, deſſen Namen er nun erfahren hatte, hörte nicht auf, Otto's Phantaſie zu beſchäftigen. Selbſt wenn er nicht durch ihre Lieblichkeit betroffen worden wäre, würde er durch das

Unangenehme, welches ihm in Folge ſeines Zuſammentreffens mit ihr widerfahren war, an ſie erinnert worden ſein. Aber wirklich, das Mädchen ſelbſt beſchäftigte ſeine lebhafte Einbildungskraft, und da er ſie in den folgenden Tagen nicht wiederſah, ſchmückte er ſie mit erdichteten Reizen. Auf ſeinen Spaziergängen dachte er daran, wie hübſch es ſein würde, wenn ſie ihm einmal wieder begegnete. Aber freilich, das Liefermädchen hatte wohl keine Zeit ſpazieren zu gehen, und ſicherlich waren noch nicht wieder ſo viele Geigen fertig, daß es Zeit war, ſie abzuliefern. Sein Intereſſe für Pauline ging nicht ſo weit, daß er verſucht hätte, ſie aufzuſuchen. Er lenkte ſeine Schritte nicht der Ortſchaft zu, wo ſie wohnte; aber wenn er auf den Höhen wandelte, blickte er wohl hinüber und hatte das Gefühl, daß die armen Häuſer auf der Hochebene doch nun nicht mehr gleichgültig und fremd für ihn dalagen, ſondern daß irgendwo unter einem der Dächer ein Weſen lebte, das vielleicht mit Dankbarkeit an ihn dächte, ein Weſen, deſſen Traurigkeit er in Freude verwandelt habe. Er hatte gute Zeit. Die ihm geſtellte Aufgabe, das Geſchäft liebzugewinnen, brachte nicht viel Arbeit mit ſich, der erwartete Beſuch war noch nicht da.

Am dritten Tage ging er wieder am frühen Morgen hinaus in den Wald. Das Wetter war beſtändig in ſeiner Schönheit, und wenn es auch um Mittag ſehr warm wurde, ſo waren doch die erſten Stunden des Tages köſtlich. Er hatte nichts zu thun, als zu athmen und ſich der Natur zu freuen, und ſo richteten ſich ſeine Gedanken wieder auf den Gegenſtand, den die Natur als das vollkommenſte ihrer Gebilde in dieſes Hügelland geſetzt hatte: auf das ſchöne Mädchen mit den nackten Füßen. Unwillkürlich blickte er mehrere Male auf ſeine Uhr und berechnete die Zeit, obwohl er nicht darauf ausging, die Liefermädchen auf ihrem Wege wieder zu treffen. Doch lenkte ihn das Geſchick und lenkte ihn glücklich. Als er heimkehrte und über den ihm wohlbekannten Pfad ſchritt, kam ein barfüßiges Mädchen, den weiß verhangenen Korb auf dem Kopfe, vom Thale herauf, und er erkannte Pauline. Sie kehrte ſchon wieder von ihrer Sendung zurück.

Nur eine kurze Strecke trennte die Beiden, und Otto blieb ſtehen, um das Mädchen zu erwarten. Er bemerkte, daß ihre Schritte langſamer wurden, daß ihr Geſicht ſich röthete, und ſeine Sinne wurden wieder gefangen genommen von dem Reiz ihrer Erſcheinung. So anmuthig kam ſie daher, ſo nahe der Natur gerückt durch ihre dürftige Kleidung, ſo weiblich ohne den Panzer modiſcher Tracht. Maleriſcher waren auch nicht die italieniſchen Mädchen mit den Krügen auf dem Kopfe, von deren natürlicher Grazie die ihm befreundeten Künſtler in Rom ſo viel Weſens zu machen wußten.

Guten Morgen, Pauline, ſagte er, als ſie herangekommen war.

Guten Morgen, gnädiger Herr, erwiderte ſie leiſe.

Sie ſetzte mit ſchamhaft niedergeſchlagenen Augen ihren Weg fort, und er begleitete ſie.

Zur Sommerszeit iſt dies ein hübſcher Weg für Sie, Pauline, ſagte er, aber im Winter iſt er wohl unangenehm. Gewiß gehen Sie dann nicht barfuß.

Es kam ihm ſo vor, als habe er nichts beſonders Kluges geſagt, und wurde in dieſer Anſicht dadurch beſtärkt, daß Pauline nicht antwortete. Sie blickte ihn nur von der Seite an, und er freute ſich über die Schönheit der braunen, ſprechenden Augen. Das Mädchen war in Verwirrung, es hatte ſie noch niemals jemand Sie genannt und noch niemals hatte ſich jemand darum bekümmert, ob die Wege ihr angenehm oder unangenehm wären.

So gingen denn Beide eine Strecke ſchweigend neben einander her, und Otto blickte bewundernd auf die zierlichen Füße, die den ſcharfen Kies und die Steine des anſteigenden Weges ſo leichten Ganges beſchritten. Rechts und links ſtreckten junge Fichten ihre friſchen hellgrünen Zweigſpitzen aus, und noch ſchimmerte der

Thau im Lichte der aufſteigenden Sonne. Allmählich verſchwand die erſte Befangenheit, ein Geſpräch entſpann ſich, indem das Mädchen auf ſeine Fragen antwortete, und ſo erreichten ſie einen Punkt des Weges, der eine weite Umſicht gewährte. Otto erblickte die Ortſchaft, welche das Ziel ſeiner Begleiterin war, in der Nähe, und er bedauerte, ſich ſo ſchnell ſchon von dem Mädchen trennen zu müſſen. Ihre Unterhaltung hatte durch die Naivität, mit der ſie ſprach, einen eigenen Reiz für ihn.

Wir wollen uns ein wenig ausruhen, Pauline, ſagte er. Dort iſt eine Moosbank, wo wir im Schatten ſitzen können.

Sie zögerte einen Augenblick und mochte wohl bedenken, daß ihre Zeit gemeſſen ſei, aber offenbar glaubte ſie hier unbedingt gehorchen zu müſſen. Sie war ſo ſehr daran gewöhnt, zu gehorchen. Hochwald umgab den Weg von drei Seiten, und zwiſchen den hellgrauen Stämmen ſchimmerten lange nebelhafte Sonnenſtreifen. Die Moosbank, von den Wurzeln einer mächtigen Fichte gebildet, war ein hübſcher, weicher Platz, von dem aus der Blick in das Thal ſchweifte. Sie ſetzten ſich auf die von der Natur gebildeten Moospolſter, und Otto fühlte dankbar die Gunſt des Augenblicks. So war ihm doch einmal in dieſen Tagen der Proſa ein poetiſches Stündchen beſchieden, ein Waldmärchen hielt ihn lebendig umfangen. Wie eine Fee ſaß das liebliche Mädchen neben ihm, ſo eigenartig in vertrauensvoller Anmuth. Sie hatte den Korb neben ſich niedergeſetzt und die glänzende Haarkrone ſchmückte den fein geformten Kopf, ihre Augen glänzten von Jugendfreude, und ſo rührend zeigte ſich für den Weltmann der zarte Hals über dem groben Hemde. Es war ringsum ganz ſtill, nur die fleißigen Inſekten ſummten um die Blüthen des Waldes.

So ſaßen die Beiden bei einander und ſchwatzten und lachten. Denn Pauline war ganz zutraulich geworden, dem Vögelchen gleich, das anfangs ſcheu vor der Hand zurückweicht, die ihm den Zucker darreicht, dann aber von der Süßigkeit gelockt ſeine Ängſtlichkeit vergißt. Er erzählte ihr von dem weiten Meere mit ſeinen Wellen, ſeinem Sonnenſchein und ſeinen Stürmen, von den Schiffen, die das Waſſer durchſchneiden, um ferne Küſten aufzuſuchen. Sie aber hörte mit weitgeöffneten Augen voll Bewunderung zu und vergaß ihre Mühen und die Sorgen des täglichen Lebens. Es war ihr wie ein ſchöner Traum, und ihre Spannung bei ſeinen Schilderungen hatte etwas ſo Anziehendes für ihn, daß er gar nicht auf den Gedanken kam, ſich lächerlich zu finden. Und das Mädchen war ſo vertieft im Zuhören, ſo hingeriſſen von ſeinem Erzählen, daß er ſie zuletzt daran erinnern mußte, es ſei Zeit für ſie, nach Hauſe zu gehen. Denn er dachte daran, daß ihre Familie ſie bei der Arbeit vermiſſen würde, ſie aber hatte es vergeſſen, obwohl ſie es ihm ſelbſt vorhin geſagt hatte. Nun war ſie ganz erſchrocken und ſprang eilig auf.

Ich will laufen, ſagte ſie, daß mich der Vater nicht ſchlägt. Kehren Sie um, gnädiger Herr, daß Sie keiner vom Orte ſieht!

Ihn ſchauderte, da er ſo plötzlich wieder an das wirkliche Leben des reizenden Geſchöpfs erinnert wurde, das ihm wie eine Fee erſchienen war.

Ich möchte Dir ein Andenken an dieſe Stunde ſchenken, die Du mir verſchönt haſt, Pauline, ſagte er. Er hatte ſie ſchon längſt auf ihre Bitte Du genannt. Er zog die Buſennadel aus ſeiner Cravatte, eine Perle in goldener Faſſung, und gab ſie ihr. Sie ſteckte die Nadel an ihr Mieder und bot ihm ihren Mund voll Dankbarkeit zum Kuſſe. Sie dachte ſich nichts Arges dabei, ſie hielt es für ſchicklich, ihn aber berührte es gar ſeltſam, als ſich die ſchlanken nackten Arme um ſeinen Hals legten und er ihre Lippen auf den ſeinigen fühlte.

Nun ſchnell! ſagte ſie, ſich ſelbſt ermunternd, und gleich darauf ſah er ſie leichtfüßig dahin ſpringen und in dem Waldpfade verſchwinden.

Nachdenklich, doch in ſehr glücklicher Stimmung, ſchlenderte er heimwärts. Wie reizend iſt doch dieſes natürliche Kind! ſagte er ſich. Welchen Unſinn treiben doch unſere gebildeten Damen, und wie ſchwer machen wir uns das Leben! Gehört denn wirklich ſo viel Ceremoniell dazu, um glücklich zu ſein? Hier iſt reines Empfinden, hier iſt Natur. Ihr geſunder Inſtinkt ſagt ihr, daß das Weib mit nichts anderm den Mann, der ſie ernährt, belohnen kann, als mit ihrer reizenden Perſönlichkeit, und es fällt ihr nicht ein, ſich mit trügeriſchen Gebärden aufzuſtutzen. Warum kann ich nicht ſolch ein Mädchen gleich einer Blume, die ich mir vom Felde hole, um mich an ihr zu erfreuen, zu mir in mein Heim führen, daß ſie mich glücklich macht und daß ich ſie mit allem ſchmücke, wonach ihr Herz verlangt? Aber da kommen die Männer mit den ſchwarzen Talaren und den großen Tintenfäſſern und nehmen ein Protokoll über meine Liebe auf, da kommt die ganze Geſellſchaft der Wohlanſtändigen und verbittert uns die reinſten und natürlichſten Freuden. Da wird abgewogen, was ein jeder mitbringt, und ein Kontrakt wird aufgeſetzt, und bis wir denn endlich einen feierlichen Eid zu Stande gebracht haben, daß wir die Schönheit niemals in anderer Geſtalt als in dieſer, der wir heute huldigen, erkennen wollen, bis wir mit all dem Zeug in Standesamt und Kirche fertig geworden ſind — bis dahin iſt ſchon das Beſte davon und der Schmetterling des Glücks hat keinen Farbenſtaub mehr auf den Flügeln.

Als Otto in der Villa angekommen war und nun ſeinen Eltern guten Morgen wünſchte, theilten ſie ihm mit, daß eine Depeſche gekommen ſei, welche die Ankunft des Dr. Eckberg und ſeiner Tochter für dieſen Tag ankündige. Der Zug werde um ſechs Uhr eintreffen, und Herr Burchard wollte mit ſeinem Sohne zur Station fahren, um die Gäſte abzuholen. Frau Burchard wollte zu Hauſe bleiben. Sie ſagte, ihr Befinden ſei ſehr ſchlecht und die Vorbereitungen für den Beſuch ſeien für ihre Nerven doch faſt zu viel. Sie lag auf der Chaiſelongue und ſprach mit der Köchin in klagendem Tone über die Anordnung des Abendeſſens.

Meinſt Du denn wirklich, lieber Mann, daß es möglich iſt, Forellen nach der Krebsſuppe zu geben? fragte ſie. Beides iſt doch fiſchartig.

Ei gewiß, mein Schatz, antwortete er. Und wir wollen den Rauenthaler zu den Forellen trinken. Laß ihn aber nicht auf Eis legen, ſondern nur in friſches Waſſer.

Das Geſpräch über das Abendeſſen ſetzte ſich noch eine Weile fort, und Otto dachte daran, wie oft er ſolche Unterhaltungen zwiſchen ſeinen Eltern gehört hatte. Sie bildeten das Bindemittel in einer nun ſeit dreißig Jahren friedlich verlaufenden Ehe.

Zur beſtimmten Zeit fuhr der Landauer, mit zwei prächtigen Braunen beſpannt, von der Villa ab und rollte in einer halben Stunde durch das fruchtbare Thal hin zur Station, zur beſtimmten Minute traf der Zug ein, und nicht lange nachher hatte Otto Muße, die gegenwärtige Erſcheinung Nataliens mit dem Bilde ſeiner Erinnerung zu vergleichen. Sie ſaß ihm gegenüber im Wagen. Sie war in der That von ſehr gutem Ausſehen, obwohl die erſte jugendliche Blüthe, welche er vor fünf Jahren bewundert hatte, bereits verſchwunden war und dem Ausdruck einer gewiſſen Erfahrung in den Ereigniſſen des Lebens Platz gemacht hatte. Natürlich mußte ein Unterſchied zwiſchen der Siebzehnjährigen und der Zweiundzwanzigjährigen ſtattfinden, aber Otto mußte ſich doch geſtehen, daß er einer jugendlichen Schönheit gegenüberſitze, und daß er in den Augen Vieler ſehr beneidenswerth ſei. Noch war ſie ja nicht die Seinige, aber er glaubte zu fühlen, daß auch Natalie eine Verlobung im Hintergrunde erblicke. Sie war von vertraulicher Herzlichkeit und ein klein wenig verſchämt, als ſie der frühern Bekanntſchaft gedachte.

Dr. Eckberg und Herr Burchard ſprachen von Politik. Dr. Eckberg wohnte in Berlin und mußte eine tiefere Einſicht in das Getriebe der großen Maſchine haben. Seit dem Tode ſeiner Frau hatte er ſich den Angelegenheiten des Staates mit großem Intereſſe gewidmet, er ſtand in naher Beziehung zu einigen Führern im Reichstage, und es hieß, daß er demnächſt ſelbſt kandidiren werde. Er war Rechtsanwalt, betrieb jedoch ſeine Praxis, da er viel Vermögen beſaß, nur in vornehmer Art und Weiſe.

Der leidende Zuſtand der Frau Burchard hatte ſich inzwiſchen etwas gebeſſert, ſie empfing ihre Gäſte mit großer Freundlichkeit, und beim Abendeſſen ſchien ſie wieder völlig geſund zu ſein. Natalie hatte ihren Reiſeanzug mit einer lichtblauen Robe vertauſcht, die nach Frau Burchards Anſicht geradezu vollkommen war. Otto war ſehr unterhaltend und witzig. Er kehrte zu ſeiner Mutter Freude ſeine angenehmſte Seite heraus und behielt alles das für ſich, was ſie als ſeine beunruhigenden Gedanken bezeichnet hatte. Sie kam nicht auf die Idee, daß es bei ihm nur auf der Oberfläche ſchimmere und glänze, während die Tiefe dunkel ſei. Aber in

Wahrheit verhielt es ſich ſo. Er redete nur mit dem Munde, im Herzen ſchwieg er. Er wußte nicht, was es war, aber die Seele ward ihm nicht erwärmt durch Nataliens Reize, und er verglich ſie unwillkürlich in ihrem geſchmackvollen Anzuge und in ihrer gebildeten Unterhaltung mit dem Liefermädchen, das nichts für ſich hatte, als die Natur.

Der Abend verlief ſehr lebendig. Natalie erklärte ſich entzückt von ihrem Zimmer mit dem Pianino, ſie ſetzte ſich an den Flügel im Salon und ſpielte einige Bravourſtücke von Liſzt und die Polonaiſe von Chopin. Otto verſtand ſich auf Muſik und lobte mit aufrichtiger Anerkennung, nur geſtand er nicht ein, was ihm hauptſächlich bei ihrem Spiel aufgefallen war: daß ſie nämlich alles gelernt hatte. Er benahm ſich ſehr gewandt und war ſehr liebenswürdig, nur einen einzigen Fehler beging er und tadelte ſich deshalb ſogleich. Die Zunge ging ihm einmal durch, und er ſagte, daß erſt der Geſang die Muſik zu dem ergänze, was ſie ſein ſolle, das Klavier an ſich aber todt ſei und nicht ſowohl Töne hervorbringe, als vielmehr Töne nachahme.

Natalie erhob ſich bald darauf in unauffälliger Weiſe und war auch nicht zu bewegen, wieder am Flügel niederzuſitzen.

Als Otto dieſen Abend ſchlafen ging, fühlte er einen leichten Druck auf ſeinem Herzen.

Ich möchte mir doch Land und Leute hier anſehen, ſo gut es in der Geſchwindigkeit geht, ſagte Dr. Eckberg am folgenden Morgen. Man hat doch ein anderes und beſſeres Urtheil über die Lage der arbeitenden Klaſſen, wenn man ſie ſelbſt beobachtet hat, und hier iſt die beſte Gelegenheit, die Hausinduſtrie kennen zu lernen.

Herr Burchard zuckte die Achſeln. Ich möchte nicht ſehr dazu rathen, erwiderte er. Wir müſſen da in Zimmer mit ſchlechter Luft hineinkriechen. Erfreulicher wäre gewiß eine Bergpartie.

Aber Dr. Eckberg blieb bei ſeinem Vorſatz und auch Natalie erklärte, daß ſie ſich ſehr für die Hausinduſtrie intereſſire. So ward denn am Nachmittage angeſpannt und die Fahrt nach den Ortſchaften der Fabrikanten und Arbeiter angetreten. Nur Frau Burchard blieb zu Hauſe. Ihre Nerven erlaubten ihre ſolche Partien nicht.

Das iſt doch wirklich ein geſegnetes Land, ſagte Dr. Eckberg, indem er ſich behaglich im Wagen zurücklehnte und den Rauch ſeiner Havanna durch die Naſe blies. Dieſe köſtliche friſche Butter! Solch ein Rehrücken, gleich in nächſter Nähe aus dem Walde geholt. Solche Forellen, die noch vor einer Stunde im Gebirgswaſſer gezappelt haben. So etwas hat offenbar der alte Horaz gemeint, wenn er das Landleben gegenüber der Stadt Rom herausſtreicht. — Was lachen Sie, Otto? Sie werden doch erſt recht paterna rura, die vom Vater ererbten Grundſtücke, zu ſchätzen wiſſen.

Ich dachte an einen Vers, den ich vor Jahren einmal gehört habe, ſagte der junge Mann. Er iſt nicht von Horaz, ſondern von einem der Bewohner dieſer Gegend, der die Tafelgenüſſe der Arbeiter ſchildern wollte. Der Vers heißt: Kartoffeln in der Früh, des Mittags in der Brüh, des Abends mit dem Kleid, Kartoffeln in Ewigkeit.

Na, ſo ſchlimm wird es wohl nicht ſein, entgegnete Dr. Eckberg, während Herr Burchard die Lippen zuſammenpreßte. Überall iſt doch eine Zunahme des Volkswohlſtandes in Folge der ſteigenden Civiliſation wahrzunehmen, und der Vers wird vor langen Jahren von einem der Unzufriedenen, die es ja immer giebt, gemacht worden ſein. Ich ſollte meinen, fuhr er fort, indem er mit der Hand auf den Wald wies, daß hier eine ungemein günſtige Lage gerade für die Spielwaaren-

Induſtrie gegeben wäre. Die Leute wohnen ja inmitten des Materials, das ſie gebrauchen.

Gewiß, das iſt auch ſo, ſagte Herr Burchard.

Wie hoch ſtellt ſich denn das Holz wohl? fragte der Rechtsanwalt, indem er ſein Notizbuch hervorholte.

Es iſt ſehr verſchieden, ſagte Herr Burchard. Es wird meiſtens in öffentlicher Auktion verkauft. Der Raummeter weiches Werkholz in Scheiten, wie die Fabrikanten es gebrauchen, ſtellt ſich im Durchſchnitt etwa auf dreizehn bis vierzehn Mark.

Iſt das theuer? Ich habe keinen rechten Maßſtab dafür.

Es iſt nicht billig, ſagte der Kaufmann. Vor etwa funfzehn Jahren, als noch nach der Regierungstaxe verkauft wurde, war der Preis nur drei bis vier Mark.

Der Wagen fuhr bergan und faſt ohne Geräuſch auf der ebenen Straße. Der Kutſcher hatte das Geſpräch gehört und drehte ſich um. Das Holz koſtet gar nichts, ſagte er, indem er ein Auge zudrückte.

Wieſo? Gar nichts? fragte der Rechtsanwalt.

Hier in der Gegend ſagen ſie nicht Holz, ſondern Hol'S, bemerkte der Kutſcher mit verſchmitztem Lächeln.

Was ſoll das heißen?

Sie ſtehlen's, ſagte der Kutſcher. Die Leute wollen doch auch was verdienen, und wenn . . .

Bekümmern Sie ſich um Ihre Pferde, Johann, befahl der Kaufmann, ihn unterbrechend.

Dr. Eckberg bemerkte, daß ſein Freund Burchard ärgerlich war. Er fragte deshalb nicht weiter und machte ſich ſtillſchweigend Notizen. Er war Geſchäftsmann genug, um die Lage der Dinge zu durchſchauen, aber es war ihm doch zu wichtig für ſeine volkswirthſchaftlichen Kenntniſſe, die Hausinduſtrie kennen zu lernen, als daß er auf die Fahrt zu den Arbeitern hätte verzichten mögen. Da mußte die Rückſicht auf die Gefühle des Kaufmanns zurücktreten.

Der Weg ſtieg noch immer an, durch Tannen und Fichten ging es bis zur Höhe, ſodann ſenkte ſich die Straße und führte in leichter Krümmung durch eine Thalſchlucht, bis ſich plötzlich bei einer ſcharfen Biegung das freundlichſte Thal zeigte. Sohle und Gelände waren mit Häuschen überdeckt, die aus der Ferne ſchmuck und hell im Grün eingebettet lagen. Ein heiterer Friede ruhte über der Landſchaft.

Ei, wie hübſch iſt das! ſagte Natalie.

Es iſt der Ort Fichtenau, hier wohnen die Schachtelmacher und Griffelmacher, ſagte der Kaufmann. Wir wollen das Thal durchfahren, dann links den Berg hinan und im Bogen nach Zellberg, wo die Fabrikanten der Puppen und Inſtrumente wohnen.

Laſſen Sie uns doch eins der Häuschen in der Nähe betrachten, entgegnete Dr. Eckberg.

Auf ſeinen Wunſch hielt der Wagen am Gelände, und die Geſellſchaft ſtieg einige hundert Schritte hinan, zu dem Platze, wo das nächſte kleine Gebäude an den Berg geklebt ſtand und in einiger Entfernung ein Steinbruch zu ſehen war. Schon von weitem war ein mißtönendes Kreiſchen und Pochen zu vernehmen, und das Häuschen verlor mehr und mehr ſein freundliches Ausſehen, bis es ſich ſchließlich in der Nähe als eine Hütte zeigte. Die Geſellſchaft trat in die Thür ein. Ein dichter Staub quoll ihnen entgegen, ſo daß Natalie zurückprallte. Zwei Männer, ein alter und ein junger, ſägten den Griffelſtein. Beide ſahen kaum menſchenähnlich aus, ihre Hemden waren zerriſſen, ihre Hoſen bunt zuſammengeflickt, der Schweiß lief ihnen über Stirn und Nacken und bildete, mit dem Staube vermiſcht, ſchwärzliche Kruſten.

Warum macht ihr Leute nicht das Fenſter auf? fragte Dr. Eckberg, der faſt erſtickte.

Der Alte hielt in der Arbeit inne, richtete ſeine blöden Augen auf den Frager und ſagte: Der Stein verträgt keinen Wind. Dann griff er von neuem zu.

Die Hütte war kaum drei Meter lang und breit und ſo niedrig, daß Otto's ſchlanke Figur mit dem

Kopfe beinahe an die Decke ſtieß, Löcher und Spalten waren in den Wänden zu ſehen. In dem Winkel gegenüber den Sägenden waren eine zerlumpte Frau und ein Junge an einer Maſchine beſchäftigt, welche den ſtoßenden Laut verurſachte, den man von ferne vernommen hatte. Die Beſucher konnten nicht weiter forſchen, die Luft war ihnen unerträglich. Raſch legte Dr. Eckberg ein Goldſtück auf die Maſchine, und dann zog ſich die Geſellſchaft eilig und ſtumm zurück. Dr. Eckberg fragte nicht nach dem Preiſe der Griffel, er hatte genug geſehen.

Sie haben recht, das iſt nicht erheiternd, ſagte er im Hinabſteigen zu dem Kaufmanne, wir wollen weiterfahren.

Das freundliche Thal, das hinter lächelnder Maske ſo ſchreckliche Geheimniſſe barg, lag bald hinter ihnen, und nach einer halben Stunde erreichten die ſchnellen Pferde den Ort Zellberg, der auf der Höhe lag und aus zuſammengedrängten Häuſern beſtand.

Hier ſcheint doch mehr Wohlſtand zu herrſchen ſagte Dr. Eckberg, und auf ſeine Bitte hielt der Wagen vor einem der anſehnlichſten Gebäude, einem zweiſtöckigen Hauſe. Otto hatte ſeine eigenen Gedanken beim Beſuche dieſes Ortes. Zellberg war für ihn mit einem poetiſchen Hauche verklärt, es war Paulinens Heimath.

Würde das Geſchick es nicht etwa ſo lenken, daß er dem Mädchen begegnete? Er ſah Natalie mit einem unſichern Blicke an, gleich als müſſe er ſie um Entſchuldigung bitten, ohne zu wiſſen, warum. Das Geſchick ſchien ihn aber in der That zum Beſten haben zu wollen, denn beim Ausſteigen hörte er, wie ſein Vater ſagte: Dies iſt, wenn ich nicht irre, das Haus des Geigenfabrikanten Zink —, und das Herz klopfte ihm, als er dieſe Worte vernahm. Die Geſellſchaft trat ein und fand ſich, nachdem der Kaufmann an die Thür rechter Hand geklopft hatte, in einem Zimmer, das von ſcharfem Geruch und Dunſt von Leim, Firniß und Farbe erfüllt war. Ein Mann, deſſen Haar ſchon grau war, eine Frau, ein krummes, ſteinaltes Mütterchen, ein junger Menſch und zwei Kinder von zehn bis zwölf Jahren waren in haſtiger Arbeit, welche ſie auch beim Eintreten der Fremden nicht unterbrachen, außer dieſen aber noch ein junges Mädchen, welches wie erſtarrt ſtehen blieb, als es den Beſuch erblickte. Otto erkannte ſeine Pauline, und ſie erkannte ihn. Zunächſt mochte ſie vom Gefühl der Scham ergriffen werden. Bei der großen Hitze in dem überfüllten Zimmer und bei der eifrigen Arbeit waren Alle ſehr wenig bekleidet, und Pauline hatte ſelbſt ihr Mieder abgelegt. Nun fühlte ſie die Blicke der Fremden, unter denen eine elegante Dame war, und erglühend warf ſie das Holz, welches ſie in der Hand hatte, zur Seite und ſuchte nach einem Kleidungsſtück, um ſich zu bedecken. Aber der Vater, dem ſie behülflich ſein ſollte, vermißte in demſelben Augenblicke den Griff, den ſie ihm leiſten ſollte. Es war, wie wenn in einer Maſchine plötzlich ein Rad ausfiele und dadurch den ganzen Betrieb hemmte. Er erzürnte ſich.

Dies iſt kein Geſpaß! rief er, und zugleich verſetzte er mit dem Fiedelbogen, den er zur Hand hatte, dem Mädchen, das ihm den Rücken wandte, einen Hieb über die nackten Schultern, daß ſie laut ſchrie und ein rother Strich in der weißen Haut auflief.

Otto war bereits durch die eigenthümliche Verflechtung der Umſtände, die ihm das liebe Mädchen inmitten ſolcher kläglichen Verhältniſſe und in Gegenwart Nataliens vor Augen führten, nervös geworden, und die Rohheit des Vaters Zink brachte ihn jetzt ganz außer ſich.

Menſch! rief er, und dabei faßte er den Alten am Kragen ſeines Hemdes, wie können Sie das arme Kind ſo ſchlagen!

Der Alte machte ſich los und ſah ihn mit böſem Blicke an. Wir kennen hier kein Geſpaß, ſagte er mürriſch und griff inſtinktmäßig wieder an einer halb fertigen Geige herum. Aber die Arbeit war geſtört, das alte Großmütterchen wie die Kinder waren aus dem Text gekommen, ſahen beſtürzt auf die Szene zwiſchen dem Vater und dem eleganten jungen Herrn und betrachteten ſtaunend Nataliens Toilette. Um ſeinen Gäſten fernere unangenehme Auftritte zu erſparen, miſchte ſich jetzt Herr Burchard ein und knüpfte mit dem Fabrikanten ein Geſpräch an. Er erkundigte ſich nach den Herſtellungskoſten der Geigen und verabredete alsdann einen Preis, der über die Erwartungen des Fabrikanten hinausging und dieſen in eine ſehr zufriedene Stimmung verſetzte. Inzwiſchen hatte Otto Gelegenheit gefunden, dem Mädchen, welches mit unterdrücktem Weinen zur Seite ſtand, unbemerkt einige Worte zuzuflüſtern. Es drängte ihn, Pauline zu tröſten, er war empört über ihre traurige Lage, und in dieſem Augenblick hatte er die feſte Abſicht, dies reizende und ſo ſchmählich mißhandelte Geſchöpf glücklich zu machen. Pauline ſah ihn, als ſie ſeine Stimme dicht an ihrem Ohr vernahm, mit ihren ſprechenden Augen zärtlich und dankbar an und nickte ihm zu.

Nach kurzem Aufenthalt entfernte ſich die Geſellſchaft wieder und trat die Heimfahrt an. Obwohl man nur wenig von den Zuſtänden der Induſtriebezirke zu ſehen bekommen hatte, genügte dies wenige doch ſchon, um

Dr. Eckberg ſehr nachdenklich zu machen. Er ſprach auf dem Heimwege viel von der Nothwendigkeit größerer Bildung, die dem armen Volke die Mittel zu beſſerem Erwerbe verſchaffen müßte, aber es kam Otto ſo vor, als ob er mit dem Ausſprechen dieſer Anſicht wohl nur einen Konflikt in ſich ſelber ausgleichen wollte. Natalie ſagte gar nichts. Sie hatte die Hütte des Griffelmachers und das Haus des Geigenmachers als etwas Widerwärtiges betrachtet, das ſich zum Glück nur ausnahmsweiſe zeigte. Das ruhige Weſen jedoch, die gelaſſene Aufmerkſamkeit, welche ſie den Darlegungen ihres Vaters widmete, und die heitere Miene, welche ſie zur Schau trug, bedeckten ein reifliches und tiefes Sinnen, und als ſie ſich dieſen Abend auf ihr Zimmer zurückzog, ging ſie, obwohl es elf Uhr geworden war, noch nicht zu Bette, ſondern ſetzte ſich, nachdem ſie die Lampe ausgelöſcht hatte, ans Fenſter und blickte in den Mond.

Natalie wußte ſehr genau, welche Bedeutung ihr Beſuch im Burchardſchen Hauſe hatte. Sie ſelber war, ohne daß weder ihr Vater noch auch die Familie Burchard ſich darüber klar geworden waren, die bewegende Kraft bei den Verhandlungen über dieſen Beſuch geweſen. Sie erinnerte ſich von alten Zeiten her in liebevoller Weiſe ihres Spielgefährten Otto. Gleichwohl betrachtete Natalie das ſchwermüthige Nachtgeſtirn, welches ſeine breite Sichel dort über dem dunklen Walde zeigte, nicht mit den romantiſchen Gefühlen, welche der nachtwandelnden Göttin ſonſt wohl von Liebenden geweiht werden. Natalie trug unter den ſchön geſchwungenen dunklen Brauen leuchtende Augen, welche von leidenſchaftlichen Empfindungen reden konnten, aber hinter dieſen Augen wohnte ein kühler Verſtand. Sie betrachtete den Mond mehr als einen feſten hellen Punkt in der allgemeinen Dunkelheit, welcher ihren Gedanken einen Ruhepunkt bot. Es war ihr nicht entgangen, daß Otto ihr nicht jene ſchwärmeriſche Gluth entgegenbrachte, welche im allgemeinen ſo wohlthuend auf weibliche Herzen wirkt, aber ſie ward dadurch in ihrem Plane nicht unbedingt erſchüttert, wenn ihr die Thatſache auch zu denken gab.

Natalie war eine ſchöne Erſcheinung, ſie war das einzige Kind eines Vaters, der als vermögend und einflußreich galt, ſie beſaß ſeit mehreren Jahren keine Mutter mehr, und es hätte merkwürdig zugehen müſſen, wenn ſie nicht die Aufmerkſamkeit heirathsluſtiger Herren erregt haben ſollte. Und wirklich hatte ſich ihr im Laufe der letzten drei Jahre etwa fünf bis ſechs Male die Gelegenheit geboten, die Huldigungen zu verſtehen, welche ihr dargebracht wurden. Aber ſie hatte dieſe Gelegenheiten nicht benutzt, ſie war den Erklärungen ausgewichen. Zweimal hatte ſie ſogar geradezu einen Korb gegeben. Natalie hatte Sinn für die Annehmlichkeiten eines eleganten Daſeins, ſie hatte Verſtändnis und Liebe für die Kunſt, aber ſie fühlte nicht den Drang nach ſolchem Beſitz, welcher für den köſtlichſten im Leben einer Frau gehalten wird, und ſie wunderte ſich oft über den ihr geheimnisvollen Trieb, der andere junge Mädchen dazu vermochte, ſich ſogar Schwierigkeiten und Leiden auszuſetzen, nur um zu lieben und geliebt zu werden. Natalie hatte die Bemerkung gemacht, daß die meiſten der ihr bekannten Damen viele Leiden in der Ehe zu erdulden hatten, und beſonders war ihr aufgefallen, daß einige ihrer Freundinnen, welche ſich verheirathet hatten, ſich nicht mehr der blühenden Geſundheit erfreuten wie in ihren ledigen Tagen. Sie hatte dieſem Punkte ihre beſondere Aufmerkſamkeit zugewandt, und es war ihr klar geworden, daß die Phyſiologen, welche das Leben der höheren Stände als ein den Anforderungen der Natur wenig angemeſſenes bezeichneten, nicht ganz Unrecht hätten. Natalie hatte viel über Frauenärzte zu hören bekommen, ſie ſchätzte die hohen Verdienſte der Spezialiſten, aber ſie wünſchte nicht, für ihre Perſon deren nähere Bekanntſchaft zu machen.

Bei alledem hätte ſie doch gern ihren ledigen Stand verlaſſen. Sie konnte von ihrem Vater nicht verlangen, daß er ſich ihr in der Weiſe widmete, wie ein Gatte dies zu thun verpflichtet war, ſie dachte mit Abneigung an ſpätere einſame Jahre, ſie hätte ſo gern jemanden gehabt, der ihr die Freiheit der Bewegung verſchafft und ihr Schutz im Drange des Lebens gewährt hätte. Wie verwickelt und unbegreiflich war doch die Welt, daß ſie ſtets das Unangenehme mit dem Angenehmen verknüpfte; wie ſchlimm war es doch, ein Weib zu ſein und dergeſtalt nur als ein Halbes, ein Unvollkommenes, ein Unberechtigtes durch dieſe Welt zu gehen! Und in dieſem Zwieſpalt der Gefühle dachte Natalie mit Sympathie an Otto, deſſen Charakter ſie mit feinem Inſtinkt ſchon als Kind begriffen hatte. Er war, wie ſie nun mit Befriedigung einſah, wirklich der Mann, der ihr zuſagte, ein Mann in vorzüglicher Lebensſtellung, von ſehr vortheilhafter Erſcheinung, feiner Bildung und ohne Energie. Sie durfte hoffen, daß ein ſolcher Gemahl ſie glücklich machen würde.

Während Natalie ſolchen Betrachtungen nachhing und ſich nebenbei vornahm, am folgenden Morgen ein Aquarellbild anzufangen, welches die Mondlandſchaft dieſer Nacht wiedergeben ſollte, wartete Otto auf ſeinem Zimmer in großer Erregung auf die völlige nächtliche Stille des Hauſes. Er wollte alsdann hinaus und den

Waldpfad hinanſteigen zu Paulinens Wohnung. Unabläſſig ſtellte ſich ſeinem Blick das gute liebe Kind mit den rührenden Formen vor, dieſe weiße Haut des Rückens, die von dem grauſamen Hiebe aufſchwoll. Er mußte die Arme tröſten, mußte ſeine Lippen auf die ſchmerzende Stelle preſſen. Sie hatte ihm zugenickt, gewiß, ſie würde ihn erwarten.

Er kleidete ſich in einen dunkelgrauen Anzug, der am beſten geeignet war, ſeine Geſtalt unauffällig zu machen, nahm einen derben Stock zur Hand und ſchlich, als ſich nichts mehr im Hauſe rührte, die mit einem Teppich belegte Treppe hinab und zur Hinterthür hinaus. Dann ging er mit weiten ſchnellen Schritten durch den Park und den Pfad bergan. Ein mildes Dämmerlicht lag auf der Landſchaft, ſeine Augen unterſchieden nach kurzer Zeit die ihn umgebenden Gegenſtände deutlich genug, und als es auf dem kleinen Kirchthurme von Zellberg Mitternacht ſchlug, befand er ſich ſchon in der Nähe des Zinkſchen Hauſes. Er war im Bogen um die Ortſchaft herumgegangen und kam von der Bergſeite her, ein Wäſſerchen überſpringend, an das Haus heran, hinter deſſen Rückſeite keine Gebäude mehr ſtanden. Ein kleiner Garten lag vor ihm, welcher der Familie zur Kartoffelzucht und ſonſtigen nützlichen Zwecken diente. Otto blieb am Zaune dieſes

Gartens ſtehen und ſpähte nach dem Mädchen aus. Ob ſie ihn wohl erwartete? Er dachte mit dringender Sehnſucht an ſie. Das Mitleid hatte ſein Herz völlig geöffnet, und er war entſchloſſen, alles aufzubieten, was in ſeinen Kräften lag, um das arme reizende Weſen aus ſeinem Elend zu erheben und glücklich zu machen. Die Unterſchiede, welche der Reichthum und die Bildung zwiſchen ihnen Beiden als Schranken errichtet hatten, wurden klein und unbedeutend vor ſeiner Sehnſucht, und er ſah nur noch das Natürliche. Sie beſaß, was ihm fehlte. Sie war lieblich und anmuthig, er wollte den Diamanten, den er im Schlamm gefunden, für ſich gewinnen, er erſchien ſich ſelbſt als der Prinz im Märchen, der das Schäfermädchen auf den Thron hob.

Und wirklich hatte ſie ihn erwartet. Nachdem er kurze Zeit nach ihr ausgeſpäht und einen Theil des Gartens umgangen hatte, ſah er eine weibliche Geſtalt ſich aus dem Schatten am Hauſe loslöſen. Sie war ſeiner Aufforderung gehorſam geweſen, und mit aufſchwellendem Herzen empfand er die Gewalt, die er über ſie ausübte. Ja, ſie war diejenige, die er lieben mußte, ſie war das Mädchen, das ihm gehörte, keine Verſtellung, keine Koketterie beeinträchtigte ihren Reiz, ſie beſaß ihm gegenüber keinen Stolz, keinen Ehrgeiz, nur das Verlangen, ihm gehorſam zu ſein.

Er ging ihr entgegen, faßte ſie an der Hand, umſchlang ſie unter zärtlichem Flüſtern und küßte ſie auf die Stirn, während ſie ihren Kopf ſchamhaft an ſeine Bruſt lehnte. Und ſo führte er ſie vom Garten weg, dem Walde zu, aus dem er hervorgekommen war. Sie ſchmiegte ſich an ihn, ſie folgte der Führung ſeines Armes und dann ſetzten ſie ſich am Rande des Baches unter den Äſten einer Edeltanne nieder. Leiſe plätſcherte das Waſſer, hier und dort blitzte das Mondlicht in den ſich kräuſelnden Wellen auf. Vom Dämmerlicht umfloſſen, im lauen Hauche der Sommernacht, vergaßen ſie den Drang und Kampf der Welt und plauderten glückſelig mit einander. Sie bot ihre Lippen, ihren Hals folgſam ſeinen Küſſen dar, und in ihrem Lächeln, ihrem Erröthen, ihrer Verwirrung las er nichts als den Wunſch, ihm zu gefallen, nichts als zärtliche Ergebenheit und Liebe.

Als Otto am folgenden Morgen zum gemeinſamen Frühſtück in das Gartenzimmer trat, war er in wahrhaft kampfluſtiger Stimmung. Er war entſchloſſen, mit der Tradition zu brechen und glücklich zu werden. Er gedachte, Natalien höflich aber kühl zu behandeln, um bei ihr wie bei den Eltern die Illuſion, er bewerbe ſich um ſie, gründlich zu zerſtören, und er beabſichtigte, im Laufe des Tages ſeiner Mutter geradezu zu erklären, er denke nicht daran, ſeine Freiheit zu opfern; das Weitere würde ſich dann ſchon finden. Pauline wollte er auf keinen Fall aufgeben.

Natalie hatte noch die geſtrige Fahrt und den Auftritt beim Geigenmacher im Sinne, und ihr ruhiger ſcharfer Blick, mit dem ſie Otto beim Frühſtück beobachtete, ließ ſie allerhand leſen. Er war eine Natur, der die Verſtellung niemals hatte gelingen wollen, ſein Geſicht war wie ein offenes Buch. Es entging Natalie nicht, daß er heute Morgen ein ganz anderer Mann war als die Tage vorher. Sie kannte das Wechſelnde in ſeinem Benehmen ſchon aus früheren Jahren, er war ein Menſch, der unter den verſchiedenen Ereigniſſen immer wieder als ein anderer erſchien. Heute Morgen war er angeregt, unterhaltend und ſprach ſich mit einer Beſtimmtheit aus, die ihm ſonſt fremd war.

Biſt Du ſo liebenswürdig, mich durch den Garten zu führen? fragte ſie ihn nach dem Kaffee, während er ſeine Zigarre rauchte.

Mit dem größten Vergnügen, erwiderte er.

Die geſtrigen Erlebniſſe haben mich wahrhaft erſchüttert, ſagte Natalie, während ſie beide durch die duftreichen Gänge des Parks hinſchritten, in welchem das thaufriſche Gras gemäht wurde. Was ich nicht begreife, iſt, daß ſich dieſe armen Leute nicht lieber umbringen, als eine ſolche Exiſtenz weiter fortzuſetzen. Wenn ich in die Lage gebracht würde, wie dieſe Griffelmacher, Schachtelmacher und all das Volk leben zu müſſen, ſo würde ich ganz gewiß am erſten Tage ins Waſſer gehen oder mich aufhängen.

Otto blickte ſie verwundert an. Er hatte nicht erwartet, daß Natalie ſo regen Antheil an den armen Leuten nähme. Sie war geſtern ſcheinbar unbewegt geblieben. Aber dann fühlte er auch, indem er ihr in die blitzenden Augen ſah, daß ſie wirklich im Stande war, zu thun, was ſie ſagte. Natalie würde einem elenden Leben raſch entſchloſſen ein Ende gemacht haben.

Es iſt die Gewohnheit, erwiderte er. Alles, was wir ſehen und hören, thun und erdulden, hat ja keine Bedeutung an ſich, ſondern beſteht nur vergleichsweiſe. Ich kann mir denken, daß es Weſen giebt, welche das glücklichſte Leben des bevorzugteſten Erdenbewohners ſo anſehen, wie Du das Leben des armen Griffelmachers anſiehſt.

Ja, Du faſſeſt die Dinge von einem höheren Standpunkte aus auf, ſagte ſie. Du biſt ein Philoſoph. Du hatteſt ſchon, als Du noch in die Sekunda gingſt, eine merkwürdige Ueberlegenheit des Urtheils. Ich habe das erſt ſpäter recht erkannt, als ich ſo viele andere junge Herren kennen lernte. Lieber Himmel, wie ſelten ſind doch die Männer von wahrhafter Originalität! Die ganze Heerde beſteht aus Wiederkäuern. Was einer vorgedacht hat, denken ſie alle nach. Es iſt recht langweilig in der Geſellſchaft, und ein junges Mädchen, welches das merkt und ſeine eigene Anſicht nicht ſorgfältig verbirgt, das macht ſich unbeliebt.

Otto fühlte ſich durch dieſe Bemerkungen ſehr angenehm berührt. Natalie war doch wirklich kein ganz gewöhnliches Mädchen. Es ließ ſich ein vernünftiges Wort mit ihr reden. Seine Kampfluſt ſchwand unmerklich hinweg.

Ja, ſagte er, Du haſt ganz recht. Die Geſellſchaft verzeiht alles, nur nicht geiſtige Ueberlegenheit. Kein ſichereres Mittel ſich verhaßt zu machen, als eigenes Denken und ſelbſtändiges Sprechen.

Ja, und doch, fuhr Natalie fort, und doch iſt es noch ſehr verſchieden. In einer Stadt wie Berlin iſt es wohl immer noch ganz anders als an kleinen Orten. Offen geſtanden, die Geſelligkeit hier, dieſes Cliquenweſen unter den gut eſſenden und ſanft ſchlafenden Villenbewohnern muß ſchrecklich ſein. Verſteh' mich nicht falſch, Otto. Deine Eltern ſind ja reizend liebenswürdig und ich wäre höchſt undankbar, wenn ich . . .

O beſte Natalie, ſagte er lachend, genir' Dich mir gegenüber nicht. Ich denke ganz wie Du. Es herrſcht hier ein enorm philiſtröſer Ton. Und meine Eltern — ich liebe und verehre ſie im höchſten Maße — aber man kann ja unmöglich Theilnahme an den idealen Intereſſen der großen Welt von Leuten verlangen, die lange Jahre ſo im Winkel geſeſſen haben.

Natalie lachte mit ihm. Es iſt mir eine wahre Erquickung, einmal frei heraus reden zu können, ſagte ſie. Deshalb verführte ich Dich auch zu dieſem Spaziergange unter vier Augen. Weißt Du, Otto, Du biſt kein Menſch für kleine Verhältniſſe. Haſt Du wirklich die Abſicht, dermaleinſt hier das Geſchäft fortzuführen?

Ich habe eigentlich die Abſicht nicht, aber man flößt ſie in mich hinein. Was ſoll ich machen? Ich bin der einzige Sohn. Mein Vater wünſcht es ſo ſehr. Er will ſich in einiger Zeit vom Geſchäft zurückziehen, und dann muß ich es wohl oder übel übernehmen.

Das iſt nicht richtig, entgegnete Natalie mit energiſchem Kopfſchütteln. Bei der Aufopferung kommt nichts heraus. Ich habe immer geſehen, daß es ein Fehler iſt, wenn man einem Andern zu Gefallen gegen ſeine eigene Natur handelt. Ich ſollte meinen, für Deine

Fähigkeiten gäbe es höhere Ziele. Warum kommſt Du nicht nach Berlin? Widme Dich der Politik. Das wäre ein Ziel, ehrenvoll und wahrhaften Eifers würdig. Du haſt die ganze Welt geſehen und willſt Dich hier in den Käfig ſtecken laſſen? Dazu brauchteſt Du nicht vorher ſo viel zu lernen. Das Geſchäft hier führt Dir auch ein Prokuriſt, den Du gut bezahlſt. Ein Mann wie Du gehört ins Parlament.

Otto betrachtete die ſchöne junge Dame, welche mit ſolcher Entſchiedenheit redete, in einer gewiſſen Bewunderung. Er mußte ſich ſagen, daß ſie Recht habe. Was ſchlummernd in ihm gelegen hatte, das brachte ſie erſt ans Licht, ſo daß er erſtaunt war, nicht ſelbſt ſchon ſolche Pläne gefaßt zu haben. Gleichwohl machte er zögernd Einwendungen. Er wollte nicht eingeſtehen, daß ſie ihn plötzlich auf ganz neue Ideen gebracht habe.

Dazu gehört ſehr viel, ſagte er. Um ſo hoch zu ſtreben, bedarf es doch bedeutender Anlagen. Ich habe wohl an ſo etwas gedacht, denn wer die ſtaatlichen Einrichtungen anderer Länder kennt, kritiſirt unwillkürlich die heimiſchen. Aber ich möchte doch bezweifeln, daß ich im Stande wäre, unter den Auserwählten der Nation mitzuarbeiten, ſelbſt wenn mein Anſehen groß genug wäre, um mir einen Sitz einzutragen.

Ach, lieber Otto, ſagte Natalie lächelnd, Du ſtellſt Dir das viel zu hoch vor. Ich kenne ſo viele Parlamentarier. Du kannſt mir glauben. Sagt doch ſelbſt Schopenhauer, unſer großer Feind, daß die Frauen den Männern in ſchwierigen Angelegenheiten Rath geben könnten, weil ſie in den Dingen nicht mehr ſähen, als wirklich da ſei, während die Männer leicht das Vorhandene vergrößerten und Imaginäres hinzufügten.

Otto lachte herzlich. Er ging eine volle Stunde mit Natalie ſpazieren und fand, daß ſie eine ſehr intereſſante Geſellſchaft abgebe. Ein durchaus unchriſtlicher Gedanke kam ihm während der Unterhaltung mit ihr. Er dachte nämlich, daß es doch eine vortreffliche Einrichtung wäre, wenn wohlhabende Männer die Erlaubniß hätten, nach mohamedaniſcher Sitte mehrere Frauen zu haben. Natalie als Freund und Vorſtand des Haushalts, Pauline aber als Freundin ſeines Herzens würden ſich vortrefflich für ihn eignen, während keine von beiden ihm als einzige Gattin genügen konnte. In Nataliens Nähe fühlte er, was Pauline fehlte. Er konnte ſie niemals in die Geſellſchaft einführen, ſie konnte unmöglich repräſentiren. Dagegen konnte er Natalie nicht lieben.

Dr. Eckberg war abgereiſt, Natalie aber war geblieben, und ſie ſpielte eine Rolle im Burchardſchen Hauſe, die mit jedem Tage bedeutender wurde. Sie verſtand es, zu gleicher Zeit die Eltern und den Sohn für ſich einzunehmen, indem ſie mit einem Jeden ſeine beſonderen Intereſſen theilte. Sie konnte über das, was Frau Burchard erfreute, nämlich über die Beſchaffenheit des Kaffees, des Thees und ſonſtige häusliche Angelegenheiten des Haushalts, ebenſogut reden wie über Schopenhauer, Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt; die Verhältniſſe der Spielwaareninduſtrie und der Klatſch unter den Villenbewohnern fanden bei ihr daſſelbe Verſtändnis wie Otto's hoch und weit fliegende Ideen. So kam es, daß ſie nach kaum drei Wochen gewiſſermaßen die Herrſchaft im Hauſe führte. Was ſie ſagte, war immer richtig. Und beſonders Otto fühlte ſich durch ihre Anweſenheit heimiſcher im Hauſe als je vorher. Sie beſaß die Kunſt, anderer Leute Verdienſte zur Geltung zu bringen, und Otto's Eigenſchaften ſchienen unter ihrer Leitung zu wachſen. Sie hatte es ſogar dahin gebracht, daß Herr Burchard ernſtlich den Plan erwog, ſeinen Sohn nach Berlin ziehen zu laſſen. Natalie ſprach mit ſolcher Sicherheit von den Vorzügen einer ſolchen Einrichtung und ſah den Kaufmann dabei mit einem ſo überlegenen Blick an, daß er ſich engherzig und kleinſtädtiſch vorkam, falls er hätte widerſprechen und dabei beharren wollen, daß Otto das Geſchäft übernehmen ſollte. Otto war ihr ſehr dankbar und wunderte ſich im Stillen darüber, daß er ſelbſt nicht auch ſchon daſſelbe erreicht habe. Dieſer Dankbarkeit that es keinen Eintrag, daß er mit immer wachſender Neigung an Paulinen hing, und wiederum ſeiner Liebe zu dem Liefermädchen war die Bewunderung für Natalie nicht hinderlich. Alle ſeine zärtlichen Gefühle wurden von dem ſchönen armen Kinde in Anſpruch genommen, und in ſeinem Streben, ſeinem Denken, ſeinem Ehrgeiz folgte er Nataliens Einfluß. Er fühlte ſich angeregt, glücklich in dieſer Zeit, der Zwieſpalt ſeines Innern ſchien ausgeſöhnt zu ſein. Allnächtlich ſchlich er ſich von Hauſe weg. Nur an wenigen Abenden hielten ihn Gewitter und Regengüſſe zurück. Pauline erwartete ihn in liebender Sehnſucht, und oft ſaßen ſie vereinigt auf dem Platze unter der Tanne am Bache, oder ſie gingen auch wohl in den Wald hinein und wandelten glücklich zuſammen im ſchützenden Dunkel. Pauline theilte ihm alle Wege mit, die ſie zu gehen hatte, und dann ſuchte er ſie auch am Tage auf, wenn die Gelegenheit günſtig war, begegnete ihr auf den Waldpfaden und freute ſich ihrer Lieblichkeit im Sonnenglanz.

Aber die Zeit verſtrich, Nataliens Beſuch neigte ſich zum Ende, und ernſthafte Überlegungen miſchten ſich in Otto's ſorgloſen Lebensgenuß, da ſeine Mutter ihm mehrfach zu verſtehen gab, daß es wohl Zeit ſei, an eine Entſcheidung zu denken. Er wich aus, er antwortete lächelnd, daß ihm Natalie ſehr gut gefalle, daß er aber den Zeitpunkt zu einer Erklärung ſelbſt wählen müſſe, und er dachte mit Unzufriedenheit an die Schwierigkeiten, die ihm aus dem Konflikt zwiſchen ſeinen Gefühlen erwuchſen. Da trat eines Tages ein unerwartetes Ereignis ein, welches eine entſcheidende Wendung herbeiführte.

Otto war in der Frühe des Morgens, wie er es liebte, in den Park gegangen und dachte auf ſeinem Gange mit träumeriſchem Wohlbehagen an die nächtliche Stunde zurück, welche er mit Pauline verbracht hatte, als ſich plötzlich in einem entlegenen Winkel des Parks die Geſtalt Paulinens ſelbſt vor ihm zeigte und ihm einen lebhaften Schrecken verurſachte. Denn ſie kam in trauriger und gebeugter Haltung ihm entgegen, das graue Tuch, mit welchem er ſie noch um Mitternacht geſehen, um die Schultern geſchlungen, Thränen in den Augen. Er eilte auf ſie zu, und ſie erzählte ihm mit ſchluchzender Stimme und dem Ausdruck der Verzweiflung, daß ſie von Hauſe entflohen ſei und ſeit langen Stunden ſchon, im Gebüſche verſteckt, auf die

Gelegenheit gewartet habe, ihn zu ſehen. Ihr Vater habe ihre heimliche Abweſenheit bemerkt und ſie bei ihrer Rückkehr mit grauſamen Schlägen empfangen. Mit Entſetzen ſah er eine Beule an ihrer Stirn und die Spuren der Mißhandlung auf ihren Armen, die ſie ihm weinend zeigte.

Ich kann nie wieder nach Hauſe gehen, er ſchlägt mich todt! O und die Schande! Alle im Orte werden es wiſſen! klagte ſie.

Ich verlaſſe Dich nicht, ich werde für Dich ſorgen, mein geliebtes Herz, ſagte er tief ergriffen, voll Zorn auf den Vater, der ſie mißhandelt hatte, voll Reue wegen der eigenen Verſchuldung.

Er zog ſie auf eine Bank, die verborgen im Buſchwerk ſtand, umfing ſie und küßte, während ihm ſelbſt die Thränen in den Augen ſtanden, die ſchmerzenden Stellen auf den weißen Armen. Ein herzzerſchneidendes Mitleid hatte ihn erfaßt, rührend wie nie zuvor erſchien ihm das arme Kind, und ein gewaltiger Anſturm von Beſtrebungen, ihr zu helfen, ſchwellte ſeine Bruſt. Er wollte alles aufbieten, ihr Loos zu verbeſſern und zu einem glücklichen zu geſtalten. Aber was wollte er thun? Was konnte er thun, um das Uebel wieder gut zu machen? Jeder Plan, der vor ihm auftauchte, erſchien ihm bei näherer Betrachtung als unausführbar.

Sein erſter Antrieb war, Paulinen an der Hand zu nehmen, ſie in das Haus zu führen und laut zu erklären: Dies iſt das Mädchen, welches ich liebe. Ich habe ſie unglücklich gemacht, ich will ſie wieder glücklich machen! Aber kaum ins Auge gefaßt, verſchwand dieſes Bild ſchon wieder. Es war ja ganz unmöglich, ſo zu handeln. Die nähere Betrachtung all' der kleinen Umſtände, welche in ihrer Geſammtheit die große That ausmachten, ließ den Plan als unausführbar erſcheinen. Er ſah das dürftig gekleidete Mädchen mit den nackten Füßen auf dem Teppich der eleganten Treppe, von den höhniſchen Blicken der verwunderten Domeſtiken gemeſſen — ſeine Eltern — Natalie — es war Unſinn. So ſehr zog das Elend nach unten, daß er ſelbſt ſeine Liebe vermindert fühlte in Betrachtung eines ſo mitleidwerthen Zuſtandes.

Er ſprach Pauline davon, daß er ſie ſelbſt nach Hauſe zurückbegleiten und ihrem Vater eine Erklärung geben wolle. Aber ſie wehrte unter erneuertem Weinen in lebhafter Furcht ab. Er verſprach ihr Geld zu geben, ſo viel ſie gebrauche, damit ſie ſich eine Unterkunft ſuchen könne, aber ſie erwiderte, daß niemand in der ganzen Gegend ihre Schande ſehen ſolle und daß ſie lieber ins Waſſer gehen würde. Er verſprach ihr, ſie nach der Station zu begleiten und ihr ausreichende

Mittel zu geben, damit ſie abreiſen und ſich anderswo heimiſch machen könne, aber er erkannte aus ihrer Antwort, aus ihrer Verlegenheit deutlich ihre Hilfloſigkeit. Solche Auswege gingen über den engen Kreis ihrer Anſchauungen hinaus, ſie war hier im Walde geboren und aufgewachſen und die Fremde war für ſie Rathloſigkeit und Verlorenſein.

Otto befand ſich in der äußerſten Verlegenheit, er war gleich ihr der Verzweiflung nahe. Wohl eine Stunde hatte er in Tröſtungen und Überlegungen zugebracht, und er erkannte, daß das arme reizende Kind, gleichſam gebunden in den engen Feſſeln ihrer Herkunft und ihrer Lebensweiſe, zu wenig Hilfsmittel in ſich ſelbſt fand, als daß er ihr auf irgend eine Weiſe hätte helfen können, die innerhalb ſeines Ideenkreiſes lag. Ja, wenn er ſie hätte begleiten wollen, da wäre ſie überallhin mit ihm gegangen, wäre vertrauensvoll ihm bis an die Enden der Erde gefolgt, aber allein vermochte ſie nicht einmal nach der nächſten Stadt zu fahren und ſich dort eine Wohnung zu miethen. Wie aber konnte er ſie begleiten? Welche Lächerlichkeit, welche unüberwindliche Schwierigkeit!

In dieſer Noth kam ihm ein Gedanke, den er zuerſt zurückwies, der aber beharrlich wiederkehrte, bis er aufgenommen wurde.

Bleib hier, liebes Kind, ſagte Otto, indem er aufſtand, ich komme binnen kurzem zurück.

Aber bitte, bitte, komm wieder! bat ſie ängſtlich.

Ich komme gewiß binnen kurzem wieder, verſicherte er, gab ihr noch einen Kuß und eilte von dannen. Er hatte einen Entſchluß gefaßt, er wollte mit Natalie reden. Sie war ſeine Freundin, ſie wußte immer Rath, ſie konnte allein helfen.

Es war noch immer früh für die Bewohner der Villa, die Uhr zeigte auf zehn Minuten vor acht, und Natalie war noch nicht erſchienen. Otto wartete eine Zeit lang im Vorflur, von wo aus er die Treppe überwachen konnte, und als er die junge Dame erſcheinen ſah, ging er ihr entgegen und bat ſie, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gewähren.

Als Natalie dies hörte und die Erregung wahrnahm, in welcher Otto ſich befand, dachte ſie ſogleich an die für ſie wichtigſte Angelegenheit und den Zweck ihres Beſuches. Die nahe Abreiſe — ſie wollte am nächſten Tage aufbrechen — hatte ihn entſchieden. Ihre Augen belebten ſich und ihre Wangen färbten ſich höher. Sicherlich wollte Otto ſie jetzt um ihre Hand bitten, und es lag ganz in ſeiner Natur, daß er dazu eine wenig paſſende Stunde benutzte, und ſie auf der Treppe anhielt, bevor ſie noch gefrühſtückt hatte, während ſie ihm alle Tage die bequemſte Gelegenheit bot, ihr ſein Herz auszuſchütten. Sie wunderte ſich nicht, ſie kannte ihn als einen Mann von hoher Idealität, der die gewöhnliche Art des Denkens und Handelns verſchmähte.

Sehr gern, erwiderte ſie, und ging an ſeiner Seite in den Garten, der ſich unmittelbar vor der Villa befand und im Schmucke üppiger Blumenbeete prangte.

Liebe Natalie, ſagte Otto, nachdem er eine kurze Weile in Befangenheit ſchweigend neben ihr dahingegangen war, unſer gemeinſamer Freund Arthur Schopenhauer behauptet, daß zwiſchen den Weibern von Natur Feindſchaft herrſche und insbeſondere die vornehmen ſtolz und ſchnöde gegen die niedriger ſtehenden aufträten. Wir haben Schopenhauer ſchon an mehreren Punkten als beſchränkt in ſeiner Anſicht und ungerecht in ſeinem Urtheil erkannt, und ich glaube, daß er auch hier ignorirt, wie edel manche Frauen ſind.

Verwundert ſah Natalie ihn an, ein Zug der Enttäuſchung glitt über ihr Geſicht und löſchte die Roſengluth ihrer Wangen zum Theil aus.

Es handelt ſich um eines jener unglücklichen Weſen, fuhr er fort, von denen Du ſagteſt, daß ſie beſſer thun würden, ſich umzubringen, als in ihrem Elende weiter zu leben. Eines jener Mädchen hat ſich an mich um

Hilfe gewandt, und ich weiß nicht, wie ich ihr helfen ſoll, denke aber, daß Du mit Deinem überlegenen Verſtande Auskunft wiſſen wirſt.

Und nun ſtellte er ihr Paulinens traurige Lage vor, indem er jedoch ſeine Erzählung ſo einrichtete, daß Natalie nur auf eine oberflächliche Bekanntſchaft zwiſchen ihm und Pauline ſchließen und glauben ſollte, eine gelegentlich dem Mädchen erwieſene Wohlthat habe ſie veranlaßt, ſich um Hilfe an ihn zu wenden.

Sie iſt hier im Park? Ich will ſie ſogleich ſehen, ſagte Natalie. Ihr Geſicht war kalt und ſtreng geworden, ſie ward keinen Augenblick getäuſcht, ſie vermuthete ſofort die Wahrheit, ſie las in ſeinem Geſichte ſo deutlich, als ob er ihr alles aufrichtig erzählt hätte.

Otto führte ſie zu der entlegenen Stelle des Parks, wo Pauline noch auf der Bank ſaß, den Kopf auf die Hand geſtützt. Als das Mädchen die Schritte hörte, blickte ſie auf, und als ſie die Dame in dem hellen Morgengewande ſah, ſprang ſie empor. Ihr trauriges weiches Geſicht erhielt ſofort einen anderen Ausdruck. Die Thränen verſchwanden und dafür zeigte ſich Trotz.

Natalie maß ſie mit kritiſchem Blick, und ihr Geſicht hatte faſt alle Farbe verloren, als ſie nun wieder auf Otto ſah, der in augenſcheinlicher Verwirrung daſtand. Sie hatte ſogleich das Mädchen im Hauſe des Geigenmachers wiedererkannt. Aber trotz des Schmerzes, den ſie empfand, beherrſchte Natalie die Lage. Sie fühlte, welcher Einfluß, welche Macht in ihrer Hand lagen.

Sie ſuchen eine Stelle, in welcher Sie beſſeren Verdienſt haben als bisher, ſagte ſie zu Pauline. Wir wollen darüber reden. Kommen Sie mit mir! Und Du, Otto, thuſt wohl am Beſten, uns allein zu laſſen.

Otto ward angenehm berührt durch die Sicherheit, mit welcher Natalie die Sache angriff. Die ganze mißliche Angelegenheit verwandelte ſich wie durch Zauberei in eine ganz natürliche Frage und verlor ihren Charakter heimlicher Schuld. Er entfernte ſich, nachdem er Pauline freundlich zugenickt hatte, und verlor ſich in den Gängen des Parks. Natalie aber ging, indem ſie Pauline aufforderte, die Spuren ihrer Thränen abzuwiſchen und ein freundliches Geſicht zu machen, mit dieſer auf geradem Wege der Villa zu. Pauline ging, obwohl ſehr betroffen und innerlich empört, doch dem ſtärkeren Willen gehorchend, ruhig mit.

Ohne ſich um die verwunderten Geſichter des Gärtners und eines Hausmädchens, die an der Thür ſtanden, zu bekümmern, ging Natalie mit ihrer Begleiterin in das Haus, die Treppe hinauf und in ihr Zimmer.

Otto wanderte während deſſen in einer wunderlichen Stimmung im Park umher. Irgend etwas war nicht in Ordnung in ihm, aber er wußte nicht, was, und er war nicht im Stande, es zu ändern. Das Bild Paulinens in ſeinem Herzen hatte eine Veränderung erlitten. Die Gegenwart Nataliens ſchien demſelben gleichſam die lebhafte Farbe ausgeſogen zu haben. Er war wie aus einem Traume erwacht. Die Wirklichkeit hatte ſtörend in die Gemälde ſeiner Einbildungskraft hineingeleuchtet und ſie zu ſchattenhaften Gebilden gemacht. Das Mädchen hatte gar zu hilflos, armſelig und beſchränkt vor der klugen und energiſchen Dame dageſtanden, und Otto hatte die Empfindung, daß es doch völlig unmöglich für ihn ſei, ſein ſtolzes Daſein mit einer ſo erbarmenswürdigen Exiſtenz zu verknüpfen. Zugleich aber machte er ſich Vorwürfe wegen dieſer Empfindung und ſchalt ſich einen Egoiſten. Iſt denn wirklich die Armuth ein ſo durchaus häßliches Ding, fragte er ſich, daß ſie alles, dem ſie anhaftet, unangenehm macht, oder iſt es nur mein Verlangen nach geiſtiger Bedeutung, was mir plötzlich die Augen geöffnet hat? Gehöre ich denn wirklich zu den gewöhnlichen Menſchen, die alles nach dem Schein beurtheilen, oder habe ich etwa, wie das gerade den Bedeutendſten zu gehen pflegt, den Gegenſtand einer augenblicklichen

Neigung mit einem Schmuck umkleidet, der nur aus meiner eigenen dichteriſchen Natur entlehnt, dem Mädchen aber gar nicht eigen war? Gewiß, es muß das letztere ſein, denn ein ſo elender Menſch bin ich doch nicht, daß meine Neigung gerade in dem Augenblicke verblaſſen ſollte, wo ſie ihre Probe beſtehen mußte angeſichts der Noth, in welche ich das unſchuldige Mädchen gebracht habe. Nein, wenn Pauline wirklich der würdige Gegenſtand war, dem ich aufrichtige tiefe Neigung zugewandt hätte, ſo würde ich mich anders benommen haben.

Während Otto dergeſtalt grübelte und der Eigenthümlichkeit ſeines Weſens nach viel mehr über ſich ſelbſt und ſeinen Werth oder Unwerth nachdachte, als daß er ſich mit dem beſchäftigt hätte, was er zu thun habe, wuchs bei ihm zugleich mit der Befriedigung über Nataliens Eingreifen ſein Vertrauen zu dieſer Dame. Er fühlte ſich in ihre Macht gegeben und beruhigte ſich dabei. Er machte ſich keine Sorge über das, was geſchehen würde. Damit, daß Natalie ſich der Angelegenheit angenommen hatte, war alles zum Guten gelenkt. Nur eine gewiſſe Unruhe hinſichtlich der Art ihrer Schritte erfüllte ihn.

Er ging in das Gartenzimmer, wo ſeine Eltern am Frühſtückstiſch ſaßen, und da Natalie nicht dort war, erwartete er ungeduldig ihr Erſcheinen, ohne ſich ſeiner Eltern wegen Sorge zu machen. Auch ſeine Eltern traten Natalie gegenüber in den Hintergrund. Er ſprach mit ihnen über gleichgültige Dinge, bis endlich Natalie erſchien.

Ihre heitere Miene beruhigte ihn ſogleich. Sie nickte ihm freundlich und mit einem Blicke zu, deſſen Bedeutung er allein verſtand, und dann ging ſie ſofort zu einer Erklärung über, die ſcheinbar an ſeine Eltern, in Wahrheit aber an ihn gerichtet war.

Ich habe eine kleine Kühnheit begangen, ſagte ſie mit dem unbefangenſten Tone, ohne Sie, liebe Frau Burchard, um Ihren bewährten Rath anzugehen. Rathen Sie einmal!

Ich bin im voraus überzeugt, liebe Natalie, daß Sie das Richtige gethan haben, erwiderte die Dame. Aber Sie machen mich neugierig.

Ich will es Ihnen ſagen. Sie wiſſen, wie ſchwierig die Dienſtboten-Verhältniſſe in Berlin ſind. Da habe ich hier die Einfalt vom Lande ſchätzen gelernt und ſchließlich ein Mädchen von hier engagirt, das ich mitnehmen will. Sie kam ſoeben im Nationalkoſtüm bei mir an, und ich habe mir die Freiheit genommen, ſie mit überflüſſigen Gewandungen Ihrer dienſtbaren Geiſter, liebe Frau Burchard, neu zu koſtümiren. Was ſagen Sie dazu?

Das iſt originell, ſagte Frau Burchard. Ich wünſche viel Glück dazu und hoffe, daß Ihre Erwartungen ſich erfüllen mögen. Ich muß ganz offen geſtehen, daß ich von den guten Eigenſchaften der Mädchen aus unſerer Gegend keine übertrieben hohe Meinung habe. Sie ſind durch das Fabrikweſen verdorben. Wie heißt denn Ihre Auserwählte und wo haben Sie ſie aufgetrieben?

Sie heißt Pauline Zink und iſt aus Zellberg, ſie ſcheint . . .

Pauline Zink? fragte der Kaufmann verwundert. Die Tochter des Geigenfabrikanten? Die ſpukt in letzter Zeit viel herum.

Nun, ſie wird von nun an nicht mehr ſpuken, ſagte Natalie mit ganz beſonderer Betonung.

Otto bekam Pauline nicht mehr zu ſehen. Natalie lenkte den Lauf der Dinge mit feſter Hand. Noch am ſelben Morgen brachte ſie Pauline in eigener Perſon nach der Station, kaufte ihr ein Billet nach Berlin und gab ihr einen Zettel, worauf ſie nachleſen ſollte, wie ſie ſich bei ihrer Ankunft in Berlin zu verhalten habe. Und Pauline verſtand unter Nataliens Anweiſung. Der Zug rollte dahin und Natalie fuhr allein nach der Villa zurück. Ihre Lippen waren feſt zuſammengepreßt, und ihr Blick war ernſt, die heitere

Offenheit, welche ſie der Familie Burchard gezeigt hatte, war aus ihrem Geſicht verſchwunden.

In die Burchard'ſche Villa war nach der Abwechſelung, welche der Beſuch gebracht hatte, wieder die gewohnte Ruhe eingetreten, und Otto begann, nachdem die Beſorgnis von ihm genommen war, täglich mehr von der Langeweile zu leiden. Er war durch ſeine langen Reiſen verwöhnt. Er liebte es, zu beobachten und nachzudenken, aber er bedurfte der Anregung, bedurfte lebhafter und wechſelnder Bilder, um nachdenken zu können. Wenn ihm dieſe fehlten, klammerten ſich ſeine Gedanken ſo beharrlich an einen und denſelben Gegenſtand, daß ſein Geiſt ermüdete. Sowohl Natalie, als auch namentlich Pauline fehlten ihm. Zuerſt hatte er ſich erleichtert gefühlt, als beide weg waren, denn die Verhältniſſe waren ſo verwickelt geworden, daß ein Kampf von ſeiner Seite erforderlich wurde, und er war keine Kampfnatur. Als Natalie von Berlin aus ſchrieb, daß ſie ſich in ihrer Berechnung getäuſcht habe, daß Pauline wenig anſtellig als Zofe geweſen ſei und daß ſie ihr deshalb eine andere Stelle verſchafft habe, wo ſie anſtändig leben könne, da fühlte er ſich anfänglich beruhigt. Aber bald nachher vermißte er das Mädchen, deſſen Reize in der Erinnerung wieder neue Gewalt über ihn bekamen. Auch Nataliens belebende Unterhaltung fehlte ihm. Es war, als ſei die Villa in Schlaf zurückverſunken, und Otto verzehrte ſich in häufiger Wiederholung derſelben Ideen und Wünſche, welche er in ſich allein durchleben mußte. Die Geſellſchaft der übrigen Bewohner des lieblichen Thales ſagte ihm nicht zu, ſie erſchien ihm eintönig und philiſterhaft, und dazu quälte ihn das böſe Gewiſſen, indem er die Armuth des Volkes betrachtete, von deſſen Schweiß hier Wohlleben und träge Genußſucht gleich Schmarotzerpflanzen genährt wurden. Seine Eltern ließen ihn dazu noch ihre Unzufriedenheit fühlen. Ihr Lieblingsplan war geſcheitert, und ſie merkten recht wohl, daß Otto kein Intereſſe an dem Geſchäfte nahm.

In dieſem Zuſtande mangelnder Befriedigung richteten ſich Otto's Gedanken mehr und mehr auf Natalien als einen Hoffnungsſtern, der ihm den Weg aus der trägen See der Langeweile hinaus in bewegtes Waſſer und zu flotterer Fahrt zeigte. Er fühlte, daß er ohne Natalie nicht loskam, daß die Firma ihn feſthielt, und ſo kam es, daß er eines Tages ſeiner Mutter, als ſie über dies und jenes, hauptſächlich aber über ſein paſſives Weſen klagte, die Erwiderung gab, er würde ſehr gern Natalie heirathen.

Er war ſelbſt ein wenig erſchrocken, als er dies geſagt hatte und als nun ſeine Mutter dieſe Erklärung mit Eifer aufnahm. Aber er ergab ſich mit einer gewiſſen Deſperation in ſein Schickſal, als nun ſeine Eltern, ohne weiter zu zaudern, ſeine Verlobung ins Werk ſetzten.

Was iſt es am Ende? ſagte er zu ſich ſelbſt. Vielleicht eher ein Glück, als ein Unglück. Erſt der verheirathete Mann nimmt eine volle und abgerundete Lebensſtellung ein. Ich werde unabhängig ſein, in Berlin leben und mich höheren Zielen widmen, als dieſem grauſamen Handel mit Spielwaaren. Natalie iſt ein ausgezeichnetes Mädchen, eine beſſere Partie kann ich gar nicht machen. Sie iſt ſchön, feingebildet, charaktervoll und reich. Sie wird mir Schutz gewähren gegen alle die langweiligen Anfechtungen der Welt, mein Haus wird meine Burg ſein, Natalie wird repräſentiren, und ich werde mich ungeſtört meinen Intereſſen widmen können. Ich werde immer, wenn ich etwas thun ſoll, was mir nicht gefällt, erklären können, meine Frau wäre dagegen.

Sehr glatt und leicht entwickelte ſich alles. Frau Burchard ſchrieb an Natalie von den tiefen Empfindungen, die ihr Beſuch in Otto's Herzen zurückgelaſſen habe, Otto hielt in aller Form beim Dr. Eckberg um die Hand ſeiner Tochter an, die Väter machten untereinander den Kontrakt ab, und noch im Herbſte fand in Berlin die Trauung ſtatt. Das junge Paar hatte beſchloſſen, eine Hochzeitsreiſe von längerer Dauer nach der Schweiz und Italien zu machen, und wollte alsdann eine Wohnung beziehen, die in der Friedrich-Wilhelmſtraße gelegen war. Geld war im Überfluß vorhanden, und Natalie hatte ihrem Verlobten die Meinung beigebracht, er wolle über Nationalökonomie ſchreiben und ſich der Politik widmen.

Wir Deutſchen ſind bis jetzt noch darin hinter den Engländern zurück, ſagte Otto zu ſeinem Vater, daß bei uns alle Männer in ihrem Berufe arbeiten und die Politik nur nebenbei betreiben können, während ſie doch die wichtigſte Beſchäftigung iſt. Es liegt an unſern engen Verhältniſſen und namentlich an unſerer Armuth im Vergleich zu England. Dort iſt nicht jeder junge Mann Offizier oder Doktor oder Kaufmann, ſondern es giebt eine große Menge von Söhnen wohlhabender Familien, welche eben nichts ſind als Männer und welche Muße mit Würde verbinden. Sie können ihren Geiſt ausbilden und als unabhängige Leute Politik treiben. Wo nun bei uns Vermögen iſt, ſollte man dem Beiſpiele der Engländer folgen.

Ganz gut, ſagte der Kaufmann, aber welchen Nutzen hat die Firma davon?

Der Politiker kann die Intereſſen der Induſtrie vertreten, ſagte Otto.

Mit eigenthümlichen Empfindungen betrachtete Otto ſeine junge Frau, als er ihr im Eiſenbahnwagen gegenüber ſaß, der nach Süden rollte, und ſeiner Natur gemäß brach er, als ſie ihn mit dem Blicke befragte, mit einem jener Gedanken los, die ſeine Mutter an ihm getadelt hatte.

Kannſt Du Dir nun eine klare Vorſtellung von dem machen, was man unter dem Worte Moral verſteht? fragte er Natalie.

O ja, ſagte ſie, das kann ich.

Bitte, dann ſag' mir, was Du Dir darunter denkſt.

Sag' Du mir lieber, was Du Dir darunter vorſtellſt, entgegnete ſie. Ich habe oft gefunden, daß Du es verſtehſt, in klare Ausdrücke zu kleiden, was mir vorſchwebt. Du biſt eben geiſtreich.

Er lächelte geſchmeichelt, es war ihm ſo angenehm, daß er Natalien gegenüber ſeinen Gedanken freien Lauf laſſen konnte und faſt immer Verſtändnis, jedenfalls Aufmerkſamkeit fand.

Meine Anſicht iſt ketzeriſch, ſagte er. Ich denke, daß es überhaupt gar keine Moral giebt. Das Wort iſt leer.

Aber Otto!

Siehſt Du, ſagte er, unmöglich kann menſchliche Satzung gegen die Natur kämpfen. Sie kann nur deren Geſetzen folgen. Sie iſt eine unvollkommene Kopie des Naturgeſetzes, und in ihrer Unvollkommenheit liegt es begründet, daß ſie in den verſchiedenen Ländern verſchieden iſt. Moral nennen wir nun gemeiniglich eine Geſinnung und ein Benehmen, welche mit der landesüblichen menſchlichen Satzung übereinſtimmen. Für den Einſichtigen iſt aber das Original werthvoller, als die Kopie. Alſo iſt für den Verſtändigen die Moral nicht vorhanden, inſofern er der Natur folgt. Du kannſt das an der Ehe als an einem Beiſpiel ſehen. Warum ſoll die Liebe in der Ehe moraliſch ſein, außer der Ehe aber unmoraliſch? Oder möchteſt Du bezweifeln, daß die Natur in ihrer einfachen Größe die Liebe als die Sanktion der Ehe hingeſtellt hat?

Damit willſt Du gewiß ſagen, daß Du mich entführt haben würdeſt, wenn ſich Deiner Liebe zu mir Hinderniſſe in den Weg geſtellt haben würden, ſagte Natalie lachend. Und ich darf Dich von nun an unmoraliſch nennen, ohne daß Du es übelnehmen darfſt.

Du biſt ein liebes Weibchen, ſagte Otto, und damit gab er ihr einen Kuß. Er war ſo glücklich darüber, daß er ſagen konnte, was er dachte, ohne daß ſeine junge Frau dadurch verſtimmt wurde. Sie ſchien ihn immer richtig zu verſtehen und damit war ſeinem Grübeln ſchon die Spitze genommen, während dieſe, ſobald er auf Mißverſtehen ſtieß, ſich bohrend gegen ihn ſelbſt kehrte.

Das Paar kam in Leipzig an und nahm Nachtquartier im Hôtel. Die ſeltſame Stimmung, in welcher Otto ſich auf der Fahrt befunden hatte, ſteigerte ſich, als er nun der Brautnacht entgegenſah. Ein unruhiges Gefühl miſchte ſich in die Heiterkeit, mit welcher er Natalie als ſeine treue und kluge Freundin betrachtete, denn die Ehe gebot ihm eine Intimität des Verkehrs mit ihr, welche er durchaus nicht erſehnte. Er packte bedächtig ſeinen Koffer aus und ſah in Befangenheit nach der Thür, welche ſein Zimmer mit demjenigen ſeiner Frau verband.

Endlich entſchloß er ſich, klopfte an dieſe Thür und trat, als ein ruhiges Herein ertönte, mit etwas künſtlichem Lächeln über die Schwelle. Natalie ſaß, mit einem perlgrauen Schlafrock angethan, im Lehnſtuhl und las im Reiſehandbuche. Zwei Kerzen brannten neben ihr auf dem Tiſche.

Du ſtudirſt noch, liebes Herz? fragte er.

Mir iſt noch nicht völlig klar, wie die Eintheilung der Tage vor ſich gehen ſoll, erwiderte ſie. Wir müſſen das noch zuſammen überlegen. Und damit breitete ſie die Karte, welche dem Buche eingeheftet war, auf dem Tiſche aus.

Es lag etwas ungemein Ernüchterndes in der friedlichen Ruhe, mit der ſie verfuhr, und Otto verlor halb und halb ſeine Befangenheit. Er ſetzte ſich zu ihr, und ſie überlegten in verſtändiger Weiſe den vor ihnen aufgerollten Weg durch die Nachbarländer. Gleichwohl ward Otto, der in dem Maße muthiger wurde, wie ſeine Befangenheit abnahm, nach einer Weile, gewiſſermaßen durch den Trieb der Höflichkeit, zu engerer Annäherung veranlaßt. Er ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib und wollte ſie küſſen.

Da ſchüttelte ſie den Kopf und ſah ihn, zwar freundlich, aber in einer Art und Weiſe an, die ſeiner Zärtlichkeit Einhalt that. Seine Abſicht erſchien ihm unter dieſem Blicke als ein unmotivirtes Unternehmen. So ſtreng, liebe Natalie? fragte er verlegen.

Sie ſchlug die Augen nieder, ſah ihn in kurzem jedoch wieder an. Ich denke an unſern gemeinſamen Freund Arthur Schopenhauer, ſagte ſie.

Das Wort erinnerte ihn an den Auftritt vor Monaten, als er ſich an ſie um Hilfe gewandt hatte, und Pauline ſtand in ihrer mitleidswürdigen Verfaſſung wieder vor ihm.

Ich dachte, Du hätteſt das vergeſſen, ſagte er.

Was vergeſſen? fragte ſie. Du denkſt doch nicht etwa, daß ich Dir Dein Intereſſe für das arme Ding nachtrüge? Ach nein, mein Freund, ich verſtehe das vollkommen und verſtehe Dich auch.

Und weshalb ſprichſt Du von Schopenhauer?

Weil Du ihn verehrſt, mein Freund.

Dagegen iſt nichts einzuwenden, und doch erſcheint es mir etwas ungewöhnlich, daß Du zu dieſer Stunde philoſophiren willſt.

Will man denn überhaupt philoſophiren? Ich denke, man philoſophirt, weil man nicht umhin kann.

Und inwiefern kannſt Du jetzt nicht umhin? Er hatte den eigentlichen Grund ſeines Fragens ſchon vergeſſen und nahm an der Entwicklung der Gedanken, welche Natalie haben könnte, bereits mehr Antheil, als an ihrer körperlichen Erſcheinung.

Mich quält eine Idee, entgegnete ſie. Schopenhauer ſagt, daß wir Menſchen in einer beſtändigen Enttäuſchung begriffen wären, indem uns die Hoffnung auf das Glück zum Beſten hielte. Alle Dinge erſchienen uns nur ſolange wir ſie nicht beſäßen, wünſchenswerth, ſobald wir aber das Ziel unſerer Wünſche erreicht hätten, ſtellte ſich heraus, daß es der Mühe nicht werth ſei. Nur in der Vorſtellung gäbe es etwas Schönes, der

Beſitz zerſtörte ſogleich die Illuſion. Habe ich das richtig ausgedrückt, mein philoſophiſcher Freund?

Allerdings, ganz richtig. Es iſt dies die großartige Idee der Verneinung des Willens zum Leben, ein Gedanke, der von Alters her der Mittelpunkt des Forſchens nach dem wahren Sein geweſen iſt. Denn da wir doch einmal exiſtiren, und die Kraft, die uns ins Daſein rief, nicht als lügneriſch gedacht werden kann, ſo muß gegenüber der täuſchenden und enttäuſchenden Leibhaftigkeit eine halb in uns ſchlummernde geiſtige Fähigkeit angenommen werden, welche nach dem Tode die Erfüllung unſerer heimlichen Sehnſucht bringen wird, wie ſie vor unſerer Geburt ſchon uns glückſelig ſein ließ.

Er hatte ganz vergeſſen, daß er Brautnacht feiern ſollte, und indem er den Gedanken der Unſterblichkeit in ſich ausſpann, leuchteten ſeine Augen in einem zuverſichtlichen Strahl.

Natalie blickte ihn ſinnend an. Du haſt das ſchön ausgeſprochen, mein Freund, ſagte ſie endlich. Doch nun, dächte ich, wäre es Zeit, zur Ruhe zu gehen. Wir haben morgen eine lange Fahrt vor uns, und der heutige Tag war angreifend. Gute Nacht, mein Freund!

Sie reichte ihm die Hand, indem ſie aufſtand, und bot ihm zugleich mit ernſter Miene ihren Mund zum Kuſſe.

Gute Nacht, mein liebes Herz, ſagte er. Er war ein wenig erſtaunt, aber noch mehr erfreut über den ſo angenehmen Beſchluß eines wichtigen und etwas bänglich erwarteten Tages. Er ging alsbald in ſein Zimmer und genoß eines friedlichen Schlafes.

Natalie aber legte ſich noch lange nicht zur Ruhe. Sie ſetzte ſich wieder in den Lehnſtuhl und ſtarrte in das Kerzenlicht. Ihre Miene hatte, ſobald Otto gegangen war, die ruhige Heiterkeit verloren und ihre Züge verſteinerten ſich während der ſchlafloſen Stunden, die ſie einſam verbrachte, wie es ihr Wunſch geweſen war.

Das freundſchaftliche Verhältnis zwiſchen Otto und Natalie hatte ſich mehr und mehr befeſtigt, und wie die Hochzeitsreiſe ihnen angenehmen und ruhigen Genuß der Schönheiten in Natur und Kunſt gebracht hatte, ſo bot ihnen nach ihrer Rückkehr das Leben in Berlin erfreuliche, erfriſchende Thätigkeit.

So dachten ſie wenigſtens von einander. Sie ſahen ſich gegenſeitig nicht tiefer ins Herz und begnügten ſich mit dem, was einer dem andern zu zeigen für gut fand. Die Erfolge aber, welche ſie errangen, beſtärkten ſie in der guten Meinung von ihrem Glück.

Natalie beſchäftigte ſich mit der Kunſt und dem Ausbau eines geachteten Hausweſens, Otto trieb Nationalökonomie und ſchrieb Artikel, welche ihm ſchon nach kurzer Zeit den Ruf eines feinen Geiſtes verſchafften. Er ward durch ſeinen Schwiegervater in die politiſchen Kreiſe eingeführt und nahm durch das kluge Benehmen ſeiner Frau wie durch ſeine eigenen Gaben eine Stellung ein, welche als ausſichtsvoll bezeichnet wurde. Er ſelbſt wußte recht gut, was er Natalien dabei zu verdanken hatte, er fühlte, daß ſeine Gaben allein ihm eher hinderlich als vortheilhaft geweſen ſein würden, wenn Natalie ihnen nicht die praktiſche Richtung und, gleichſam wie einem Edelſtein, die geeignete Faſſung gegeben hätte.

Zu Anfang wunderte er ſich über Nataliens Klugheit, ſpäter begriff er ſie, und wenn er auch darüber lächelte und heimlich den Kopf ſchüttelte, ſo erkannte er ſie doch an. Nataliens Anſicht vom Leben und von den Menſchen war ſehr einfach. Sie hielt alles für gut, was ihren Abſichten gemäß war, und alles für böſe, was ihren Plänen in den Weg trat. Und ſo hielt ſie auch diejenigen Menſchen für gut, welche ſich freundlich, diejenigen aber für ſchlecht, welche ſich gleichgültig oder feindlich gegen ſie benahmen. Das war bei ihr keine Verſtellung, auch nicht Politik, ſondern ganz aufrichtig, und Otto ſah ein, daß dieſe Beſchaffenheit ihres Charakters, welche ihrem Benehmen die aus der Überzeugung ſtammende Sicherheit verlieh, der mächtigſte Hebel ihres Erfolgs war.

Zu Anfang hatte er ihr wohl einmal Vorſtellungen gemacht, wenn ſie über dieſen oder jenen entrüſtet war. Liebe Natalie, hatte er geſagt, es iſt vom Standpunkt des Denkenden aus nicht richtig, ſelbſt einen Feind deshalb, weil er ſich uns feindlich zeigt, für ſchlecht zu halten. Ein Menſch iſt darum noch nicht ungerecht, weil er Intereſſen vertritt, die den unſrigen entgegenſtehen.

Aber ſo gut Natalie ihn ſonſt verſtand, in dieſem Punkte begriff ſie nicht, und Otto ſah ein, daß ihr Philoſophiren, deſſen Schärfe er ſonſt gern anerkannte, in gar keiner Wechſelwirkung zu ihrem Leben ſtand. Und da er das nicht ändern konnte, ſo ſchwieg er. Sah er doch auch ein, daß Nataliens Benehmen den Erfolg für ſich hatte. Ihr Salon ſtand in Anſehen, alle Freunde und Freundinnen des Hauſes reſpektirten ſie, und er ſelbſt hatte den Vortheil davon. Während er früher als Junggeſelle nur beliebt geweſen war und für einen guten Kerl gegolten hatte, ward er nun als eine ernſthafte Perſönlichkeit angeſehen.

So weit war alles gut, nur fühlte Otto, daß er ſich ſelbſt nicht allzu ernſtlich betrachten durfte. Er war nicht mehr ſo gern allein, wie früher. Als Junggeſelle hatte er ſo oft die Augen vor den Erſcheinungen der Welt verſchloſſen und in der Einſamkeit ſeines Zimmers den Blick nur in das eigene Herz gerichtet, um zu glücklichem Frieden zu kommen; jetzt aber war die Welt ſo nahe und das eigene Herz ſo fern. Er bedurfte der Thätigkeit und entrann gern ſeinen Gedanken durch den Verkehr mit unterrichteten und einflußreichen Perſonen. Er war beliebt und ſeine Freunde ſetzten große Hoffnungen auf ſeine Zukunft, aber er war nicht mehr ſo beliebt wie früher bei ſich ſelbſt, nicht mehr ſo innerlich heiter wie damals, als ſeine Eltern und Freunde noch gering von ſeiner Zukunft dachten.

Er war ſchon faſt zwei Jahre verheirathet, als er eines Tages, indem er die Friedrichſtraße entlang ſchritt, ein weibliches Weſen erblickte, welches ſein Intereſſe erregte. Es war eine Dame, die vor ihm her ging, ſo daß er eine geraume Zeit hindurch den modiſchen Schnitt ihres etwas auffallend hellen Frühlingsmantels und hohen Hutes beobachten konnte. Aber nicht ſowohl die Kleidung, als vielmehr die Bewegungen der Dame feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit. Er hatte die Empfindung, etwas Bekanntes vor ſich zu haben, doch war es ihm nicht möglich, in ſeiner Erinnerung den Platz aufzufinden, der dieſem Bekannten gebührte. Haltlos ſchwankte dies Nebelbild ſeines Gedächtniſſes im Gebiete ſeines Empfindens.

Otto hatte während der Stunden unzufriedenen Grübelns zuweilen den Gedanken gehabt, es würde ihn aufheitern, wenn er irgend eine Liebſchaft anfinge. Ich werde frühzeitig alt, ſagte er ſich; wenn ich mein Herz beſchäftigen könnte, würde ich meine Jugend bewahren. Aber er war nie dazu gekommen, denn wenn es ſo weit war, daß er glaubte, ſich verlieben zu können, erſchien ihm jedesmal die aufzuwendende Mühe zu groß. Er ſteckte zu tief im Studium der Nationalökonomie, er hatte keine Zeit, Gelegenheiten auszuklügeln. Doch jetzt, wo es ſich bei dem plötzlich in ihm erweckten Intereſſe für die Dame im hellen Mantel nur darum handelte, einige Schritte ſchneller zu gehen, um ihr ins Geſicht zu ſehen, wandte er die nothwendige Mühe auf. Er ging an ihr vorbei und drehte ſich um.

Sein Erſtaunen war groß und glich einem Schrecken. Er wußte nicht, ob er richtig ſehe oder ſich täuſche. Zur Gewißheit kam er erſt, als die Dame erſichtlich von einem ähnlichen Schrecken ergriffen wurde, wie er, ſo daß ſie ſich verfärbte. Kein Zweifel: es war Pauline — Pauline, gänzlich verändert und doch noch dieſelbe, in einem eleganten Anzuge, ein freches Lächeln auf dem Geſicht und einen trotzigen Blick in den Augen, doch ſofort bei Otto's Anblick in der Rolle geſtört und wieder das alte ſanftmüthige Geſchöpf mit der rührenden Miene. Der Anblick ſchnitt ihm ins Herz. Er zog ſehr höflich ſeinen Hut und ging an ihrer Seite hin, während es ihr augenſcheinlich ſchwer fiel, ihre Verwirrung zu verbergen und ihre Thränen zurückzuhalten. Unter einem wenig zuſammenhängenden Geſpräch ſchritten ſie neben einander her und bogen in eine Seitenſtraße ein. Hier befand ſich Paulinens Wohnung, wie ſie ſagte. Otto folgte ihr in dem von ihr bezeichneten Hauſe zwei Treppen hinauf und fand ſie unter ſolchen Umſtänden wohnend, wie ſie der Lebensweiſe von Schönen eigen ſind, die von ihren Reizen leben, ohne das Standesamt deshalb zu bemühen oder ſich dabei des Segens der Kirche zu erfreuen. Wie Pauline erzählte, ſtand ſie nebſt drei anderen Mädchen bei einer Frau, welche die Etage gemiethet hatte, als Näherin in Arbeit. Dieſe Anſtellung jedoch diene in der Hauptſache nur als Vorwand gegenüber der Polizei.

Otto betrachtete ſie, wie ſie ſo vor ihm ſaß, nachdem ſie den Hut mit dem Schleier und den Mantel abgelegt hatte. Er dachte über die Veränderung nach, die mit ihr vorgegangen war. Ohne Zweifel war Pauline ſchöner geworden. Die zarte Geſtalt war ſtärker, üppiger, das Geſicht blühender, als zu der Zeit, wo noch das Elend der Fabrikarbeit auf ihrem kaum entwickelten Körper laſtete. Er ſah ihr ſinnend ins Auge, ſo daß er nur halb hörte, was ſie erzählte. So iſt doch wirklich, ſagte er ſich, der erſte Augenblick entſcheidend, gleichſam prophetiſch und weiſſagend! Er läßt uns den Gedanken der Natur erkennen, den ſie kundgab, als ſie dieſe beſondere Form erſchuf. Iſt es doch das alte Geſicht, dieſe ſchüchterne, hingebende, echt weibliche Seele, die unverändert auch unter der Maske frecher Schauſtellung hervortritt!

Pauline erzählte offenherzig von ihren Schickſalen und ſaß bedrückt vor ihm, wie im Beichtſtuhl. Während ſie Thränen vergoß, war es ihr doch eine wohlthätige Erleichterung, ihm von ihrer Schande zu erzählen, gleich als würde dieſelbe dadurch von ihr genommen. Ihre Geſchichte war die ſo vieler ihrer Schweſtern. Sie hatte von dem Lohn ihrer Arbeit nicht leben und der lockenden Verführung durch das Geld nicht widerſtehen können. Seine Lippen zuckten, als ſie ſich deshalb anklagte.

Wie ganz unvertilgbar, ſagte er ſich, iſt doch das Göttliche der Menſchenſeele! Du armes Kind klagſt Dich an! Von der Armuth bedrückt, von harter Hand zerſchlagen, wollteſt Du dem Hunger entrinnen in einer

Geſellſchaft, die alle zertritt, welche nicht die Kraft haben, ſich aufrecht zu erhalten, und doch beklagſt Du Dich nicht, ſondern jammerſt nur über Dich ſelbſt. Höre auf zu jammern, Du haſt das nicht verloren, deſſen Verluſt allein unerſetzlich wäre — geſetzt, es könnte wirklich verloren gehen. Doch durch ſeine Unglaubhaftigkeit entſchlüpft das Wahre dem Erkanntwerden.

Mein liebes Kind, ſprach er freundlich zu ihr, indem er ſie auf die Stirn küßte, nicht Dich trifft eine Schuld, ſondern allein mich. Ich will verſuchen, wieder gut zu machen, was ich verbrochen habe.

Ach, gnädiger Herr! rief ſie, die Hände faltend und mit innigem Blick.

Indem er darüber nachdachte, wie ihr zu helfen ſei, kam ihm zuerſt ein wunderlicher Gedanke: Natalie war ſeine kluge, treue Freundin, in allen ſchwierigen Fällen war er gewohnt, ſie um Rath zu fragen. Wie wäre es, fragte er ſich, wenn ich mit Natalie ſpräche? Wir könnten dieſes Mädchen in unſer Haus aufnehmen, ſie könnte ſich durch häusliche Arbeit nützlich machen, und ihr liebenswürdiges Weſen würde einen Sonnenblick über die Einſamkeit meines Herzens ausſtrahlen. Aber er verwarf dieſen Gedanken ſogleich wieder. Leben wir doch in einem chriſtlichen Staate! ſagte er ſich mit bitterer Empfindung.

Und wie er nun mit ihr überlegte, was am beſten zu thun ſei, und während er mit Vergnügen entdeckte, wie viel praktiſcher ſie geworden war ſeit jenem Auftritt ihrer hilfloſen Zerſchlagenheit im Winkel des Parks, kehrte allmählich ihr unbefangenes Weſen zurück, und er freute ſich an dem belebenden Einfluß, den ſeine Gegenwart auf ſie ausübte. Sie ward wieder das heitere Kind, das folgſam ihm lauſchte.

Es wurde beſchloſſen, daß ſie ihre jetzige Wohnung ſogleich verlaſſen und eine andere für ſich allein beziehen ſollte. Sie hatte das Nähen erlernt und ſollte, um nicht müßig zu gehen, von dieſer ihrer Fertigkeit Gebrauch machen. Er aber wollte dafür ſorgen, daß ſie keine Noth litte. Und ſogleich nahmen ſie dieſen Plan in Angriff.

Wie wohl Du ausſiehſt! ſagte Natalie zu ihrem Manne dieſen Abend beim Thee. Du kommſt mir ſo verändert vor.

War ich krank? fragte er.

Du hatteſt einen paſſiven Zug, etwas Leidendes lag in Deinem Weſen, ſagte ſie nachdenklich, und heute biſt Du ſo friſch.

Es iſt der Frühling, ſagte er. Die Natur gießt neues Leben über alle Weſen aus.

Ich habe da eine recht intereſſante Schilderung des Orients geleſen, ſagte Natalie, Du mußt ſie auch einmal leſen.

Natalie war ſehr bewandert in der Literatur und kannte ſtets die neueſten Erſcheinungen.

Sie iſt von dem Dr. Friedländer, den ich vor drei Jahren hier in Berlin kennen lernte. Er hat namentlich Perſien ſtudirt. Sehr intereſſant. Aber es iſt doch unglaublich, welche Zuſtände niedriger Civiliſation und Rohheit dort im Orient herrſchen. So ſchreibt Friedländer, daß dort nicht nur die Wohlhabenden, ſondern ſelbſt Männer aus den unterſten Klaſſen ganz allgemein mehrere Frauen haben. Ein jeder nimmt ſich ſo viel Frauen, wie er ernähren kann, und da die Frauen mit arbeiten, iſt die Vielehe auch bei den Armen möglich. Die Frauen ihrerſeits, ſo ſchreibt er, halten es für das höchſte Ziel ihres Ehrgeizes, ihre Männer glücklich zu machen, und ſie haben nichts anderes im Auge, als durch Erhöhung ihrer Reize den Mann möglichſt lange an ſich zu feſſeln. Kein höheres Intereſſe in der geſammten Frauenwelt Perſiens. Iſt das nicht ſchrecklich?

Wirklich, empörend! ſagte Otto.

Es geht ſogar ſo weit, daß wohlhabende Männer, wenn ſie auf der Reiſe ſind, in den Städten und Dörfern, durch welche ſie kommen, Mädchen für die Dauer ihres Aufenthalts heirathen. Dafür zahlen ſie nur eine kleine Entſchädigung an die Verwandten der Mädchen. Überall können ſie hübſche Bauernmädchen für einige Groſchen von ihren Eltern kaufen. Manche Mädchen wiſſen es dann ſo ſchlau anzufangen, daß ſie zeitlebens bei dem Gemahl bleiben, aber wenn er will, kann er ſie jeden Tag wegſchicken, die Scheidung erfolgt vor dem Richter, ohne daß er Gründe anzugeben braucht. In Folge deſſen hat natürlich kein Weib einen andern Gedanken, als den, ſich möglichſt liebenswürdig zu machen. Welche Unſittlichkeit! Hat man nur einen Begriff von ſolcher Erniedrigung des Weibes?

Wahrhaftig, abſcheulich! ſagte Otto.

Dieſe Einrichtungen, ſchreibt Friedländer, haben allerdings das Gute, daß es keine Proſtitution in Perſien giebt und daß auch keine alten Jungfern und Junggeſellen in Perſien, wie im ganzen Orient exiſtiren, aber ich möchte doch fragen, ob nicht dieſer ſcheinbare Vorzug durch um ſo ſchrecklichere Nachtheile aufgewogen wird.

Sicherlich, ſagte Otto. Er hörte in Zerſtreutheit zu und konnte kaum ein Lachen unterdrücken. Er dachte träumeriſch an Pauline, die er ſo viel ſchöner wiedergefunden hatte.

Er fühlte ſich wohl und zum Handeln angeregt, was ihn, der gewöhnlich ſo wenig zu thätigem Eingreifen in die Begebenheiten des Tages geneigt war, glücklich machte. Er fühlte ſich im Herzen erwärmt von Paulinens Umarmung und dachte mit zärtlichem Intereſſe an den heimlichen Platz, den er ihr und ſeiner Liebe bereitet hatte. Er war im Geiſte bei ihr, die in rührender Ergebenheit ſeiner harrte, und malte ſich die heitern Stunden aus, die er mit ihr verbringen würde. So war er denn endlich wieder dem Weiblichen verwandt. Eine ſtille Freudigkeit kam über ihn, wenn er der Wohnung gedachte, die er, vor der Welt verborgen, dem guten und ſchönen Mädchen ausgeſucht hatte, und wie der Pilger in der Wüſte die Oaſe erblickt, die er nun ſicher erreichen wird, ſo ſah er aus der glänzenden Öde ſeines thätigen Lebens auf den Zufluchtsort, der ihm am Herzen der Geliebten winkte.

Pauline nimmt keinen Antheil an den Fragen der Politik und der Religion, und der Ehrgeiz der Geſellſchaft iſt ihr unbekannt. Sie lebt nur für ihn und denkt an nichts, als daran, ſeine Wünſche zu erfüllen. Froh darüber, daß ſie aller Sorge und Noth durch ſeinen Schutz überhoben iſt, bleibt ſie treu die Seinige und quält ihn niemals mit Fragen und Klagen. Das Kind aus dem Volke begreift, was es dem Geliebten iſt. Tags über iſt ſie fleißig an der Arbeit und gönnt ſich kaum einen Spaziergang, Abends erwartet ſie ihn mit ſorgendem Herzen und weiht ihm ihre Nächte.

Sie ſcheint immer ſchöner heranzublühen und er ſchöpft in ihren Armen immer wieder neue Kraft zur Erfüllung ſeiner Aufgaben im öffentlichen Leben, neue Gedanken, die er in ſeinem grübelnden Gehirn ausſpinnt — aber wird dies Glück ewig währen?

Natalie ſcheint ſeine neue Lebensweiſe kaum zu bemerken, aber bemerkt ſie wirklich nichts davon? Sie iſt nachdenklicher als ſonſt und ihre Farben ſind nicht mehr ſo friſch wie früher. Sie iſt ſchärfer geworden in ihren Urtheilen über andere Menſchen. Hat ſie die Kraft, die Folgen ihres Benehmens zu ertragen und ſich über die allgemein gültigen Anſchauungen hinwegzuſetzen?

Das iſt es, was Otto oft in Sorgen überlegt, wenn er daran denkt, welchen Weg das rollende Rad menſchlichen Schickſals zu nehmen pflegt. Er iſt oft traurig, aber ſeine Traurigkeit iſt nicht von dieſer

Welt, und wenn er ſich tröſtet, ſo thut er es in der Überzeugung, daß die Seele dem Meergott Glaukos gleicht, der, wenn auch mit Schilf und Schlamm bedeckt, doch ein Gott iſt.

Und wenn Nathalie [illegible] [illegible]
oder die Pauline noch [illegible]!!
Probatum est.

Im Pfarrhauſe.

Der Herr Paſtor Johannes Sadler ging im ſchwarzen Chorrock mit den weißen Bäffchen zur Kirche, um des Gottesdienſtes zu walten, und an ſeiner Seite ſchritt, das Geſangbuch im Arme, ſeine Ehegattin, Frau Eliſabeth.

Die Kirche lag auf der Höhe der über Thal und Hügel ſich ausbreitenden Stadt, die Straße führte bergan, die Auguſtſonne ſchien blendend auf das Pflaſter und die Häuſer herab, und das Ehepaar ſchritt langſam. Faſt kein Menſch iſt auf der Straße, ſagte Frau Eliſabeth. Ihre Stimme klang hell und ſcharf; der Ton konnte niemand überraſchen, der ihr Geſicht beobachtet hatte: daſſelbe war hübſch und fein, nur etwas zu fein um vollſtändig hübſch zu ſein, die Naſe war ſpitz, und das Kinn ſah ſo aus, als ob es in ſpäteren Jahren wohl auch ſpitz werden und dann der Naſe entgegenkommen würde.

Warum nur die Menſchen nicht zur Kirche gehen, wenn Du predigſt, Johannes? fragte Frau Eliſabeth, als ihre erſte Bemerkung ohne Erwiderung blieb. Es iſt doch immer voll, wenn Scholberg predigt.

Johannes Sadler richtete den Blick ſeiner großen braunen Augen auf die Ehegattin und ein Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, doch ſagte er nichts.

Ich kann mich darüber ärgern, fuhr ſie fort. Können die Leute denn nur ſo dumm ſein? Ich dächte, ſie müßten doch zu unterſcheiden wiſſen. Deine Predigten ſind doch gewiß viel beſſer als die Scholbergſchen. Aber nein! Wenn er predigt, rennen ſie, und es kann kein Apfel zur Erde, ſo voll iſt die Kirche, während bei Dir — da ſieh nur! Alles ſtill, und ſicherlich werden keine fünfzig Menſchen darin ſein.

Haſt du noch nie gehört, liebe Eliſabeth, daß es der Berufenen zwar viele, der Auserwählten jedoch nur wenige giebt? fragte er in ſanftem, ruhigem Tone.

Ja, Du weißt Dich natürlich immer zu tröſten, verſetzte ſie ärgerlich, aber ich weiß nur nicht, ob Du damit recht haſt. Warum ſollen denn das gerade die Berufenen ſein, die zu Dir kommen? Ich ſehe doch, daß der Landrath und daß der Oberſt und daß überhaupt gerade die gute Geſellſchaft nicht kommt, wenn Du predigſt. Und zu Scholberg gehen ſie. Dieſes Volk, was zu Dir kommt, könnte meinetwegen auch nur wegbleiben.

Eliſabeth! ſagte er vorwurfsvoll.

Ja, es ärgert mich wirklich, fuhr ſie fort. Woran liegt es denn nur? Es muß doch an Dir liegen, denn wenn jemand ſo predigt, wie ſie es gern haben, ſo gehen ſie auch hin. Aber auf mich willſt Du ja einmal nicht hören.

Wie iſt das nur, liebe Eliſabeth? fragte er. Glaubſt Du, daß der Beſuch der Kirche eine Billigung der Predigt und den Beifall der Gemeinde ausdrücken ſoll, oder denkſt Du, daß der Prediger ein Lehrer und Erzieher iſt?

Ich glaube nur, daß das Wort Gottes, wenn es lauter und rein gepredigt wird, auch den Segen des Höchſten hat, ſagte ſie ſcharf. Du kannſt es jetzt überall ſehen, daß die Kirchen voll ſind, wo die Orthodoxen predigen, und leer, wo ihr andern predigt, die ihr euch über die Orthodoxen aufhaltet.

Liebe Eliſabeth, wir wollen uns auf dieſem Wege nicht über den wahren Glauben ſtreiten. Ich gehe zur Ausübung eines heiligen Amtes und will mir nicht die Stimmung verderben.

Nun, ich verderbe Dir doch gewiß nicht die Stimmung. Von Stimmung ſollte doch überhaupt hier nicht die Rede ſein. Wenn Deine Predigt Stimmungsſache iſt, da iſt es freilich traurig. Das Wort Gottes ſteht feſt und Du haſt nichts zu thun als es getreulich zu verkündigen. Verſteh mich doch nicht falſch! Ich möchte ja ſo gern, daß Du auch beliebt und angeſehen würdeſt, wie ſo viele Andere. Denn Du könnteſt es doch auch. Aber wenn Du nicht einfältig und getreu den Heiland predigſt, kannſt Du nicht erwarten, daß Du vorwärts kommſt. Wie kannſt Du ſagen, Du wollteſt nicht über den rechten Glauben ſtreiten? Der rechte Glaube ſteht feſt und Du brauchſt Dich nur an dem zu halten, was gegeben iſt, um der Welt eine Stütze zu ſein. Chriſti Perſon iſt ein Wunder, ihn ſollſt Du predigen ganz ohne die Klügelei der Vernunft. Die Gemeinde verſteht die Klügeleien nicht, ſie will den rechten Heiland haben, den Sohn Gottes.

Der Paſtor blickte zu der Kirche empor, die im Sonnenglanze vor ihm lag. Noch etwa fünf Minuten hatte er zu gehen, bis er in den Hafen einlief, der ihn vor dem Zungenſturm ſeiner Gattin ſchützen würde. Er ſchwieg. Er kannte ſeine Frau ſeit fünfzehn Jahren, er wußte, daß unter allen Kampfmitteln gegen ſie das Schweigen noch das beſte war. Denn ihr Eifer für die gute Sache kam ihrem Mangel an Logik gleich, und ſie war niemals in Verlegenheit um Gründe. „Du biſt ein Theologe gleich dem Dr. Martin Luther“, hatte er ihr einmal halb im Scherze geſagt, „denn du nimmſt deine Beweiſe, wie ſie dir zu deinem Zwecke paſſen, unbekümmert um das, was du vorher geſagt haſt.“ Aber er hatte ſich vorgenommen, ſo etwas nie wieder zu ſagen. Aequam memento rebus in arduis servare mentem! dachte er, wie er denn überhaupt die Gewohnheit hatte, ſeinen Troſt in klaſſiſcher Weisheit zu ſchöpfen. Eine kleine Strecke gingen ſie ruhig neben einander her, da zuckte Frau Eliſabeth plötzlich zuſammen.

Haſt Du das geſehen? fragte ſie. Da könnte man ſich doch todt ärgern!

Was denn? fragte er.

Frau von Engern ſah aus dem Fenſter, und als ſie uns bemerkte, zog ſie den Kopf zurück und machte das Fenſter zu.

Nun?

Frau Eliſabeth zuckte die Achſeln. Wenn Du das nicht fühlſt, dann freilich — ſagte ſie. Was meinſt Du wohl, was Frau von Engern gethan haben würde, wenn Scholberg mit ſeiner Frau des Wegs gekommen wäre?

Das iſt mir ſehr gleichgültig, liebe Eliſabeth.

Weil Dir eben das Wichtigſte gleichgültig iſt. Frau von Engern giebt den Ton in der ganzen Geſellſchaft an. Sie ſitzt immer vorn auf dem erſten Platze, wenn Scholberg predigt, und ich weiß beſtimmt, daß die Scholberg in der vorigen Woche bei ihr zum Kaffee geweſen iſt unter lauter adeligen Damen. Es ſteht eben feſt, daß die gute Geſellſchaft weiß, was ſie thut. Die handeln nach Prinzipien, während die Andern auf nichts etwas halten und auch nicht auf ſich ſelbſt. Du findeſt es immer zuſammen. Wer wirklich vornehm iſt, der hält auch auf ſeine Religion; wenn Du aber predigſt, ſo iſt es leer.

Während die Frau Paſtorin ſo redete und ihr Thema weiter ausſpann, ward die Thür der Sakriſtei endlich erreicht, und der Paſtor verabſchiedete ſeine Gattin. Seine Gedanken waren wieder ihren eigenen Weg gegangen und er hatte nur unvollſtändig vernommen, was ſeine treue Begleiterin ihm vorhielt. Er gab ihr jetzt die Hand, und indem er ſeine nachdenklichen braunen Augen auf ſie richtete, ſagte er: Hinſichtlich des größern oder kleinern Kirchenbeſuches muß der Prediger das ja immer im Sinne behalten, daß die Menge an der folgerichtigen Ausführung eines wahrhaftigen und tiefen Gedankens etwa ſo viel Antheil nimmt, wie der Lahme an einem Tanzvergnügen.

Und nachdem er dies ganz ohne Bitterkeit geſagt hatte, verſchwand er; ſeine Gattin aber ſchritt, die Bruſt mit Gift und Galle gefüllt, in ihren Kirchenſtuhl und fing an, die Häupter derjenigen zu zählen, welche anweſend waren und fernerhin anlangten. Es kam ſo, wie ſie erwartet hatte: dünn und zerſtreut ſaß, als die Predigt begann, die Zuhörerſchaft in den weitläufigen Bänken, und die Frau Paſtorin hörte, indem ſie ſich alle die vornehmen, feinen und gebildeten Leute, welche nicht da waren, vor Augen führte, nur äußerſt wenig von dem, was ihr Mann von der Kanzel redete. Sie überlegte. Was war es nur, daß die Gemeinde nicht kam? Sie ſelber hörte die Predigten ihres Gatten nicht gern, aber ſie hatte ſo viel Eifer für ſeinen Erfolg, daß ſie verlangte, andere ſollten ſie wunderſchön finden. Sie wollte, daß wenigſtens andere das einſehen ſollten, was ſie ſelbſt nicht einſah. Sie lebte in einem Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Sie war gegen die Außenwelt die eifrigſte Verfechterin des hohen Ruhmes ihres Gatten. Es wäre niemandem zu rathen geweſen, ihr gegenüber den leiſeſten Tadel ſeiner Predigten zu äußern. Und doch tadelte ſie dieſe Predigten bei ſich und bemühte ſich unabläſſig, ihren Mann auf den rechten Weg zu bringen. Sie war der Anſicht, er hätte nicht den wahren Glauben. Sie hatte durch langjähriges fleißiges Hören und Leſen nicht allein den Glauben ſelbſt, ſondern auch eine ziemlich genaue Kenntnis des Weges erworben, der zum Glauben führt, und die Art und Weiſe ihres Mannes war ihr im höchſten Maße widerwärtig. Derartige Bemerkungen, wie ſeine letzte vor der Sakriſtei, machten ſie geradezu zornig.

Immer kam er mit dem Denken, dem Unterſuchen, dem Forſchen — da war es freilich kein Wunder, wenn die Kirche leer blieb und die gute Geſellſchaft ſich fern hielt. Welch ein ſonderbarer Mann war er überhaupt! Ein Mann, der das Wichtige leicht und das Nebenſächliche ernſt nahm! Ein Mann, der ſich aus dem Umgange mit dem Landrathe und allen ſonſtigen einflußreichen Herren gar nichts machte, dabei aber mit jedem beliebigen gemeinen Kerl ſcherzen und lachen konnte, wenn die Gelegenheit es gerade mit ſich brachte. Dagegen der Text der Schrift, oft ein einzelnes Wort ſchon lag ihm am Herzen, und er konnte darüber Tage lang grübeln. An dem ſchönen großen Glauben, den doch ſeine Vorgänger ſeit Jahrhunderten ſolide feſtgeſtellt hatten, forſchte er noch immer, anſtatt ſich ein Piedeſtal daraus zu machen, welches ihn ſelbſt ſichtbar vor der Welt hinſtellte und ihn ſchließlich in das Himmelreich beförderte. Immer mußte ſie an ihn denken und ſich über ihn wundern. Wie eine Sphinx ſtand er noch nach fünfzehnjähriger Ehe vor ihr. Kam es ihr doch oft ſo vor, als ſitze er wie geborgt in ſeinem eigenen Hauſe und ſeiner eigenen Familie, gleichſam ein Koſtgänger an ſeinem eigenen Tiſche. Ein wunderliches Gefühl für ſie: vier Kinder hatte ſie ihm geboren, ſo lange Jahre theilte ſie mit ihm die Sorgen und

Freuden des Lebens, und doch war er noch immer gleichſam fremd daheim, ſo daß ſie zuweilen das Gefühl hatte, er könne eines Tages davonziehen wie Lohengrin. War es da nicht natürlich, daß ſie ſich beſtändig mit ihm beſchäftigte, ſein Weſen zu ändern verſuchte und gewiſſermaßen am Ehebande zerrte, um täglich zu prüfen, ob es noch hielt?

Die Frau Paſtorin ſaß nicht allein in ihrem Kirchenſtuhl. Bald nachdem ſie eingetreten war, hatte ſich die übrige Familie eingeſtellt: die vier Kinder nämlich, zwei Jungen und zwei Mädchen im Alter von acht bis zu vierzehn Jahren, ferner drei junge Mädchen, welche in Penſion im Pfarrhauſe waren, und endlich die Mutter der Frau Paſtorin. Dieſe letztere war eine alte Dame in ſehr ſeltſamem und auffallendem Koſtüm, ein beſtändiges Ärgernis für ihre Tochter, die ſo ſehr auf Sitte und Anſtand hielt. Die alte Dame trug einen weißen Strohhut mit blauem Schleier, wie ihn vor langen Jahren die Jugend getragen hatte, und dazu eine blaue Sammtmantille mit eingedruckten handgroßen grünen Palmetten.

Du ſiehſt aus wie eine Vogelſcheuche, hatte ihr voll Entrüſtung ihre Tochter geſagt, aber die alte Dame war in ihren Überzeugungen nicht zu erſchüttern, und ſie war überzeugt, daß ſie geſchmackvoll gekleidet ſei.

Es gehörte zu den Leiden der Frau Paſtorin, daß ihr Mann ſich niemals über ſeine Schwiegermutter erzürnte, ſondern ſie im Gegentheil noch in Schutz nahm. Er ſtand auf dem beſten Fuße mit der alten Dame, und wenn dieſe ihrer Gewohnheit nach Dinge vorbrachte, über welche ihre Tochter in ihrem ungeduldigen Eifer hätte aus der Haut fahren mögen, ſo lachte er nur oder nickte zuſtimmend mit dem Kopfe. Du mußt Geduld haben, Eliſabeth, pflegte er zu ſagen, deine Mutter redet allerdings unſerer Anſicht nach oft ziemlich thöricht, aber wer kann ſagen, was denn eigentlich Thorheit iſt vor Gott. Das Sonderbarſte dabei aber war in Frau Eliſabeths Augen, daß ihr Mann ſich ſo benahm, obwohl er auf keinerlei Erbſchaft zu hoffen hatte. Die alte Dame beſaß nichts, als ihre unmoderne nnd geſchmackloſe Garderobe, mit welcher ſie geradezu als ein Stein des Anſtoßes zwiſchen dem Pfarrhauſe und den feineren Kaffeekränzchen daſtand. Der Paſtor hatte ſie gegen den Rath ſeiner Frau aus Mitleid aufgenommen. Frau Eliſabeth hätte es lieber geſehen, wenn ihre Mutter zum Sohne nach Elberfeld gezogen wäre. Dieſe aber hatte nicht dorthin gewollt; ſie hatte eine Vorliebe für den Schwiegerſohn, der niemals Anſtalt machte, ſie von ihren Eigenheiten zu kuriren und auf den Weg des Heils zu führen.

Die drei jungen Mädchen vergrößerten den Haushalt der Pfarrersfamilie dagegen aus Gründen der Zweckmäßigkeit, indem nämlich die Frau Paſtorin eingeſehen hatte, daß ſie mit drei Penſionärinnen die Wirthſchaft ſo zu ſagen umſonſt führen konnte. Sie war eine praktiſche Frau und war auch als ſolche bekannt. Die jungen Mädchen lernten bei ihr die Haushaltsführung und halfen ſo tüchtig, daß außer ihnen ein einziges Dienſtmädchen für den Hausſtand ſo vieler Köpfe genügte; ſie mußten kochen, waſchen, bügeln, im Garten arbeiten und noch vieles andere thun. Jetzt ſaßen ſie ſtill und artig im Kirchenſtuhl, dachten an ihre Sonntagskleider, an den Braten, den heute das Dienſtmädchen ſchmoren ſollte, und an den lieben Gott, der fleißigen Mädchen wohlgeneigt iſt. Nur Eine von den Dreien folgte dem Gange der Predigt mit Aufmerkſamkeit und ſah beharrlich zur Kanzel auf; es war ein Mädchen mit großen blauen Augen und goldblondem Haar. Sie hieß Henriette Kleinbauer, und wurde der Einfachheit wegen im Hauſe Jette genannt. Jette war bei weitem die hübſcheſte unter den Dreien, und ſie hatte infolge deſſen den ſchwerſten Stand im Hauſe. Mit ſicherm Inſtinkte erkannte die Frau Paſtorin, daß Jette am ſtrengſten gehalten werden müſſe. Sophie und Chriſtine konnten einmal etwas Staub liegen laſſen oder die

Erbſen nachläſſig pflücken; es wurde getadelt, aber es war doch kein Vergehen; wenn aber die blauäugige Jette dergleichen beging, wurde die Sache ernſt. Heute Morgen in der Kirche machte Jette es auch nicht recht. Die Frau Paſtorin ſah ſie dreimal von der Seite an. Warum blickte das Mädchen beſtändig nach der Kanzel? Warum konnte man in ihrem Geſichte den Eindruck der Predigt leſen? Es war doch wirklich ſo, als würde ein ſtilles Entzücken in ihr erregt, während die Frau Paſtorin den Wunſch hegte, die Predigt, welche das Evangelium von Chriſto und der Ehebrecherin behandelte, von Anfang bis zu Ende durchkorrigiren zu können. Alles mißfiel ihr darin. Ganz beſonders aber wurde ſie durch einen Paſſus erregt, der folgendermaßen lautete:

„Das Wort Ehe hat ein Doppelgeſicht. Einmal bedeutet es den ſichtbaren Bund, den ein beſtimmter Mann und eine beſtimmte Frau mit einander ſchließen, und der durch kirchliche und ſtaatliche Satzung aufrecht erhalten wird; dann aber bedeutet es die Idee, welche dieſem Bunde zu Grunde liegt, nämlich den göttlichen Plan inniger Vereinigung des Leibes und der Seele zwiſchen Mann und Weib zum Zwecke der Erhaltung des Menſchengeſchlechts, jener Vereinigung, welche wir Liebe nennen. Glücklich, wenn das, was gemeinhin

Ehe genannt wird, ein getreues Abbild des göttlichen Gedankens iſt, wenn die Erſcheinung in naher Verwandtſchaft zu der Idee ſteht. Was aber Ehebruch iſt, das könnt ihr aus dem Geſagten leicht ſchließen: einmal iſt er die Verletzung der menſchlichen Satzung, dann aber iſt er die Verletzung der göttlichen Idee; und daß das letztere das größere Unglück ſein muß, iſt wohl eben ſo gewiß, wie der Satz, daß das Lügen mit der Seele ſchlimmer iſt als das Lügen mit den Lippen. Ja, ich denke, daß überhaupt kein größeres Mißgeſchick dem Menſchen widerfahren kann, als daß er jenem eigentlichen Ehebruch verfällt, nämlich dem Erheucheln der Liebe, indem um äußerlicher Vortheile willen, oder aus Scheu vor der öffentlichen Meinung, oder um dem Geſetze zu genügen, das heißt überhaupt aus Trägheit des Geiſtes, ein ſichtbarer Bund ohne die Weihe des unſichtbaren beſteht. Denn hierdurch gewinnt im Menſchen das Thier den Sieg über den Gott, und er leidet Schaden an ſeiner Seele."

Die Frau Paſtorin war eine ſehr rührige und eifrige Natur. Sie hatte bei allen Sorgen um den Haushalt und bei allem Streben nach angeſehener geſellſchaftlicher Stellung immer noch Zeit zur Beſchäftigung mit der Theologie behalten, und nicht allein unterhielt ſie ſich gern mit den Amtsbrüdern und Amtsſchweſtern über die Angelegenheiten der Kirche, ſondern ſie naſchte auch in theologiſchen Werken. Dies gewährte ihr eine zweifache Befriedigung: erſtens ihre Anwartſchaft auf den Himmel zu verſtärken, zweitens aber ihren Mann beſſer beaufſichtigen zu können. Während nun ſolche Worte von der Kanzel aus dem Munde ihres Mannes ertönten, mußte ſie daran denken, daß der evangeliſche Bericht über die Unterredung Chriſti mit der Ehebrecherin von anderer Seite ganz anders aufgefaßt wurde. Sie hatte geleſen, daß die exakte Bibelforſchung im Begriffe ſtehe, die gnädige Behandlung der Sünderin für apokryph zu erklären und die berühmten Worte von dem Stein des Sündloſen fallen zu laſſen. Das hatte ihr ungemein gefallen. Sie war der Anſicht, daß Ehebrecherinnen nicht ſtreng genug beurtheilt werden könnten. Eine ſo gute Chriſtin ſie auch war — das Benehmen Chriſti bei dieſer Gelegenheit hatte ihr niemals gefallen wollen, ſo daß ſie immer ſchnell über dieſe Stelle hinweglas. Und nun mußte ihr Mann gerade, wie es ſchien mit Vorliebe, dabei verweilen! Nun mußte er — es war empörend — zu erkennen geben, daß er dafür halte, die Ehe ſelber könne recht wohl der ſchlimmſte Ehebruch ſein. Das wollte ſie ihm anſtreichen, das wollte ſie ihm nachher zu Hauſe eintränken!

Warum der Mann nur niemals auf gebahnten

Wegen blieb? Es war ſo einfach, eine Predigt zu halten. Da ſtanden die fertigen Sätze der Heiligen Schrift. Er brauchte ſie nur an einander zu reihen und mit einander zu verknüpfen, indem er ihren Sinn in anderer Wortſtellung wiederholte! Machten doch andere es nicht anders und waren dabei beliebt und angeſehen. Wie konnte man denn nur von anſtändigen, gebildeten, wohlhabenden, angeſehenen und vornehmen Leuten verlangen, daß ſie ſolche Auseinanderſetzungen über die Ehe anhören ſollten? Frau Eliſabeth freute ſich jetzt, daß faſt niemand aus den beſſeren Kreiſen gegenwärtig war; ſo blieb ihr doch erſpart, überlegenes Lächeln und Achſelzucken zu beobachten.

Und da war noch ein Punkt, der ſie innerlich erboſte. Es kehrte immer wieder, in allen Reden: ihr Mann ſprach von der Sünde ſtets als von einem Unglück, einem Mißgeſchick. Wie? das ſollte kein Verdienſt auf ihrer Seite ſein, daß ſie eine muſterhafte Chriſtin war, und das ſollte keine Schuld bei anderen ſein, wenn ſie ſündigten? In gewiſſem Sinne gab ſie es zu, daß niemand ohne göttliche Gnade gläubig ſein könne, aber ſobald von der Sünde als von einem Unglück die Rede war, hörte doch die Bedeutung des Himmels und der Hölle auf, und das hieß doch den reinen lutheriſchen Glauben verfälſchen. Nein, das ſollte ihr keiner ableugnen, abſchwächen und verderben: Belohnung mußte ſein, und Strafe mußte auch ſein. Der echte chriſtliche Wandel war ſo ſchwer, daß man wohl verlangen konnte, dermaleinſt im Himmel wenigſtens dafür entſchädigt zu werden und triumphirend auf diejenigen hinabſehen zu dürfen, die ſich auf Erden amüſirt hatten.

Welch ein ſeltſamer Mann war ihr Gatte doch! Wie wenig verſtand er es, ſich das Leben angenehm zu machen und ſich zur Geltung zu bringen! Welche wunderliche Anſichten er doch über die Ehe hatte! Er war ihr beinahe unheimlich. Sie fühlte, er gehöre nicht zu ihr. Gewiß, er war mit ihr verheirathet, aber er war es doch auch wieder nicht. Sicherlich, er erfüllte ſeine Pflichten als chriſtlicher Hausvater, aber es war etwas Fremdes dabei. Niemals hatte ſie trotz allen Nachdenkens ſich erklären können, was es ſei, aber ſie fühlte, daß irgend etwas fehle, und zwar gerade das Wichtigſte, um eine vollkommene Harmonie zu erzeugen. Vielleicht entſtammte alles, was ſie an ihrem Manne zu tadeln hatte, allein aus dieſem unbeſchreiblichen Etwas, was ihrer Ehe fehlte oder zu viel darin war, und ſie beſtändig reizte. Es war gewiß, daß er ihr niemals als ihr richtiger Gatte vorkam, daß ſie nicht das Gefühl ſeines Beſitzes hatte. Sein Geiſt ſtieg in die Höhe und in die Tiefe, aber hielt ſich nur zu vorübergehendem Beſuche in der ehelichen Wohnung auf. Die Thränen kamen ihr in die Augen, wie ſie ihn nun ſo predigen hörte und bedachte, wie ſehr das alles anders ſein könnte. Welche herrliche Gaben hatte der Mann, und wie wunderſchön würde das Leben ſein, wenn er nur wie andere Leute dieſe Gaben recht verwerthen, dem wahren Glauben anhangen und den Ertrag ſeines geiſtlichen Amtes im Genuſſe ſeines Familienglücks und der Achtung der gebildeten Kreiſe behaglich verſchmauſen wollte!

Und da mußte ſie nun noch der einfältigen Jette leuchtende Augen ſehen, wie ſie unverwandt an dem Prediger hingen! Was verſtand denn ſolch ein Ding davon, daß es jede Silbe von der Kanzel gleichſam begierig einſchlürfte!

Johannes Sadler hatte geendigt. Es waren noch einige Amtshandlungen vorzunehmen, doch ging die Familie nach Hauſe; die richtige Beſorgung des Mittageſſens lag der Pfarrerin am Herzen.

Schweigſam ging Henriette dahin, während die beiden anderen Mädchen fröhlich plauderten, und die Pfarrerin konnte ſich nicht enthalten, dieſe ihrer Meinung nach ganz unnöthige Andacht des jungen Mädchens zu ſtören, indem ſie ſie aufforderte, die Kinder in Ordnung zu halten. Die Kinder waren nämlich zurückgeblieben, um von dem wachſamen Auge der Mutter nicht getroffen zu werden, folgten ihr auf zwanzig Schritte und ſuchten ſich für das Stillſitzen dadurch zu entſchädigen, daß ſie einander pufften und dazu hell auflachten.

Die Pfarrerin nahm ſich vor, energiſch in die ganze Sache hineinzufahren, und ſie verſtand unter der „ganzen Sache“ nicht weniger als die geſammte amtliche, geſellſchaftliche und innere Lage des Hauſes. Solche Entſchlüſſe faßte ſie nicht ſelten, und es blieb alsdann auch nicht bei dem bloßen Vorſatz. Sie war eine Frau, der lebhafte Bewegung noth that. Ihre Miene verkündete Sturm, ſo daß ihre Mutter, die dies Geſicht kannte, auf halbem Wege abſchwenkte, um, wie ſie vorgab, noch einen Beſuch zu machen.

Zu Hauſe angekommen, wollte die Paſtorin ſoeben ihren Sonntagshut ablegen, um alsdann in der Küche nach dem Rechten zu ſehen, als ihr ein großer Brief ins Auge fiel, der inzwiſchen abgegeben worden war und noch auf dem Tiſche des Vorplatzes lag. Sie heftete den Blick forſchend darauf, und ihre Lippen preßten ſich zuſammen. Das Ausſehen des Briefes gefiel ihr nicht. Sie drehte ihn hin und her: das Siegel war das der höchſten geiſtlichen Behörde in der Hauptſtadt, die Aufſchrift kanzleimäßig. Der armen Frau klopfte das Herz. Es waren im Laufe der letzten Zeit ſchon einige Male ſolche Briefe gekommen. Man war in der Hauptſtadt nicht unbekannt mit der Richtung des Paſtors, und hatte demſelben Winke gegeben, wie er ſich zu beſſern habe. Gar zu gern hätte ſie den Brief geöffnet, aber das wagte ſie doch nicht. Sie trug ihn auf den Schreibtiſch ihres Mannes und ſetzte ſich ſorgenvoll davor.

Der Krug geht ſo lange zu Waſſer bis er bricht, ſagte ſie ſich. Sollte nicht endlich das Unglück kommen, das ich ſo lange ſchon vorausſehe? Auch andere Geiſtliche haben ſchon ihre Stelle verloren. Ein Wunder wäre es wahrhaftig nicht.

Nur mit halber Seele ging ſie in die Küche, machte das Mädchen auf ſeine Schwächen aufmerkſam und tadelte Henriettens Friſur. Ungeduldig wartete ſie auf ihres Gatten Erſcheinen. Als ſie ihn endlich die Straße herabkommen ſah, füllte ſie ihm eine Taſſe mit Bouillon und brachte ihm dieſelbe dann, als er heimgekehrt war, in ſein Zimmer.

Er hatte den Brief entdeckt und war im Leſen begriffen. Sie ſtellte die Taſſe vor ihm hin und ſah ihn prüfend an. Er nickte dankend mit dem Kopfe, las ohne eine Miene zu verziehen, zu Ende, faltete dann das Schreiben wieder zuſammen und verſchloß es in der Schublade.

Willſt Du Dich nicht etwas ſtärken? fragte ſie.

Ich danke Dir, liebe Eliſabeth, entgegnete er und trank die Taſſe aus.

Doch nichts Unangenehmes? fragte ſie in peinigender Ungeduld.

Wie man es nehmen will. Das Schreiben betrifft meine amtliche Stellung.

Willſt Du es mir denn nicht zeigen? brach ſie hervor.

Es iſt beſſer, liebe Eliſabeth, die Geſchäfte zu trennen. Dir der Haushalt, mir mein Amt. Auch wollen wichtige Dinge reiflich überlegt werden.

Willſt Du denn das Wichtigſte nicht mit mir, Deiner Frau, überlegen, Johannes? Ich bin in der tödlichſten Angſt.

Er runzelte die Braunen. Mit mir ſelber will ich zunächſt zur Klarheit kommen, Eliſabeth. Und Du ſollteſt doch meine Liebe darin erkennen, daß ich nicht Dir zu Deiner Laſt auch noch die meinige Hals über Kopf aufbürde.

So iſt es alſo etwas Schlimmes! rief ſie, die Hände gefaltet. O, Du beweiſeſt mir ein ſchlechtes Vertrauen! Das iſt nicht auszuhalten, daß Du Alles in Dich verſchließeſt. Ich kann es mir aber ſchon denken, was es iſt. Was ich Dir längſt geſagt habe, das ſagen Dir nun Deine Vorgeſetzten.

Da erhob er ſich und ſagte mit ernſtem gebieteriſchem Tone: Laß mich in Frieden, Eliſabeth!

Sie kannte dieſen Ton. Es gab Augenblicke, wo ſelbſt ſie ihren Mann reſpektirte. Sie kniff die Lippen zuſammen und entfernte ſich.

Er aber ſetzte ſich in ſeinen Sorgenſtuhl und dachte nach. Welches ſind die Hinderniſſe zur Seligkeit? fragte er ſich. Ohne Beutel und ohne Taſche zogen einſt die Verkündiger des Evangeliums aus und ſie litten keinen Mangel. Wenn man mir meine Stelle nimmt, ſollte ich da nicht viel tüchtiger werden in der Lehre des Unvergänglichen? Sie ſollten ihr Kleid verkaufen und dafür ein Schwert erwerben. Ja, das Schwert des Geiſtes, der nicht mehr gehemmt wird durch den Beſitz. Denn es iſt ja wohl ganz unmöglich, für die Wahrheit zu kämpfen und zugleich im Beſitze zu ſein. Das wollte Chriſtus mit dem Worte ſagen: es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Reicher in das Reich Gottes kommt.

Wie aber? Wenn ich nicht nachgebe, wenn ich bei meiner Überzeugung bleibe, wenn man mir mein Amt nimmt — was wird aus meiner Frau und meinen

Kindern? Werden ſie mit mir keinen Mangel leiden gleich jenen, die ohne Beutel und Taſche auszogen? Ich fürchte, Frau Eliſabeth würde niemals zufrieden ſein mit dem Leben, welches die Apoſtel führten. Ich denke, der große Apoſtel Paulus ſelber würde in ſeiner Predigt und ſeinem Todesmuth gelähmt worden ſein, wenn Frau Eliſabeth ihn auf ſeinen Reiſen begleitet hätte.

Was war wohl der Grund, warum Chriſtus nicht geheirathet hat? Er wollte doch nicht allein die beſeligende Lehre geben, ſondern ſein Leben ſelbſt ſollte als ein Beiſpiel die ſtärkere Predigt ſein. Welch ein Beiſpiel aber kann ein Junggeſell durch ſein Leben geben? Weder die Freuden noch die Leiden des Lebens kennt er anders als von Hörenſagen, und nicht ganz mit Unrecht ſagte mein Amtsbruder Scholberg am vergangenen Sonntage, daß derjenige, welcher vor der Ehe fliehe, dem lieben Gott aus der Schule laufe. Sollen wir nun annehmen, daß Chriſtus ſelbſt Gott war und daß es dem Gotte nicht anſteht, zu heirathen? Aber inſofern ſein Leben ein Beiſpiel ſein ſollte, war Chriſtus doch Menſch. Welches Beiſpiel könnte uns Sterblichen das Leben eines Gottes ſein?

Die katholiſche Kirche hat das richtiger erfaßt als unſere Kirche. Sie will nicht, daß ihre Diener ſich beweiben. Sie meint es ernſtlich mit der Nachfolge Chriſti. Und was würde wohl geworden ſein, wenn Chriſtus ein Weib gehabt hätte? Die Thiere des Feldes hatten ihre Löcher, aber er hatte nicht, wohin er ſein Haupt legen ſollte. Das würde ſeiner Gattin ſehr unbequem geweſen ſein. Ich vermuthe, wenn er eine Frau gehabt hätte, ſo würde ſie ihm mehr Vorſtellungen gemacht haben, als alle ſeine Jünger zuſammen genommen. Sie würde ſich bemüht haben, ihn auf den rechten Weg zu bringen. Sie würde ihm die ſchönen Häuſer der Schriftgelehrten und Phariſäer gezeigt und ihn auf die Kleider aufmerkſam gemacht haben, welche deren Frauen trugen. Sie würde ihn gefragt haben, ob er denn nicht wenigſtens ein Eintrittsgeld bei ſeinen Predigten nehmen wolle, da doch die Schriftgelehrten auch nicht umſonſt lehrten und doch in ſo großem Anſehen ſtünden. Sie würde ſehr verletzt geweſen ſein, wenn ſie nicht zu den Geſellſchaften der Phariſäerdamen eingeladen worden wäre, denn ſie hätte doch geſehen, daß ihr Mann weiſer und edler war, als alle Phariſäer und Schriftgelehrten, als die erſte Geſellſchaft von Jeruſalem und der Adel von Juda. Und würde ſie nicht auch Schwierigkeiten erhoben haben, wenn ihr der Heilsplan der Gottheit bekannt geworden wäre und ſie die Entdeckung gemacht hätte, daß ſie ſelbſt dabei eine Witwe ganz ohne Mittel, ohne Penſion, auf Almoſen angewieſen, werden würde?

Doch nicht alle, nicht alle ſind ſo! Es giebt herrliche Frauen, liebende Seelen, aufopfernde Gemüther, Geiſter, die von Gott geküßt ſind, und die durchdringenden Augen des Menſchenkündigers möchten wohl im Stande geweſen ſein, eine ſolche Lebensgefährtin auszuſuchen, welche ſeine Sendung begriffen hätte, ein Weib zu finden, das im leichten Schwunge erhabenen Gefühls eine Höhe der Anſchauung erreicht hätte, die den Standpunkt aller Jünger überragte.

Gleichwohl hat er es nicht gethan. Was iſt der Grund davon, daß er ein Beiſpiel gab, das ſo wenige unter uns befolgen, und das nur in der katholiſchen Kirche für heilig gilt?

Es wurde dem Paſtor angezeigt, daß das Eſſen angerichtet ſei, und er ging hinüber in das Speiſezimmer. Er bemühte ſich, eine unbefangene und heitere Miene zu zeigen, während die Augen ſeiner Gattin prüfend auf ihm ruhten und er deutlich fühlte, daß es in ihr kochte und eine nervöſe Aufregung ſie beben machte. Er ſprach das Tiſchgebet und wandte ſich im Geſpräch über harmloſe Dinge an die jugendliche Geſellſchaft, die Penſionärinnen und Kinder, welche den Hauptttheil des Kreiſes ausmachten.

Aber der Friede ſollte nicht lange dauern. Die Schwiegermutter, welche dem Paſtor zur Rechten ſaß, ſprach von einem Trauerfall, der in der Bekanntſchaft vorgekommen war, und erwähnte des tiefen Schmerzes der Frau, die ihren Gatten verloren habe, nun mit ihren Kindern in großer Bedrängnis, des Ernährers beraubt, der ungewiſſen Zukunft entgegenſehe und nur mit Mühe von den Freundinnen davon abgehalten worden ſei, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen.

Nun ſprach die alte Dame hierüber in einer ſehr weltlichen Weiſe, indem ſie die jammervolle Lage der Witwe ganz ohne Perſpektive auf die Unendlichkeit der Welt und der Güte Gottes darſtellte und deren Verzweiflung mehr beklagte, als zum Gegenſtand des Tadels machte. Der Paſtor fand an der Erzählung, welche die Schwiegermutter in der ihr eigenthümlichen Weiſe mit haſtigen Geberden und ungeordnet vorbrachte, kein beſonderes Gefallen, hatte es jedoch ſchon ſeit langem aufgegeben, wenn er es überhaupt je verſucht hatte, den Charakter und die Manieren der alten Dame zu ändern. Er wollte das Geſpräch auf ein anderes Thema hinüberlenken. Aber ſeine Frau ließ ſich eine ſolche Gelegenheit, dem innern Bohren und Wühlen Luft zu machen, nicht vorübergehen.

Wie kannſt Du nur ſo etwas vorbringen, Mutter!

rief ſie. Die Frau ſollte ſich wegen ihres unchriſtlichen Benehmens ſchämen! Sie ſollte an das Wort denken: wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Es heißt in der Schrift: Die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit.

Na, na, Lieschen, ſagte ihre Mutter, übertreibe es nur nicht! Ich wüßte nicht, daß aus Unglück noch je etwas Gutes gekommen wäre. Und denke Dich doch nur einmal in die Lage hinein! Keine Penſion, faſt gar kein Vermögen. Da iſt es kein Wunder, wenn Eins denkt, es wäre ihm ſchon gut, wenn es auch ſchon da läge, wo wir alle hinkommen.

Wo wir alle hinkommen? Wohin kommen wir denn? Wir kommen in das Himmelreich, wenn wir nur den rechten Glauben hier auf Erden gehabt haben. Daran ſollte die Frau denken und bedenken, daß nach kurzem Leid die ewige Herrlichkeit erblüht. Er iſt ihr vorangegangen, darum ſoll ſie nicht rückwärts blicken und nicht jammern. Er iſt vor ihr, nicht hinter ihr. Sie ſoll ſich auf das Wiederſehen mit dem Verklärten freuen!

Die alte Dame war ein wenig betroffen, und indem ihr in dieſem Augenblicke das Bild möglichen Wiederſehens mit ihrem eigenen, ſchon vor langen Jahren verſtorbenen Ehegemahl vor Augen trat, ſchüttelte ſie den Kopf.

Nein nein, rief ſie, nur kein Wiederſehen! Das wäre ja ſchrecklich!

Der Paſtor dachte bei dieſem plötzlichen Ausbruche wahren Gefühls bei der alten Dame, welcher durch keine Überlegung und Rückſicht eingedämmt worden war, an die Konſequenzen eines Wiederſehens nach dem Tode, und er begriff die Furcht ſeiner Schwiegermutter. Gleichwohl beabſichtigte er, durch ein vermittelndes Wort den offenbaren Unglauben, der ſich in ihrem Ausruf kundgegeben hatte, für die Tiſchgeſellſchaft in ein beſſeres Licht zu rücken. Aber ſeine Frau kam ihm in ihrem Eifer zuvor.

Wenn Du doch lieber den Mund halten wollteſt, Mutter, anſtatt ihn zu Läſterungen zu öffnen, ſagte ſie mit der Miene tiefſter Empörung, und indem ſie ſich dann gegen ihren Gatten wandte, fuhr ſie fort: wenn Du ein anderer Mann wäreſt, ſo würde ſich ſelbſt dieſe unvernünftige alte Frau nicht erlauben, in Gegenwart eines Geiſtlichen ſo gottloſe Reden zu führen.

Es trat eine jener ängſtlichen Pauſen ein, wie ſie in dieſer Familie nicht ſelten waren, und mit tiefem Herzweh erkannte der Paſtor den Eindruck, den ein ſolcher Zwiſt zwiſchen den Eltern bei den Kindern hervorrief. Aber ein ſchmerzerfüllter tiefer Blick voll Sympathie aus Henriettens Augen begegnete dem Blicke des Paſtors und berührte ihn wunderbar, ſo daß er erneute Kraft erhielt, ruhig zu bleiben.

Dich leitet eine gute Abſicht und ein religiöſes Empfinden, welches aller Achtung werth iſt, liebe Frau, ſagte er. Indeſſen darfſt Du Deiner Mutter, wenn Du das vierte Gebot achten willſt, nicht ſo über den Mund fahren. Und auch abgeſehen hiervon iſt das, was Deine Mutter ſagte, nicht mit den Bezeichnungen abzuthun, welche Du eben gebrauchteſt. Es haben ſich hohe Leute, große Denker und Säulen der Kirche, gegen deren Autorität die unſrige nichts iſt, ſehr verſchieden über die Frage der perſönlichen Unſterblichkeit ausgeſprochen, ſo daß ſich niemand zu ſchämen oder einen Vorwurf zu machen hat, der an das Wiederſehen nicht zu glauben vermag.

Und das ſagſt Du! Das ſagſt Du in Gegenwart Deiner Kinder! kreiſchte die Paſtorin auf. Du willſt ein Geiſtlicher ſein! Du ein Verkündiger des Evangeliums? Seht ihn euch an, ihr Kinder, und ihr Mädchen, die ihr von euern Eltern geſchickt ſeid in der Meinung, dies ſei ein chriſtliches Haus. Seht ihn euch an. Dieſer iſt es, der auf der Kanzel ſteht und das Evangelium predigt!

Tiefer Jammer erfüllte die Seele des Paſtors. Was ſollte er thun? Sollte er ſeine Frau von der Tafel verweiſen? Ja, er ſah ihr an, daß ſie darauf nur wartete, um mit erhöhter Wuth loszubrechen. Ihre Augen funkelten, ihre Hände krallten ſich in das Tiſchtuch, das nicht weißer war als ihr Geſicht. Sie würde nicht gegangen ſein, er kannte ſie, er wußte, daß ihre Selbſtbeherrſchung ſie verlaſſen hatte und daß jedes Wort von ihm ſie nur zu noch heftigeren Scenen aufreizen würde.

Da legte er Meſſer und Gabel nieder, erhob ſich und ging hinaus.

Welch ein Sumpf! ſagte er ſich gramvoll, welch ein Sumpf!

Er war in ſein Arbeitszimmer zurückgekehrt und in ſeinem Sorgenſtuhl zuſammengeſunken.

Welch ein Sumpf, in dem ich ſtecke! wiederholte er ſich. Je mehr ich mich bemühe, herauszukommen, deſto tiefer ſinke ich ein. Es giebt keine Rettung! Es giebt keinen Weg, dieſe Frau loszuwerden. Sie würde niemals in eine Scheidung willigen, ſelbſt wenn ich mein geiſtliches Amt niederlegen wollte, um mich von ihr ſcheiden zu laſſen. Keine Rettung!

Er ſaß in tiefem Kummer, bis er an dem Lärm auf dem Flur wahrnahm, daß ſeine Familie das Mittagseſſen beendigt hatte.

Ich will noch einmal verſuchen, ein ermahnendes Wort mit ihr zu reden, ob es etwa Wirkung haben könnte, ſagte er ſich.

Er ging hinüber in das Zimmer ſeiner Frau, wo ſie ſich, wie er wußte, nach Tiſche allein aufzuhalten, eine Predigt zu leſen und kurze Zeit zu ſchlummern pflegte.

Mit ernſtem und ſtrengem Antlitz trat er vor ſie hin.

Eliſabeth, ſagte er, Du haſt Dich heute wieder in einer Weiſe vergeſſen, die ich nur einem krankhaften Zuſtande Deines Gemüthes zuſchreiben kann, wenn ich ſie nicht in höchſtem Maße unchriſtlich finden ſoll. In Gegenwart der Kinder, Deiner Mutter, der unſerm Schutze anbefohlenen Zöglinge haſt Du gegen mich, Deinen Mann, eine Sprache geführt, die ...

Ich glaube gar, Du willſt mich jetzt beſchuldigen, entgegnete ſie mit gleichgültigem Tone. Du ſollteſt doch wünſchen, daß ich vergäße, was Du geſagt haſt. Von Dir ging der Zank aus, und das darfſt Du mir nicht übel nehmen, wenn ich auch einmal heftig werde. Denn was Du heute Mittag geſprochen haſt, iſt unerhört. Wenn Deine Amtsbrüder und Vorgeſetzten das gehört hätten, ſo kämeſt Du mit Recht vom Amte.

Ich habe, offen geſtanden, keinen Reſpekt mehr vor einem Manne, der als Geiſtlicher dem Unglauben das Wort führt.

Weib! Beuge Dich! rief der Paſtor mit donnernder Stimme. Der Herr, Dein Gott, befiehlt es Dir, denn er ſpricht zu dem Weibe: Er ſoll Dein Herr ſein.

Frau Eliſabeth ſchrak zurück. Vor dem zürnenden Auge ihres Mannes erbebte ſie.

Freilich, ſagte ſie nach kurzem Schweigen, während ihr die Thränen in die Augen traten. Das befiehlt der Herr. Aber ich glaube auch nicht, daß ich diejenige bin, die dem göttlichen Gebote jemals ungehorſam geweſen iſt.

Da täuſcheſt Du Dich. In deiner Selbſtgerechtigkeit ſündigſt Du. Während Du Dich Deines Glaubens rühmſt und hochmüthig auf Deine Nächſten hinabſiehſt, brichſt Du das erſte und heiligſte Gebot des Heilands: Du vergiſſeſt der Liebe. Und Du machſt Dich des Bruchs aller Gebote ſchuldig, indem Du nicht biſt, was Du ſein ſollteſt, ein gehorſames Weib, ein liebendes Weib, Deinem Manne ein Troſt und eine Freude, ſondern indem Du ihm das Leben ſchwer machſt, ihm ſeinen Beruf verdirbſt wie ſeine Häuslichkeit und ihn täglich und ſtündlich wünſchen läſſeſt, er hätte Dich niemals geſehen.

Ich weiß, warum Du das ſagſt, entgegnete ſeine Frau. Du haſt mich aus Mitleid genommen und nun wirfſt Du es mir vor. Aber viele Männer heirathen ohne Vermögen, es iſt eine Schande, nach Geld zu heirathen, und meine Familie iſt eben ſo gut, wie die Deinige, wenn nicht vielleicht noch beſſer. Wenn meine Mutter eine widerwärtige alte Perſon iſt, ſo iſt es nicht meine Schuld. Und meine Schuld iſt es auch nicht, daß ſie bei uns im Hauſe iſt. Ich hätte ſie ſchon abwehren wollen, aber Du haſt ſie ja eingeladen. Nun darfſt Du mir auch keine Vorwürfe machen. Scholberg hat nicht mehr Einnahmen wie wir, und wie ſteht Scholberg da! Sogar der Adel verkehrt in ſeinem Hauſe! Es kommt auf den Mann an. Er iſt es, der dem Hauſe Anſehen und Stellung giebt, nicht die Frau!

Als der Paſtor dieſe Entgegnung hörte, verzagte er an dem Erfolge ſeiner Ermahnung und begann ſich ſelbſt der Thorheit anzuklagen, daß er verſucht habe, zu beſſern, was nicht zu beſſern war.

Ich ſprach nicht davon, ſagte er ruhig. Du haſt mich falſch verſtanden. Ich ſprach von Deinen Pflichten als einer chriſtlichen Hausfrau. Biſt Du denn nur ſo ganz ohne Vernunft?

Eine chriſtliche Hausfrau verdient das Vertrauen ihres Mannes, entgegnete ſie. Ich bin nicht ſo ſehr ohne Vernunft, daß ich es nicht tief empfinden ſollte, wenn Du mir Dein Vertrauen entziehſt. Wenn Du mich nicht darnach behandelſt, kann ich Dir das auch nicht ſein, was Du verlangſt. Wenn irgend eine Frau, ſo bin ich der treue Beiſtand des Mannes; wenn Du aber wichtige Briefe, die über unſere ganze Exiſtenz entſcheiden können, mir nicht zeigſt, ſondern ängſtlich in Deinen Schreibtiſch verſchließeſt, ſo kannſt Du Dich nicht wundern, daß ich gereizt bin.

Da Du denn dieſen Brief durchaus zu ſehen wünſcheſt, deſſen Inhalt ich Dir in ſchonender Weiſe mitzutheilen gedachte ...

Ach was! Schonender Weiſe! Das iſt ſo Deine Manier. Schließlich kommt es ja doch zu Tage, und dann muß ich, dann müſſen Deine Kinder ja doch alles ausbaden. Darum nur keine falſche Schonung. Ich kann mir ſchon denken, was darin ſteht. Denn wenn es etwas Gutes wäre, würdeſt Du es mir ſchon mitgetheilt haben.

Du wünſcheſt es alſo und machſt aus der Rückſicht, die ich ſo gern Dir gegenüber walten laſſe, eine Waffe, um mich zu verletzen. So ſei es denn, ich will Dir den Inhalt des Briefes ohne weitere Umſchweife mittheilen. Das Konſiſtorium fordert mich auf, meine religiöſe Überzeugung zu ändern, widrigenfalls eine Unterſuchung über mich angeſtellt werden würde. Das Ende dieſer Unterſuchung wird, wie ich ſchon jetzt vorausſehen kann, meine Amtsentſetzung ſein. Da ich nun nicht untreu gegen mich ſelbſt werden will, meine religiöſe Überzeugung nicht wie einen Rock wechſeln kann, und da mir überhaupt die Wahrheit höher ſteht als alles andere, ſo habe ich die Abſicht, nicht nachzugeben. Ich faſſe alſo meine Enthebung vom Amt ſchon jetzt als etwas ſicher Bevorſtehendes ins Auge.

Der Paſtor hatte ſich auf einen Ausbruch der heftigſten Art gefaßt gemacht, aber es ſchien ſo, als ob ſeine Frau inſtinktiv ſeine Erwartungen erriethe und dieſelbe in ihrem Widerſpruchsgeiſt in jedem Falle zu Schanden zu machen beſtrebt ſei.

Sie veränderte keine Miene, ſondern ſagte nur in eiſigem Tone: das habe ich mir gedacht. Nun, Du mußt wiſſen, was Du thuſt. Du biſt der Mann.

Allerdings, ſagte der Paſtor, indem er ſeine Überraſchung nicht kund werden ließ, und nachdem er dieſes eine Wort geſprochen und ſein fragender Blick keine Entgegnung in der unbewegten Miene ſeiner Frau gefunden hatte, verließ er das Zimmer.

Es war Zeit für ihn geworden, den Talar wieder anzulegen. Er hatte noch einige Amtshandlungen vorzunehmen und unter anderm eine Leiche zu Grabe zu geleiten. Er ſprach dieſen Nachmittag beſonders eindringlich zu den Leidtragenden, und ſein Blick richtete ſich mit tiefem Empfinden auf den Sarg, der in die Erde niederging. Er war ſich längſt der tiefen Wahrheit des Chriſtenthums bewußt geworden, daß der Tod eine Erlöſung iſt, und wenn er es einmal vergeſſen und an den Dingen dieſer Erde lebhafteren Antheil nehmen wollte, ſo rief ihn die Erinnerung an ſeine Häuslichkeit immer wieder zurück und lenkte ſeinen Blick auf die Ewigkeit.

Der chriſtliche Glaube trägt die Überzeugung der Unſterblichkeit in ſich, ſo ſprach er heute am Sarge, aber ſelbſt für denjenigen, der nicht glaubt, ſollte der Tod kein Schrecknis bilden. Denn er kann nur eines von zwei Dingen ſein: entweder der Übergang zu einem neuen Leben oder aber das Aufhören der Exiſtenz. Und ich frage diejenigen, welche ihre Gedanken nicht bis zu dem Glauben an die Auferſtehung erheben können, ob ſie wohl in ihrem Leben hier auf Erden von früher Kindheit an viele Tage erlebt haben, von denen ſie ſagen könnten, daß ſie angenehmer geweſen ſeien als eine traumloſe Nacht. Es iſt wohl ſo, wie es in der Schrift heißt: wenn es köſtlich geweſen iſt, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen.

cf. Plato,
Apologie

Als er nach Beendigung ſeiner Amtshandlungen wieder heimkehrte, ging er ſogleich in ſein Arbeitszimmer. Seit dem Empfange des amtlichen Schreibens hatte ihn der Gedanke beſchäftigt, womit er ſeine Familie ernähren wolle, wenn er erſt ſein Amt verloren haben werde. Es war ihm ängſtlich zu Muthe, wenn er an ſeine vier Kinder dachte. Für ſich allein hätte er ja leicht ſorgen können. Aber eine Familie! Er wollte an einen Freund in einem benachbarten Lande ſchreiben und ſich bei dieſem erkundigen, ob er wohl dort, wo tolerantere Anſchauungen herrſchten, auf eine Wiederanſtellung als Geiſtlicher rechnen könne.

Kaum hatte er jedoch die erſten Zeilen geſchrieben, als die Thür ſich öffnete und er ſeine Frau erblickte, die mit ſehr blaſſem Geſichte hereintrat und auf ihn zu kam. Mit einigem Erſtaunen ſah er, daß ſie die Hände faltete und mit der unterwürfigſten Miene vor ihm ſtehen blieb.

Ich bitte Dich nm Verzeihung, ſagte ſie. Kannſt Du mir meine Heftigkeit vergeben? Ach, ich kenne mich oft ſelbſt nicht und bringe im Zorn Dinge vor, die mich nachher unglücklich machen.

Meine liebe gute Frau, entgegnete er, auf das angenehmſte überraſcht. Dieſes eine Wort löſcht alles aus. Wie kannſt Du denken, daß ich Dir zürnte.

Ich weiß ja, wie es geht. Ich kenne ja Dein Herz. Es iſt ja niemals böſer Wille bei Dir, ſondern nur Dein heftiges Temperament reißt Dich hin. Aber bei allem guten Willen, den Du haſt, muß ich Dich doch daran erinnern, daß Du beſſer im Auge behalten ſollteſt, was Du den Seelen der Kinder ſchuldig biſt. Alles, was Du mir thuſt, kann ich leicht vergeſſen, wenn aber in Gegenwart der Kinder ſolche Scenen vorfallen, wie heute Mittag, ſo zerreißt es mir das Herz, indem ich an die ungeheure Sünde denke, die darin liegt, daß den Unſchuldigen ein Ärgernis gegeben wird. Du wirſt dadurch ſchuldig und machſt mich zum Mitſchuldigen an einer That, von der Chriſtus ſagt, es ſei beſſer, mit einem Mühlſtein am Halſe verſenkt zu werden, wo das Meer am tiefſten iſt, als dieſe That zu begehen. Nimm es Dir ernſtlich vor, wenn einmal wieder der Zorn Dich überwältigen will, den Mund feſt geſchloſſen zu halten, bis Du mit mir allein biſt.

Ja, dann mußt Du mich aber auch nicht reizen. Geſtehe, daß Du ſelber die Veranlaſſung wareſt, indem Du auf das thörichte und gottloſe Geſchwätz der einfältigen alten Frau nicht die Antwort gabſt, die ſich für einen chriſtlichen Geiſtlichen geziemte.

Wenn Du eine Schuld für mich haſt, ſo will ich ſie gern tragen, erwiderte er kopfſchüttelnd. Aber auch hinſichtlich Deiner Mutter ſollteſt Du das Gebot des Herrn bedenken. Es ziemt ſich nicht ſo hart über die eigenen Eltern zu ſprechen. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.

Ach, ich will mich ja gerne beſſern. Ich gelobe es Dir, mich künftig mehr im Zaum zu halten, wenn Du nur auch mehr Nachſicht mit mir haben und mich nicht durch Äußerungen reizen willſt, die nicht zu Deinem Amte paſſen. Laß uns getreulich zuſammenhalten, wie es ſich für chriſtliche Eheleute ſchickt, und vor allem entziehe mir nicht länger Dein Vertrauen.

Was meinſt Du mit dieſem Vertrauen?

Lieber Mann, Du weißt, in welcher großen Sorge ich bin. Du willſt mir den Brief nicht zeigen. Es iſt ja Dein Brief. Du biſt der Mann und mußt wiſſen, was Du thuſt. Aber wenn Du an die Zukunft, an die Kinder denkſt, wie viel zum Leben gehört, wie theuer ...

Sorget nicht für den morgenden Tag, denn der morgende Tag wird für das Seine ſorgen.

Ja ja, das iſt ja ganz richtig. Aber bedenke nur, welche treue Gefährtin ich Dir immer geweſen bin, und laß uns zuſammen überlegen, was zu thun iſt. Ich weiß ja ſchon, was in dem Briefe ſteht. Wenn Du ſo biſt, wie Du Dich heute zeigſt, ſo kann ich es mir ſchon denken, und außerdem haſt Du es mir ja geſagt. Aber ich hoffe, Du haſt es in Deinem Eifer übertrieben. Laß mich den Brief doch auch leſen. Vielleicht iſt es nicht ſo ſchlimm, wie Du es aufgefaßt haſt. Man kann doch einen Geiſtlichen, der Jahre lang ſein Amt treu verwaltet hat, nicht ſo ohne weiteres abſetzen.

Hier iſt der Brief. Lies ihn ſelber.

Die Paſtorin griff begierig nach dem Schreiben und durchlas es.

Ich finde nichts von Amtsentſetzung, ſagte ſie.

Sie ſteht im Hintergrunde, entgegnete er.

Ja, vielleicht, wenn Du auf die Wünſche des Konſiſtoriums nicht eingehſt. Aber iſt denn das nur wirklich ſo ſchlimm, was das Konſiſtorium verlangt?

Meiner Anſicht nach iſt es die Verleugnung meiner Überzeugung.

Die Herren im Konſiſtorium ſind aber doch auch Chriſten und wiſſen, was ſie thun, ſagte ſie. Warum willſt Du Dich denn nur ſo überheben und Dir einbilden, Du hätteſt allein die richtige Anſicht?

Das thue ich auch nicht. Nur habe ich einmal eine Überzeugung und kann nicht anders als ſie feſthalten.

Ja, lieber Mann, aber in das Konſiſtorium ſind doch nicht gerade die Dümmſten gekommen, ſondern im Gegentheil Männer, die ſich hervorgehoben haben. Es ſind doch die angeſehenſten Geiſtlichen des ganzen Landes.

Das möchte ich noch nicht ſo unbedingt zugeben. Aber ſelbſt wenn es der Fall wäre — denke einmal daran, was Luther geantwortet hat, wenn man ihm vorhielt, daß er ganz allein den angeſehenſten Geiſtlichen ſeiner Kirche gegenüber ſtehe.

Das iſt ja auch etwas anderes. Damals kannte man das Evangelium noch nicht und Luther ſtand auf dem Boden der Wahrheit. Jetzt aber weiß man, was das Evangelium iſt und braucht nur Luther zu folgen.

Wir wollen dieſen Punkt nicht weiter erörtern, liebe Frau, denn Dir fehlt, wenn Du es mir nicht übel nehmen willſt, die nöthige Folgerichtigkeit des Denkens. Wenn Luther das Recht der eigenen Forſchung gehabt hat, ſo hat es jeder andere auch: dieſer Grundſatz iſt das Fundament des Proteſtantismus.

Frau Eliſabeth verzog das Geſicht, aber ſie beherrſchte ſich und fuhr fort: ſage lieber: des Proteſtantenvereins. Aber iſt es denn nur etwas ſo Schlimmes, was das Konſiſtorium verlangt?

Es iſt gerade nichts Schlimmes, nur iſt es, wie Du recht wohl weißt, etwas, was meiner theologiſchen Überzeugung zuwider läuft.

Warum gehſt Du denn nur immer ſo um die Sache herum? Sprich es doch frei heraus. Oder fehlt Dir der Muth, es einzugeſtehen, daß Du den rechten Glauben nicht haſt?

Das Geſpräch wendet ſich ſchon wieder einem gefährlichen Boden zu, liebe Eliſabeth. Wir wollen es abbrechen.

Noch nicht, ſagte ſie. Bitte, behandle mich nicht in dieſer Weiſe. Denn nicht nur als Deine Frau, ſondern auch als Chriſtin ſpreche ich zu Dir. Du willſt die Göttlichkeit Chriſti nicht anerkennen. Bedenkſt Du denn nicht, daß Du Dein ewiges Seelenheil zugleich mit Deiner amtlichen Stellung verſcherzeſt?

Ich kann nur wiederholen, daß ich über dieſen Punkt nicht noch einmal mit Dir ſprechen will.

Frau Eliſabeth ſchwieg eine Weile. Dann fing ſie von neuem wieder an: ich habe Dich erzürnt. Aber ſchenke mir noch ein wenig Geduld. Es handelt ſich doch um unſere ganze Exiſtenz. Jetzt, wo Du in der Erregung biſt, faſſeſt Du vielleicht einen Entſchluß, der Dir heldenhaft vorkommt und bei dem Du Dir wie ein zweiter Luther erſcheinſt. Aber nachher, wenn die Leute mit Fingern auf uns zeigen und dazu kein Brod im Hauſe iſt, bereuſt Du es vielleicht. Iſt denn der Unterſchied nur ſo groß? Ich meine den Unterſchied zwiſchen dem, was Du glaubſt, und dem, was das Konſiſtorium verlangt? Oder meinſt Du, Deine Anſicht würde etwas an der Sache ändern? Ob Du Dein Amt behältſt oder es verlierſt, das iſt für das Konſiſtorium gleichgültig, aber für uns nicht. Deine Amtsbrüder, alle andern Geiſtlichen lachen Dich ja aus. Da wird wohl mancher ſein, der ſeine eigene Anſicht hat, aber die andern ſind nicht ſo dumm, es an die große Glocke zu hängen. Kannſt Du denn nicht dem Konſiſtorium Ja ſagen und für Dich denken, was Du willſt? Wenn Du Deinen Predigten nur ein klein wenig eine andere Wendung und Tendenz geben willſt, ſo iſt ja alles gut. Es achtet ja eigentlich kaum jemand darauf, was gepredigt wird. Die Leute ſind ja ſo dumm, daß ſie es gar nicht merken, und nur wenn es ihnen ganz extra auf die Naſe gehängt wird, ſehen ſie einen Unterſchied in der Anſchauung. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Du der allgemeinen Verachtung und dem allgemeinen Hohne zur Beute fallen ſollſt. Wenn ich bedenke, daß dies dumme Volk, das den tiefen Gehalt und die geiſtige Bedeutung Deiner Predigten gar nicht zu ſchätzen weiß, nun das Recht erhalten ſoll, über Dich abzuſprechen und ſich zu moquiren, ſo dreht ſich mir das Herz im Leibe herum. Und das alles aus purem Eigenſinn von Deiner Seite.

Liebſter beſter Mann, ſei doch nicht ſo hartnäckig, ſo eiſenköpfig! Ob Chriſtus Gott war oder nur ein Menſch, das liegt ja ſchließlich nur in Worten, denn auch die größten Theologen haben darüber ja nur ganz unverſtändliche und widerſpruchsvolle Erklärungen abgegeben. Und das kann ja auch nicht anders ſein, denn niemand kann erklären, was Gott iſt, und folglich kann auch niemand erklären, was Chriſtus iſt, wenn er Gott iſt.

Ich muß wirklich geſtehen, liebe Eliſabeth, entgegnete der Paſtor lächelnd, daß Du Deine Theologie nicht ohne Nutzen treibſt. Was Du zuletzt bemerkteſt, ſteht allerdings in völligem Widerſpruch mit allem, was Du ſonſt zu ſagen pflegſt, hat aber Hand und Fuß. Ich erkläre mir dieſe Einſicht aus Deinem dringenden Beſtreben, den Beſtand des wohlgeordneten Haushaltes zu ſichern. Ich gebe Dir darin vollſtändig Recht, daß der Streit über die Göttlichkeit Chriſti nur ein Wortſtreit iſt. Vielleicht iſt die ganze Theologie nur ein Streit um Worte. Aber dieſe Worte gewinnen Leben und Wirklichkeit, inſofern ſich der Charakter eines Mannes und Predigers mit ihnen erfüllt. Es handelt ſich hier um das Beiſpiel. Habe ich einmal gegen die jetzt herrſchende Richtung, welche die freie Forſchung unterdrücken will, Stellung genommen, ſo will ich auch meinen

Standpunkt behaupten. Und wenn die ganze Welt mit Fingern auf mich zeigt, ſo ſoll mich das weniger grämen, als wenn ich ſelbſt mit dem Finger auf mich zeigen müßte.

Ungeduldig zuckte Frau Eliſabeth die Achſeln. Du brauchſt Dich ja doch nicht zu übereilen, ſagte ſie. Kein tüchtiger Geſchäftsmann faßt einen folgenſchweren Entſchluß in der Erregung des Augenblicks. Antworte doch dem Konſiſtorium, Du wollteſt Dir die Sache überlegen, Du wollteſt Dein Gewiſſen zu Rathe ziehen, Du ſeieſt Dir keines Unrechts bewußt, man müßte Deine Predigten falſch aufgefaßt haben, und dergleichen mehr. Mit der Zeit findet ſich alles. Wer weiß, was die Veranlaſſung zu dieſem Schreiben des Konſiſtoriums iſt! Die Herren haben vielleicht gedacht, ſie müßten ihrer Pflicht genügen, indem ſie Dir ſchrieben, und wenn ſie nur nicht offenbarem Trotz begegnen, werden ſie ſich ſchon beruhigen. Eine hinhaltende Antwort iſt das Klügſte. Und Du kannſt Dir doch alles auch noch einmal überlegen. So gelehrt und geſcheidt Du auch biſt — Du mußt doch auch nicht denken, daß Du allein im Beſitze aller Weisheit wäreſt.

Es giebt ein altes Wort, liebe Eliſabeth, das heißt taceat mulier in ecclesia. Das heißt, in Fragen, welche die Kirche betreffen, ſoll die Frau nicht mitreden. Für mich handelt es ſich um kein Überlegen mehr. Mein Leben und meine Predigten liegen offen da. Ich will meine Vergangenheit und meine Überzeugung nicht verleugnen. Ich will nicht mich ſelbſt verachten müſſen. Und ich ſetze das Vertrauen in die göttliche Führung, daß ſie den Mann, der ſeinem Gewiſſen folgt, ihren Beiſtand nicht verſagen wird. Seine Pflicht zu thun, das iſt die einzige wahre Klugheit, und auf Gott vertrauen die einzige Weisheit. Alles iſt ungewiß im Leben, die Ereigniſſe ſpotten täglich unſerer Vorausſicht, und Frevelmuth iſt es, klüger ſein zu wollen als Gott, indem wir irdiſchen Rückſichten folgen und ſein Kreuz nicht auf uns nehmen. Ich hege die feſte Zuverſicht, daß aus der Trübſal die Herrlichkeit erblühen wird für den, der wacker iſt und den Stern nicht aus den Augen verliert, der über Bethlehem leuchtete.

Es iſt um wahnſinnig zu werden! rief Frau Eliſabeth. Dieſer geiſtige Hochmuth! Dieſer Trotz! Dieſe Blindheit! Wir werden betteln gehen und dazu verhöhnt werden! Um Gotteswillen, Mann, beſinne Dich doch nur! Wir könnten es ſo gut haben. Du haſt Dein Amt, Dein Brod, Deine Familie, Deine Begabung, die Dich zu dem Höchſten befähigt, und alles, alles willſt Du hinwerfen, als ob es nichts wäre, um einer Schrulle willen. Denn es iſt nichts als eine Schrulle bei Dir! Das Evangelium ſteht feſt, Du biſt nicht verantwortlich dafür, Du haſt es nicht gemacht.

Mäßige Dich, Eliſabeth.

Nein, ich kann mich nicht mäßigen, und ich will es auch nicht. Ich habe mich lange genug gemäßigt. Du verachteſt mich, weil ich nichts habe. Das habe ich immer gewußt. Du haſt mich bettelarm genommen, und deshalb habe ich kein Gewicht in Deinen Augen. Du denkſt, Du könnteſt mir das bieten, daß ich nun wieder bettelarm werden ſoll. Denn was wollen wir anfangen, wenn Du Deine Stelle verlierſt?

Frau! ſagte der Paſtor, indem er ſich erhob, ſchäme Dich! Iſt das Dein Chriſtenthum, mit dem Du ſo gern groß thuſt und Dich zum Richter über meine Handlungen machſt? Ich habe dies unnütze Gerede ſatt. Meine Seele wird müde unter Deinen Reden. Ich ſage Dir: ich werde thun, was ich für recht halte, und mich durch Dich nicht irre machen laſſen.

Frau Eliſabeth rang die Hände vor ihrem Leibe in ingrimmiger Bewegung und biß die Zähne zuſammen. Sie ſah ein, es ſei für jetzt nichts auszurichten, doch nahm ſie ſich vor, ihrem Mann keine Raſt noch Ruhe zu gönnen, bis er vollſtändig mürbe geworden ſei. Sie entfernte ſich, um einen günſtigeren Augenblick für ihre Angriffe zu erſpähen, und mit einem Seufzer der Erleichterung ſank der Paſtor wieder in ſeinen Sorgenſtuhl.

Er war ſo traurig. Welche Kämpfe ſtanden ihm bevor! Daß er für ſeine Überzeugung einer Welt gegenübertreten, daß er dann wohl einer ungewiſſen Zukunft und der Armuth entgegengehen ſollte, war ja noch das wenigſte. Er hätte im Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft frohen Muthes dieſen großen Kampf aufgenommen. Aber dieſer nie verſiegende kleine Kampf, den ſeine Häuslichkeit mit ſich brachte!

Er ſtützte den Kopf auf die Hand und blickte träumeriſch den hellen Wolken nach, die am blauen Himmel dahinzogen. Wie ihn die Sehnſucht lockte! Die Sehnſucht nach Reinheit! Wie ſeiner Seele Schwingen ſich regten, wie ihn brennender Wunſch durch den Äther zog, fernhin über die Städte und das Gewimmel der Erde den lichten Höhen zu, wo die Wahrheit Gottes in unvergänglicher Klarheit thronen möchte! O glückſeliger Tod, der den Geiſt aus dieſen unwürdigen Banden befreien könnte!

Mit einem Male, während er ſo träumend gen Himmel ſah, vernahm er ein leiſes Geräuſch in ſeiner Nähe, und indem er zur Seite ſah, gewahrte er mit Erſtaunen Henriette, die ihn mit einem ſeltſamen Blicke ihrer blauen Augen betrachtete. Er hatte an dem Mädchen immer ſein Wohlgefallen gehabt. Ihr ſtilles ſittiges Weſen trug eine Sympathie für ihn, deren Reiz er ſich nicht entziehen konnte. Die Schönheit der blühenden Jungfrau war bei ihr mit einem gedankenvollen Ernſt gepaart, und oft hatte es ihn in der Predigt wie auch im Hauſe, während er ſprach, unwillkürlich angezogen, in ihre verſtändnisvollen Augen zu blicken. Sie war für ſein Gefühl der einzige Zuhörer, der mit ganzem Willen folgte.

Aber niemals hatte er ſie noch ſo geſehen wie heute. Ihr Antlitz war gleichſam verklärt von einer ſüßen Theilnahme, und ihre blauen Augen hafteten mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck zärtlicher Trauer auf ihm.

Und wie er ſie nun anblickte und nichts fragte, ſondern nur eine kurze Spanne Zeit, dem beglückenden Gefühle der Nähe eines ihm ähnlich geſtimmten Weſens hingegeben, ruhig verharrte, da kam es plötzlich wie ein wunderſamer Traum über ihn. Er ſah das Mädchen einem ſtarken Antriebe gehorchend näher kommen, und im nächſten Augenblicke lag ſie zu ſeinen Füßen, ihre Arme umklammerten ſeinen Hals und ihr Athem wehte über ſeine Wange, indem ſie leiſe ſagte: o bitte, Herr Paſtor, ſeien Sie doch nicht ſo traurig!

Paſtor Sadler dachte in dieſem Augenblicke nicht daran, wie erſchrecklich unpaſſend ein ſolches Benehmen war. Er gab einem rein menſchlichen Empfinden nach und fühlte in Henriettens Umarmung und ermunterndem Worte die wahre Weiblichkeit, welche ihren Beruf darin findet, zu helfen und zu tröſten. Sein Gemüth war ſo arm gewöhnt und kannte in der froſtigen Atmoſphäre ſeiner Ehe ſo wenig den Zauber weiblichen Troſtes, daß er mit einem Schlage gleichſam in eine neue, ihm noch unbekannte Welt verſetzt zu ſein wähnte und nicht die Überlegung beſaß, das Schickliche zu beobachten. Er umſchloß Henriette auch ſeinerſeits, küßte ſie innig auf die ſchwellenden Lippen und ſagte nur: mein liebes gutes Mädchen!

Da ſchmiegte ſie ſich noch enger an ihn an und lag mit völliger Hingabe an ſeinem Herzen, als ſei hier der Platz, wo ſie liegen müſſe.

Dem Johannes Sadler war es ein wunderbares Gefühl, und es kamen ihm Gedanken, die er ſeit langen Jahren, ja, die er wohl gar niemals gehabt hatte. Gleich einem hellen Lichte zuckte die Idee vor ſeinem inneren Auge auf, daß ein Mann nicht bloß aus Mitleid und Pflichtgefühl, ſondern auch zu ſeiner Freude mit einem Weibe Umgang haben könne. Er ward ſich auf einmal bewußt, daß er Jette herzlich lieb habe, und bei dem Gedanken, daß dieſes blühende wonnige Geſchöpf ſein Weib ſein könne, durchſchauerte es ihn. Wie, wenn ein Engel vom Himmel ſchwebte und mit überirdiſcher Kraft ihm zu Gefallen Frau Eliſabeth verſchwinden ließe, um Jette an deren Stelle zu ſetzen — wie leuchtend, wie ungemein prachtvoll geſtaltete ſich bei dieſem Phantaſiebilde die Welt, wie ſehr lebenswerth erſchien da das Leben! In der kurzen Minute, während Jette ihn umſchlungen hielt und ihre Lippen mehrere Male die ſeinigen mit einer herrlichen Unbefangenheit ſuchten und fanden, gleich als ob das Mädchen eine chriſtliche Pflicht zu erfüllen hätte, durchlebte der Paſtor einen ganzen Roman. Es erging ihm ähnlich wie dem Kalifen, der ſeinen Kopf auf Geheiß des Derwiſches in das Gefäß mit Waſſer tauchte und nachher nicht glauben wollte, daß dies Untertauchen nur einen Augenblick gedauert hat; denn er hatte ein langes Abenteuer erlebt und war in einer Sekunde durch die Höhen und Tiefen des Daſeins gewandert.

So veränderte ſich auch dem Paſtor Sadler das Bild ſeiner Exiſtenz auch ohne Derwiſchkunſt, denn er war lebhaften Geiſtes, von feiner Empfindung und voll Phantaſie. Mit Erſtaunen bemerkte er ſich verjüngt. Seit langem war er ſich als ein Mann vorgekommen, der mit dem Leben abgeſchloſſen hat, und gemeſſenen

Schrittes, wie die Pflicht es gebietet, dem Grabe entgegengeht. Nun flößten ihm Jettens Küſſe jenen wunderſamen Trank ein, welcher Jugend verleiht. Seine fünfunddreißig Jahre ſchrumpften zuſammen, er erinnerte ſich daran, daß ſein Haar noch braun und voll ihm die Schläfen umgab, Pflicht und Grab verſanken in das Nichts, und indem er Kraft und Muth verſpürte, gaukelte ihm ein ſüßer Traum den Beſitz der lieben Geſtalt in ſeinen Armen vor und einen Schnellzug, der ihn und Jette aus dieſem grauen Alltagselend in ein neues Leben, in weite Ferne trüge.

Aber ſehr ſchnell kehrte doch die Beſinnung zurück. Er machte einen Verſuch ſich zu erheben und drückte das junge Mädchen dabei ſanft von ſich.

Spielen Sie mir Ihr Lieblingsſtück vor, meine liebe Jette, ſagte er, das rührende Volkslied, das ich ſo gern höre. Es wird mir gut thun.

Jette wollte gehorchen. Mit einem willigen und frohen Blick in ihren ſchönen Augen zog ſie ihre Arme von ſeinen Schultern zurück und wollte ſich ſoeben abwenden, um zu dem Pianino zu gehen, als ein Ausruf an der Thür ertönte. Erſchrocken fuhr das Mädchen zurück, betroffen blickte der Paſtor: Frau Eliſabeth ſtand auf der Schwelle, und ihr Geſicht trug einen Ausdruck, der nicht mißzuverſtehen war. Die tiefſte

Entrüſtung miſchte ſich mit der Miene der Verwunderung. Dies Geſicht und dieſe Haltung zeigten den Richter an, der über die Frevelthat vor ſeinem Stuhle ebenſoviel Abſcheu wie Zorn empfindet.

Sie wandte ſich zunächſt an Jette. Indem ſie langſam vortrat, zeigte ſie mit der Hand gebieteriſch nach rückwärts und ſprach nur das eine Wort: Hinaus!

Jette ſenkte den Kopf und ging der Thür zu, verweilte aber, als ſie jetzt die Frau Paſtorin gegen ihren Gatten vorſchreiten ſah.

Und Du! ſagte Frau Eliſabeth zu ihm. Der Ton ihrer Stimme war inhaltsſchwer, er war voll Pathos, erfüllt von dem heiligen Abſcheu, den die ſtrenge Prieſterin gegenüber dem Unheiligen fühlt. Und Du! wiederholte ſie, Du biſt es, den ich ſo finden muß! Ja, jetzt begreife ich vieles! Du biſt in Wahrheit der Mann, der ſich zu einem Reformator eignet!

Paſtor Sadler war ſo unſanft aus einem glücklichen Traume aufgerüttelt worden, daß er im erſten Augenblicke, getheilt zwiſchen der Beſorgnis für Jette und dem Beſtreben, ſich ſelbſt zu vertheidigen, keine paſſende Entgegnung finden konnte. Aber ehe er nun noch zu Worte kam, miſchte ſich plötzlich ganz überraſchender Weiſe die ſonſt ſo ſtille und ſanfte Jette in den Streit und nahm für den Paſtor und ſich ſelbſt den Kampf auf. Sobald die Frau Paſtorin ihre hoheitsvolle Richtermiene gegen ihren Gatten aufgeſetzt hatte, war eine Veränderung mit Jette vor ſich gegangen. Die Taube ſträubte ihr Gefieder gegen den Sperber auf.

Mit blitzenden Augen und hoch wogendem Buſen trat ſie der Frau entgegen und vertheidigte ſich nicht etwa, ſondern griff an. Ihrem hübſchen kleinen Munde, der nur zu zärtlichen Worten und Liebesweiſen geformt erſchien, entquollen in der großen Aufregung und Empörung heftige Reden, und unter Thränen der Entrüſtung klagte ſie die Frau Paſtorin wegen ihres Benehmens gegen ihren Gatten an.

Zu ſeiner Verwunderung aber beobachtete der Paſtor den Kampf zwiſchen den Beiden. Denn auch jetzt im Drange der heftigen Scene riß ihn die Theilnahme nicht hin, ſondern bewahrte er die Ruhe des Denkers, der ſelbſt bei den Ereigniſſen, die ihn ſelbſt angehen, beobachtend verharren kann. So feſſelte ihn jetzt das Charakteriſtiſche des Zanks mehr, als der mögliche Ausgang desſelben. Er nahm wahr und konnte dabei kaum ein Lächeln unterdrücken, daß ſeine Frau die Vorwürfe des jungen Mädchens ſogleich begriff und verſtändnisvoll beantwortete, während er bei den unzähligen Wortgefechten, die er ſelbſt mit ihr gehabt hatte, noch niemals eine Spur von tieferem Verſtändnis für ſeine

Gründe bei ihr bemerkt hatte. Dieſe beiden weiblichen Weſen, ſo verſchieden ſie an Alter und Sinnesart wie ihrer Lebensſtellung nach waren, begegneten ſich doch mit gleichen Waffen. Niemals hatte der Paſtor ſo deutlich wie in dieſem Augenblick die Empfindung gehabt, daß das Benehmen ſeiner Frau ihm gegenüber zum größten Theil Komödie ſei, während ihre eigentliche Natur jetzt zum Vorſchein komme, wo ſie eine Gegnerin hatte und der beſte Teil der Waffen, die ſie ihrem Gatten gegenüber zu gebrauchen pflegte, den Dienſt verſagte.

Aber auch die Frau Paſtorin fühlte, daß ihr Gatte ſelbſt ein viel dankbareres Angriffsobjekt ſei als Jette. Von Jette fühlte ſie ſich allzuſehr durchſchaut. Jetten vermochte ſie nicht zu erſchüttern, Jette glaubte nicht an ihre heilige Entrüſtung, Jette in einen qualvollen Zuſtand zu verſetzen, war nur ein geringes Vergnügen. So brach ſie denn den Zwiſt mit dem jungen Mädchen ab und wandte ſich an ihren Gatten mit der heftigen Klage, daß er ſeine Frau von einem ungezogenen Kinde beleidigen laſſe, welches ihr zur Erziehung übergeben worden ſei. Und an dieſe Klage ſchloß ſie dann ſofort die heftigſten Vorwürfe darüber, daß er, ein Geiſtlicher, die jungen Mädchen, welche ſeinem Schutze anvertraut ſeien, auf Abwege bringe.

Der Paſtor winkte dem jungen Mädchen mit den Augen, und dieſes verſchwand. Dann, als beide Ehegatten allein waren, ſagte der Paſtor mit ernſtem und traurigem Tone: Du begreifſt, Eliſabeth, daß wir unter ſolchen Verhältniſſen nicht mehr zuſammen bleiben können. Mag nun Dein Vorwurf begründet ſein oder nicht, er trennt uns. Wir leiden beide, vielleicht in gleicher Weiſe, unter unſerer Vereinigung, und wir wollen ſie deshalb aufheben.

Eine kurze Weile war Frau Eliſabeth wie erſtarrt, dann aber fuhr ſie auf. Ja, ſagte ſie, das könnte Dir paſſen! Mich loswerden und eine Jüngere heirathen, das wäre ſo etwas für Dich. Aber glücklicher Weiſe gilt bei uns das chriſtliche Geſetz, und nie und nimmermehr werde ich zu einer Scheidung meine Zuſtimmung geben.

Der Paſtor ſprach nichts mehr. Mit einem Blicke erkannte er ſeine Lage und ſah, daß ſie hoffnungslos war. Bei dem Gedanken an eine fernere Unterredung mit ſeiner Frau ſchien ihm die Zunge im Munde zu erlahmen. Dies Wort, daß ſie nimmermehr in eine Scheidung willigen werde, kam aus ihrem Innerſten. Der Paſtor wußte, daß dies ihr Ernſt war.

Er ging hinaus, nahm ſeinen Hut und rief im Vorbeigehen am Wohnzimmer Jette zu ſich. Ehe noch die Frau Paſtorin einen fernern Entſchluß hatte faſſen können, befanden ſich ſchon ihr Gatte und das junge Mädchen auf der Straße.

Sie lenkten ſchweigend ihre Schritte dem nahen Thore zu und gingen in das Feld hinaus. Jette hatte den Kopf geſenkt, der breitrandige Strohhut verbarg ihre brennenden Wangen vor ſeinem Blicke. Der Athem der duftreichen Gefilde wehte ihnen entgegen, der Frieden der Natur linderte den Sturm in ihrer Bruſt. Schon ſenkte ſich die Sonne dem Walde zu, deſſen Schatten ſie lockte.

Meine liebe Jette, ſagte der Paſtor, es iſt wohl keine Frage, daß es beſſer iſt, Sie verlaſſen unſer Haus.

Jette blickte empor und ihre von Thränen umflorten Augen ſahen ihn unbeſchreiblich rührend an. Sie nickte mit dem Kopfe.

Meine gute Frau iſt heftig, fuhr der Paſtor fort. Ich weiß, daß ſie ſich alle Mühe giebt, dieſen Fehler an ſich zu bekämpfen, aber, ſo fügte er mit einem Lächeln hinzu, es iſt eigenthümlich, wie ſchwer es dem Menſchen fällt, gerade diejenigen ſeiner Schwächen und Fehler mit Erfolg zu bekämpfen, welche ſeinen Mitmenſchen am leichteſten auffallen. Nicht allen iſt die Kraft von Gott gegeben, ſich ſelbſt beherrſchen zu können.

Deshalb vermuthe ich, liebe Jette, Sie würden es ſo ſchwer im Hauſe haben, daß auch Ihre Selbſtbeherrſchung ſchließlich litte und kein Segen für Sie aus dem Zuſammenleben mit meiner Frau hervorginge.

Es iſt wahr, Herr Paſtor, und ich habe daſſelbe gedacht.

Ihre guten Eltern, meine liebe Jette, kennen Sie ja hinreichend, um Ihre ſchnelle Abreiſe von hier nicht übel zu deuten, doch will ich noch heute einen Brief an Ihren Vater ſchreiben, um ihn vorzubereiten und zu beruhigen.

Sie hatten den Saum des Waldes erreicht und ſchritten unter dem Dome der ſich wölbenden Baumkronen dahin. Leiſe zwitſcherten die Vögel ihr Abendlied. Eine laue Luft ſtrich aus dem fernen Schatten hervor und erregte den Wandelnden das Blut.

Jette blieb ſtehen und blickte den Paſtor an. Er las in ihren Zügen, daß ſie noch vieles zu ſagen hatte, was nicht den Weg über ihre Lippen finden wollte. Ein innerer Kampf wühlte in ihr, und ihre Wangen brannten.

Es iſt nicht meinetwegen, Herr Paſtor, ſagte ſie. Ich denke nicht an mich. Meinetwegen brauchen Sie ſich keine Sorgen zu machen. Mein Vater iſt ſehr gut zu mir und thut alles, was ich von ihm bitte.

Aber wenn ich daran denke, wie traurig Ihr Leben iſt, dann —

Der Paſtor blickte das ſchöne Mädchen an, und ein wunderliches Gefühl überkam ihn von neuem. Wie hatte Jette ſich doch verändert! Eine ſtarke Leidenſchaft trieb das ſonſt ſo ſchüchterne Weſen, und er bemerkte mit wonniger Theilnahme, wie durchaus aufrichtig die Stimme der Natur bei ihr ſprach. Von einem einzigen Gedanken beherrſcht, ſchien ſie ſich aller der Umſtände und Bedenken, die das geſellſchaftliche Leben mit ſich bringt, nicht mehr bewußt zu ſein, und eine entzückende Naivetät ging von ihr aus, die ihn berauſchte. Dieſes Bild der hingebenden Liebe zog ihn mit faſt unwiderſtehlicher Macht an, und hier in der Einſamkeit des Waldes vermochte er kaum dem Drange zu widerſtehen, das Mädchen in ſeine Arme zu ſchließen. Er fühlte ſchon dieſen weichen, pulſirenden Leib an ſeiner Bruſt und genoß dieſe ſchwellenden Lippen. Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, daß es eine große Thorheit ſei, den mächtigſten Geboten der Natur zu widerſtreben, alle Weisheit der Schulen erſchien ihm grau und bedeutungslos gegenüber dieſer Wahrhaftigkeit der angeborenen Stimme, welche aus dem ſehnlichen Verlangen des Mädchens ſprach.

Dennoch ward er von ſeinen Empfindungen nicht hingeriſſen. Ein gewiſſes Etwas hielt ihn aufrecht und gab ihm Stärke.

Liebe Jette, ſagte er, Sie halten mein Leben für ſehr traurig, aber denken Sie nicht auch, daß es noch trauriger werden würde, wenn ich zu dem Unglück auch noch Schuld auf mich lüde? Für einen jeden Menſchen giebt es Prüfungen, die Seele ſoll in ſiebenfachem Feuer geläutert werden, und nur wer ſtandhaft bleibt, erringt die Krone des Lebens.

Aber es iſt ja nicht möglich, Herr Paſtor! Sie können dies ja nicht ertragen! rief Jette. Ein Strahl des Zornes flammte aus ihren blauen Augen. Ihnen wird ja jeder Biſſen vergällt, den Sie zum Munde führen, jeder Athemzug vergiftet. Ich kann nicht von hier fortgehen. Ich halte es nicht aus, wenn ich wieder zu Hauſe bin und nun jede Stunde und Minute verfolgen kann, wo Sie geärgert und gepeinigt werden, ohne daß ich Sie wenigſtens anſehen darf. In der Ferne kann ich das nicht dulden.

Und was ſollte ich wohl thun, liebe Jette, um dies zu ändern?

Ich weiß es nicht, Herr Paſtor, ich weiß nur, daß dies mehr iſt, als ein Menſch ertragen kann, und daß Sie ſo etwas nicht verdient haben. O, wenn ich denke, daß ich — Sie ſind ja viel zu gut für dieſes Weib, Sie behandeln ſie ja gar nicht ſo, wie Sie es verdient. Es ärgert mich, es macht mich raſend, wenn ich dies mit anſehen muß. Das hat der liebe Gott auch nicht gewollt, Herr Paſtor, das werden Sie mir nicht einreden, daß der liebe Gott einem Manne dazu eine Frau giebt, daß ſie ihn todtärgert.

Wer weiß, mein liebes Kind? ſagte der Paſtor. Sind wir ſo genau mit den Wegen Gottes bekannt? Sind wir ſo gut unterrichtet über die Erziehung zum ewigen Leben? Wie nun, wenn ich ſagte, daß mir Gott dieſe Prüfung auferlegt habe, um mich gegen alle anderen Anfechtungen ſicher zu ſtellen? Denn das iſt ja wohl gewiß: wenn ich frohen Muthes und ungebeugt aus dieſer Schule hervorgehe, ſo wird es in der ganzen weiten Welt nichts geben, was mich zu erſchüttern vermöchte. Doch reden wir nicht mehr von mir und meiner Noth. Denn ein jeder hat ja ſeinen Schmerz, und es iſt beſſer, ſich nicht mit dem eigenen Leid zu beſchäftigen, ſondern darauf zu ſinnen, wie wir die Noth des Nächſten zu lindern vermögen.

Jette ſenkte die Augen. Offenbar leuchtete ihr das nicht ein, was der Paſtor geſagt hatte, und wer in ihrem Herzen hätte leſen können, würde dort Gedanken gefunden haben, die weit mehr auf das Irdiſche gerichtet und praktiſch waren. Aber die Anſchauung des von ihr ſo hoch verehrten Mannes imponirte ihr trotzdem, und es war, als ergöſſe ſich über die Wellen ihrer Leidenſchaft ein linderndes Öl.

Sehen Sie, liebe Jette, fuhr der Paſtor fort, unſer Gott iſt ein großer König, der das Kleine ſo wenig verabſäumt, wie die großen und wichtigen Angelegenheiten. Wir können feſt darauf vertrauen, daß er unſerer Seelen wahrnimmt und daß unſere Sorgen ihm am Herzen liegen. Deshalb können wir unſere Zuverſicht zu ſeiner Hilfe am beſten dadurch beweiſen, daß wir immer dasjenige thun, was ſein Gebot uns vorſchreibt. Nun iſt es ein eigenthümliches Ding mit der Liebe.

Jette horchte geſpannt, als der Paſtor das Wort Liebe erwähnte.

Manche Menſchen, fuhr er fort, lieben ein anderes Menſchenkind und ſetzen ihr ganzes Heil auf das Glück, das ihnen von einem ſchön und liebenswürdig geſtalteten Mädchen kommt. Und das liegt ja auch ſehr nahe. Welcher Mann wäre ganz unempfänglich für ſolche Anziehungskraft! Aber Sie haben wohl ſchon geſehen, liebe Jette, oder werden es wohl noch erfahren, daß der geliebte Gegenſtand, ſo hold und treu er auch erſcheinen mag, doch nur ein gebrechliches Geſchöpf iſt, dem Wandel des Glückes und der Neigungen unterworfen. Eine andere und höhere Neigung iſt die Liebe zu der Wiſſenſchaft, und ſie befriedigt die Seele weit ſicherer, weil ihr Gegenſtand Dauer hat und keinem Wechſel des Gefühls unterworfen iſt. Wenn nun dieſe Wiſſenſchaft, von der ich ſpreche, als Spitze und Krone die Erkenntnis der unbeſchreiblichen Schönheit Gottes hat, müßte nicht da die Liebe erſt ihren rechten Zielpunkt gefunden haben? Und müßten wir nicht denjenigen für ganz verkehrt und wahnſinnig halten, der einen Schimmer von dem hohen göttlichen Glanz zu ſehen bekommen hätte, und ſich doch von dem edelſten Gegenſtande der Liebe abwenden wollte, um ſich über ſein Mißgeſchick in der irdiſchen Liebe zu grämen?

Jette war ganz ſtill geworden, die Thränen floſſen ihr ſanft über die Wangen herab. Das gute Kind ſuchte ſich zu finden, und faſt wäre es ihr auch gelungen. Sie reiſte am folgenden Tage ab, nachdem ſie dem Grollen der Frau Paſtorin den Blick einer Seele entgegengeſetzt hatte, welche durch ein heiliges Leid gegen niedrigen Schmerz gefeit iſt. Der Paſtor aber ſaß noch lange Zeit in tiefem Nachdenken für ſich allein in ſeinem Sorgenſtuhl und begleitete im Herzen das Bild der Entfernten. Dieſer Sieg über die eigene Leidenſchaft hatte ihn viel gekoſtet.

Aber wie denn alles im Leben ſich anders wendet, als menſchliche Vorausſicht zu berechnen vermag, ſo geſtaltete ſich auch das Schickſal des Paſtors Sadler beſſer als er erwartet hatte. Nachdem er ſeinem Entſchluſſe treu geblieben war, ſeine theologiſche Überzeugung nicht zu opfern, geſchah das nicht, was er erwartete und was ſeine Gattin fürchtete. Er wurde ſeines Amtes nicht entſetzt, ſondern eine mildere Auffaſſung kam in der ihm vorgeſetzten Behörde zur Geltung. Eines der einflußreichſten Mitglieder dieſer Behörde hatte aus den Predigten des Paſtors den Eindruck gewonnen, daß man es hier mit einem ungewöhnlich tiefen Denker zu thun habe. Dieſer Herr beſuchte Paſtor Sadler perſönlich, ſprach ſich mit ihm aus und ſetzte es hiernach durch, daß derſelbe auf eine andere Stelle verſetzt wurde, wo die Gemeinde vorausſichtlich mehr Verſtändnis für den Werth des Predigers haben mußte. Paſtor Sadler ſiedelte mit ſeiner Familie aus der kleinen Stadt nach der Hauptſtadt über.

Hier aber entfaltete ſich ſein Leben und ſeine Wirkſamkeit in neuer und erquicklicher Weiſe. Zwar änderte Frau Eliſabeth ſich nicht in ihrem Charakter, und ſie verzieh es ihrem Gatten ihr Lebenlang nicht, daß er einſt in ein unſittliches Verhältnis zu der ſchönäugigen Penſionärin getreten ſei, aber ſie hegte Reſpekt vor ihm, weil er nicht abgeſetzt worden war. Auch brachte die angeſtrengte Amtsthätigkeit es mit ſich, daß der Paſtor ſeine Frau nur ſelten und dann für kurze Zeit zu ſehen bekam, und ſo verlief ihre Ehe verhältnismäßig friedlich.

Die allgemeine Hochachtung aber, welche dem wahrhaft guten Mann, der in der Öffentlichkeit wirkt, niemals fehlt, obwohl ſie oft erſt dem Abendſonnenſchein gleich den Schluß ſeines Lebens verklärt, brachte auch von außen der gefeſtigten Seele des Paſtors jenen Frieden und jenen Glanz, die in ſeinem Innern wohnten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Seite
Aus der guten Geſellſchaft 1
Das Mißverſtändnis 67
Das Kind aus dem Volke 133
Im Pfarrhauſe 233

Leipzig.
Druck von Grimme & Trömel.

Niemann, August,

Amors Bekenntnisse Ehestandsgeschichte von August Niemann. (Inhalt: Aus der guten Gesellschaft. - Das Missverständnis. - Das Kind aus dem Volke. - Im Pfarrhause.)

Dresden und Leipzig [1889]

P.o.germ. 1819
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11675857-6